
WIDENER
HN F9H3 +


HARVARDIANA
ET
VE RI
TAS
ACADEMIA IN NOV ANG
CHRISTO ECCLESIAE



Gottlieb Schnapper-Arndt

[illegible] Gottlieb [illegible]

Verträ[illegible]

Dr. Leon [illegible]

[illegible]

[illegible]ingen
Verlag der H. [illegible]schen Buchhandlung
[illegible]906.



Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt,

Vorträge und Aufsätze.

Herausgegeben

von

Dr. Leon Zeitlin.

Mit einem Bilde Dr. Schnapper-Arndt's in Heliogravüre.

Tübingen
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung
1906.



Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Vorwort.

Die in diesem Bande vereinigten Aufsätze und Vorträge von Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt (gestorben am 2. März 1904) enthalten mit Ausnahme der weithin bekannten sozial-statistischen Monographie: „Fünf Dorfgemeinden auf dem Hohen Taunus“[1]) die wichtigeren Publikationen dieses Gelehrten. Aber man wird auf Grund der zu seinen Lebzeiten erschienenen Arbeiten allein kaum ein rechtes Bild von der wissenschaftlichen Bedeutung Schnapper-Arndt's gewinnen, denn die peinlich genaue Gründlichkeit, die all' seine Arbeiten in so hohem Grade auszeichnet, ließen ihn immer und immer wieder zögern, großangelegte, lange Jahre hindurch in intensivster Weise betriebene, wirtschaftsgeschichtliche Forschungen zum Abschluß zu bringen. Und so ist es gekommen, daß dieser verdienstvolle Gelehrte aus dem Leben scheiden mußte, ohne der deutschen Wissenschaft sein Hauptwerk geben zu können, an dem er mit hingebender Liebe und unermüdlichem Fleiße gearbeitet hat: Seine „Geschichte des Geldverkehrs, der Preise und der Lebenshaltung in der Reichs- und Handelsstadt Frankfurt a. M. und in Deutschland überhaupt vom Ausgange des Mittelalters bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“ ist unvollendet geblieben..... Indessen für die Veröffentlichung dieses wertvollen Nachlasses ist Sorge getragen, wie auch für die der Vorlesungen über die verschiedenen Gebiete der Statistik, die Schnapper-Arndt an der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften gehalten hat.

Gewiß wird sich ein rein wissenschaftliches Interesse vor allem diesen bisher noch nicht publizierten Arbeiten zuwenden, doch um auch einem weiteren Leserkreise einen Einblick in die wissenschaftliche und schriftstellerische Eigenart dieses Forschers zu ermöglichen, schien es angebracht, grade seine bisher schon erschienenen Arbeiten noch

[1]) Leipzig 1883, Duncker u. Humblot.

einmal in einem Bande zusammenzufassen. Denn wenn in diesen Vorträgen und Aufsätzen auch recht Verschiedenartiges zur Sprache gebracht wird, so ist doch diese Mannigfaltigkeit eine durchaus harmonische, da sie überall die Grundanschauungen durchschimmern läßt, die für ihn als Menschen und Gelehrten bestimmend waren. Und unschwer sind auch die feinen Beziehungen aufzudecken, die zwischen den verschiedenen Gebieten seines geistigen Schaffens bestehen.

Bei der Zusammenstellung des Bandes ist nun versucht worden, diese verschiedenen Arbeitsgebiete auch rein äußerlich gegeneinander abzugrenzen. Die einzelnen Aufsätze und Vorträge werden deshalb nicht in der chronologischen Reihenfolge ihrer Veröffentlichung gebracht, sondern sind nach ihrem Inhalte in drei Gruppen gegliedert: Zur Theorie und Methode — Zur deutschen Wirtschafts- und Kulturgeschichte — Sozialpolitische Reisefeuilletons.

Textlich sind die Arbeiten unverändert gelassen. Nur das „Nährikele" hat eine wesentliche Erweiterung erfahren, doch entstammen auch hierfür die textlichen Zusätze und Anlagen fast unverändert dem Material, das Schnapper-Arndt für diesen Aufsatz in überreicher Fülle zusammengetragen hatte. Bei den übrigen Arbeiten glaubte sich der Herausgeber, dort wo Erläuterungen notwendig schienen, auf die Hinzufügung von Anmerkungen beschränken zu dürfen.

Frankfurt a. M., im Januar 1906.

Leon Zeitlin.

Inhalt.

Seite

Gottlieb Schnapper-Arndt.

Eine biographische Skizze

vom

Herausgeber.

Dem Zeitalter der Naturwissenschaften scheint eines der Gesellschaftswissenschaften zu folgen. Wirtschaftliche, soziale und politische Probleme beleben in immer größerer Zahl, in immer bunterer Mannigfaltigkeit die Interessensphären menschlichen Denkens und Handelns und drängen gebieterisch auf Antwort. Ein ganzes Bataillon junger Wissenschaften hat man aufgeboten und es ist den oft schwierigen und verwickelten Problemen energisch und bereits erfolgreich auf den Leib gerückt. Diese Erfolge, die von einigen rasch bekannt und modern gewordenen Wissenschaften, wie z. B. von der Nationalökonomie, gern für sich allein in Anspruch genommen werden, sind aber doch gewiß, zum guten Teil wenigstens, jenen Wissenschaften zu danken, die sich nicht so sehr mit den aktuellen Fragen selbst befassen, sondern die durch ihr stilles, nicht an den Tag drängendes Wirken erst die Möglichkeiten schaffen, an die Lösung solcher Probleme heranzutreten. Zwei von den Grundpfeilern, auf denen die Gesellschaftswissenschaften ruhen und deren namentlich die Nationalökonomie als Stütze bedarf, sind Wirtschaftsgeschichte und Sozialstatistik. Und die deutsche Wissenschaft ist reich an tüchtigen Gelehrten, die diesen Disziplinen mit Ernst und Liebe ihre Lebensarbeit widmen, um beizutragen an dem Ausbau und der Sicherung der Grundlagen der Sozialwissenschaften. In ihrem Kreise nimmt Gottlieb Schnapper-Arndt einen Ehrenplatz ein.

Gottlieb Schnapper-Arndt ist geboren am 2. Oktober 1846 zu Frankfurt a. M. als der Sprößling einer alteingesessenen, angesehenen Familie. Ihr hat auch die bekannte Stammmutter des Hauses Rothschild, eine geborene Schnapper, angehört; ihr Sohn

Anselm, der Frankfurter Rothschild, war Gevatter des jungen Gottlieb. Gern noch zeigte dieser in späteren Jahren einen Brief von des Gevatters Bruder, dem Freiherrn Salomon von Rothschild aus Wien, in dem dieser dem Vater zur Geburt des Sohnes gratulierte, dem er unter anderem auch ganz besonders wünschte, er möge ebenso reich mit Glücksgütern gesegnet sein wie sein Gevatter. Daß dieser Wunsch nicht völlig in Erfüllung ging, hat Gottlieb Schnapper, der in behaglichen Verhältnissen aufwuchs und dem auch später ein von materiellen Sorgen freies Leben beschieden war, wohl den geringsten Kummer bereitet. Ihm hat es gewiß mehr Freude gemacht, sich zur Aristokratie des Geistes als zu der des Geldes zählen zu dürfen. Auch zu jener stand er mütterlicherseits in nahen Beziehungen. Jeannette Straus-Wohl, die selbstlos-vornehme Herzensfreundin und Vertraute Ludwig Boernes, war seine Tante.... Wer es liebt, eine Persönlichkeit zu zergliedern und in ihr alles bis auf jenen unteilbaren Rest, der eben die Individualität ausmacht, auf das Milieu zurückzuführen, wird schon in diesen kurzen Andeutungen den Schlüssel zu manchen Wesenszügen Schnapper-Arndts finden können. Auf der einen Seite seine süddeutsch-demokratische Gesinnung und das im besten Sinne lokale Kolorit seiner Arbeiten und auf der anderen sein lebhaftes und umfassendes Verständnis für literarische und künstlerische Interessen: die Verhältnisse der Vaterstadt und des Vaterhauses erklären sie zur Genüge.

Im elterlichen Hause wurde dem Knaben eine äußerst sorgfältige Erziehung zuteil. Und länger als üblich ward sein Unterricht durch Privatlehrer geleitet, da ihm ein Fußleiden Jahre hindurch den regelmäßigen Schulbesuch unmöglich machte. Auf die heiteren Freuden der Jugend zu verzichten, wird auch ihm wohl schwer gefallen sein, aber dieses Beiseitestehenmüssen ließ in dem Jüngling keineswegs eine pessimistische Weltanschauung keimen. Für das, was ihm versagt war, fand sein früh entwickelter Geist bald reichsten Ersatz in der Lektüre deutscher, französischer, englischer und auch antiker philosophischer Schriften, der er sich eifrig widmete. Daneben aber las er auch schon damals mit Interesse Werke volkswirtschaftlichen Inhalts. Und eine nicht minder liebe Erholung war ihm das Schachspiel; er spielte es in jungen Jahren leidenschaftlich gern.

Durch eine erfolgreiche Kur bei Professor Esmarch zu Beginn der 70iger Jahre erfuhr sein Leiden eine wesentliche Besserung. Und froh der wiedergewonnenen Gesundheit begab sich Schnapper für längere Zeit auf Reisen, die ihn durch die Niederlande, durch Frank-

reich und England führten. Die Anregungen und Eindrücke, die er von dort mitbrachte, waren von bleibendem Werte für ihn. Denn diese Reisen dienten ihm nicht nur zur Befriedigung seiner ästhetischen Bedürfnisse; mit offnen Augen beobachtete er Land und Leute und namentlich waren es gemeinnützige Institutionen, die seine hilfsbereite Menschenfreundlichkeit kennen zu lernen suchte. Schon damals regte sich in ihm der praktische Sozialpolitiker.

Dann widmete er sich ganz der Wissenschaft. Im Anfange mochte Schnapper geschwankt haben, ob er sich — früherer Neigung folgend — rein philosophischen Studien hätte widmen sollen oder ob die Sozialwissenschaften sein Tätigkeitsfeld wären. Schließlich entschied er sich für die letzteren; es ist wohl möglich, daß ihn hierbei die Absicht geleitet hat, sich durch diese Studien praktisch für den Kampf gegen soziale Mißstände vorbereiten zu können. Im Jahre 1877 ging er nach Berlin, wo er als Volontär in das königlich preußische statistische Bureau eintrat, das damals unter der Leitung des genialen Statistikers Ernst Engel stand. Dieser zählte den neuen Volontär bald zu seinen Lieblingsschülern und die herzlichen Beziehungen, die sich von jenen Tagen her zwischen dem Altmeister der Statistik und dem Schüler spannen, rissen erst mit dem Tode Engels. Im Seminar war Schnapper andauernd mit wissenschaftlichen wie technischen statistischen Arbeiten beschäftigt. Hier lernte er die Gedanken Le Plays genauer kennen, der — damals in Deutschland noch fast unbekannt — später durch Schnappers Bemühungen auch bei uns die wohlverdiente Anerkennung finden sollte. Eine Ergänzung fanden diese statistischen Studien durch die Vorlesungen des gründlichen Richard Boeckh, in dieser Zeit Leiter des statistischen Amtes der Stadt Berlin. Daneben beschäftigte sich Schnapper-Arndt viel mit Nationalökonomie; Meitzen und namentlich Adolf Wagner, an dessen Seminar er sich ebenfalls eifrig beteiligte, waren seine Lehrer in dieser Disziplin.

Von Berlin wandte er sich nach Straßburg, wo damals Schmoller und Knapp lehrten, deren gewerbe- und agrargeschichtliche Forschungen in naher Beziehung zu den Problemen standen, mit denen sich der junge Gelehrte besonders beschäftigte. Dann ging er nach Tübingen, um dort seine Studien formell zum Abschluß zu bringen. Vor allem war es der vielseitige und geistvolle Rümelin, der ihn anzog, und unter ihm promovierte Schnapper-Arndt im Jahre 1882 summa cum laude mit seiner Arbeit „Fünf Dorfgemeinden auf dem Hohen Taunus", einer in ihrer Art einzig dastehenden sozialstatistischen Monographie, deren bleibende Bedeutung von Rümelin sofort und

dann auch bald von der gesamten wissenschaftlichen Welt anerkannt wurde. Doch damit sah er seine Studienzeit noch nicht als beendet an, denn seine gewissenhafte Art verlangte danach, in seinen Wissenschaften alle Standpunkte kennen zu lernen. Er begab sich deshalb nach Wien, um noch den scharfsinnigen Karl Menger, das Haupt der deduktiven Richtung in der Nationalökonomie, zu hören, nachdem er sich in Deutschland mit den Anschauungen der historischen Schule gründlich vertraut gemacht hatte. In Wien setzte er auch die in Tübingen begonnenen juristischen Studien weiter fort und nahm die philosophischen — seine Lieblingsbeschäftigung in früheren Jahren — wieder auf.... Erst mit dem Wiener Aufenthalt also fanden die akademischen Lehrjahre Schnapper-Arndts ihren eigentlichen Abschluß. Was er aus ihnen mit hinüber ins Leben nahm, war jedoch nicht nur des Wissens reiche Fülle; von vielen der bedeutenden Männer, zu denen er als Schüler gekommen war, schied er als Freund und manch' wertvolle und dauernde geistige Beziehung stammt noch aus jener Zeit.

Bereits einige Jahre vor seiner Promotion hatte der junge Gelehrte in Johanna Arndt eine gleichgesinnte Lebensgefährtin gefunden. Sie hatte ihn nach Tübingen und dann nach Wien begleitet, aber obwohl dem jungen Paare das Leben in der Kaiserstadt recht behagte, so ließen sie sich doch nicht dauernd dort nieder. Es folgten Wanderjahre: von Wien ging es zu längerem Aufenthalt nach Berlin, dann nach Wiesbaden und von dort nach Heidelberg; in der Zwischenzeit wurden öfter größere Reisen unternommen. Schließlich im Jahre 1897 kehrte Schnapper-Arndt nach Frankfurt, seiner und seiner Gattin Heimat zurück, um hier bleibenden Wohnsitz zu nehmen.

In Frankfurt führte er nach außen ein schlicht-einfaches, aber ein innerlich um so reicheres Leben. Zwischen ernster, fleißiger Forscherarbeit und werktätiger Teilnahme an allen gemeinnützigen, kulturfördernden Bestrebungen war es geteilt. Die Pflege edler Geselligkeit machte die Freude seiner Erholungsstunden aus.... Als Gelehrter war seine Hauptaufmerksamkeit jetzt zunächst auf wirtschaftshistorische Probleme gelenkt. Das an wertvollen Dokumenten zur deutschen Vergangenheit so reiche Frankfurter Archiv wurde für ihn eine unerschöpfliche Fundgrube. Und aus kleinen Anfängen, die schon lange Jahre zurückreichen, erwuchs unter seiner nie rastenden Tätigkeit ein wirtschaftsgeschichtliches Werk größten Stils, eine „Geschichte des Geldverkehrs, der Preise und der Lebenshaltung in der Reichs- und Handelsstadt Frankfurt a. M. und in Deutschland überhaupt vom Ausgange des Mittelalters bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts".

Indessen seine exakte Gründlichkeit hinderte ihn, diese Untersuchungen, die in ihren wesentlichen Teilen fertig vorliegen, zu beenden. Sein Lebenswerk selbst zum Abschluß zu bringen war ihm nicht vergönnt, es harrt noch der ordnenden und zusammenfassenden Arbeit des Herausgebers. Gar manches jedoch von dem, was Schnapper-Arndt darin niedergelegt hat, ist in Vorträgen und Vorlesungen bereits zur Oeffentlichkeit durchgesickert. Und mit vollem Recht wird man auf Grund des bekannt gewordenen behaupten dürfen, daß sich der Gelehrte in dem, was noch aus seinem Nachlasse zu erwarten ist, als Meister der historisch-deskriptiven Forschung zeigen wird. In Beziehung zu dieser großen Arbeit stehen auch einige kleinere, wirtschaftshistorische Aufsätze, die er gelegentlich veröffentlichte und die in diesem Sammelbande mit ihren Platz gefunden haben; sie sind gewissermaßen die Vorfrüchte einer mehr als zwanzigjährigen Sammlerarbeit.

Daneben aber war es die Pflege der Statistik, die sein reges Interesse in Anspruch nahm. Besonders gern hat er sich wie zu Beginn seiner Studienzeit so auch in späteren Jahren mit Privatwirtschaftsstatistik beschäftigt und dann noch mit der Methodenlehre sozialer Untersuchungen. Zu einer umfassenden Betätigung jedoch auf dem gesamten Gebiete der Statistik gab ihm erst die ehrenvolle Berufung zum Dozenten für diese Disziplin an die neuerrichtete Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. im Jahre 1901 willkommenen Anlaß. Und mit welcher Hingebung widmete er sich seiner Lehrtätigkeit. Wie sorgfältig ausgearbeitet und wie verständlich auch seine Vorlesungen waren, ihm schien für seine Schüler das Beste kaum gut genug. Um an seinem Kolleg immer noch mehr bessern und feilen zu können, verzichtete er auf die eigne Erholung. „Erst muß ich doch meine Vorlesungen in Ordnung haben", erwiderte er einem Kollegen, der ihn gelegentlich nach seinen Ferienplänen fragte. Und das, was er seinen Schülern sagte, war ihm Herzenssache. So klang aus seinen Vorlesungen der Ton warmen Mitempfindens heraus, ein liebenswürdiger, diskreter Humor gab seinen Schilderungen eine heitere Färbung, die Vielseitigkeit seiner positiven Kenntnisse hielt die Zuhörer in Spannung: da konnte es freilich geschehen, daß in seinen Vorlesungen die als langweilig verschrieene Statistik erheblich besser erschien als ihr Ruf. Ob er Wirtschaftsstatistik oder Bevölkerungslehre, Moralstatistik oder die auf Grund eigner Quellenstudien zusammengestellten Kapitel aus der Wirtschafts- und Kulturgeschichte vortrug, stets verstand es Schnapper-Arndt, seine Schüler zu interessieren und zu fesseln.

Doch der fleißige Forscher, der oft monatelang in emsiger Arbeit in den Archiven an vergilbten Dokumenten studierte, war keineswegs ein weltfremder Gelehrter. Das Bessern und Helfen lag ihm zuletzt doch noch mehr am Herzen als das Verstehen und Erklären. Stets fand man ihn bereit, mit seiner Person, seinem Wissen und seinem Besitz in den Dienst praktischer Bestrebungen zu treten, die sich bemühen, in sozialer Hilfsarbeit die von ernster Forschung aufgestellten sozialen Forderungen zu verwirklichen. Im freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M., das ja in eminentem Sinne kulturfördernden Zwecken dient, spielte Schnapper-Arndt daher mit Recht eine angesehene, oft führende Rolle. Namentlich in der volkswirtschaftlichen Sektion hat er manches bedeutsame Unternehmen angeregt und durchgeführt. So die Enquete über die Lage des Handwerks und den Kongreß, auf dem im Jahre 1893 die Frage der Arbeitsvermittlung erörtert wurde, wodurch die Bewegung zur Errichtung sozialpolitisch so segensreicher Einrichtungen wie der öffentlichen und paritätischen Arbeitsnachweise in Deutschland mächtig gefördert wurde. Und ebenso war er ein warmer und beredter Anwalt der Sache des Volksbildungswesens, das er im Rhein-Maingebiete mit organisieren half und für das er in zahlreichen Vorträgen eine rühmliche Propaganda der Tat entfaltete. Zu umfassender praktischer Tätigkeit fand er auch reichlich Gelegenheit in Ehrenämtern bei der städtischen Armenverwaltung und zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten. Muß es noch besonders betont werden, daß ein so warmfühlendes Herz nicht nur für die schlug, die Menschenantlitz tragen, sondern daß er jede lebende Kreatur liebte und ein eifriger Förderer und Führer der guten Sache des Tierschutzes war!

Und inmitten eines so arbeitsfreudigen aber auch arbeitsvollen Lebens fand Schnapper-Arndt immer wieder Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen und seinen persönlichen Neigungen nachzugehen. Da waren es die bedeutenden Tagesfragen, denen er ein reges Interesse zuwandte. Doch dabei genügte es ihm durchaus nicht, nur ein oberflächliches Urteil zu gewinnen; es trieb ihn stets, solchen Fragen auf den Grund zu gehen. Ist es für dieses Streben nicht charakteristisch, wenn Schnapper-Arndt sich zur Zeit der chinesischen Wirren eifrig mit chinesischen Sprachstudien befaßte? Da waren es ferner mathematische Studien, denen er sich von Zeit zu Zeit mit besonderer Vorliebe widmete. Und da war es vor allem der reiche, noch unveröffentlichte Nachlaß Ludwig Boernes, der — durch Vermächtnis schon früh in seinen Besitz gelangt — treulich von ihm gehütet wurde und für

dessen künftige Veröffentlichung er fleißig vorgearbeitet hat.

So lebte er ein glückliches Leben, aber grade deshalb sollte es ihm wohl auch nicht allzu lange beschieden sein. Um Weihnachten 1903 zeigten sich die Spuren eines ernsten Leidens; er ließ sich nicht bewegen, das ihm so liebgewordene Lehramt an der Akademie zu unterbrechen. Sein Zustand verschlimmerte sich, eine von Professor Kehr in Halberstadt vollzogene Operation blieb erfolglos, und am 2. März 1904 ist Gottlieb Schnapper-Arndt dort verschieden. Die Leiche wurde nach Frankfurt gebracht; am 6. März trug man, was sterblich war an ihm, zu Grabe.

Worin aber besteht seine Gelehrteneigenart? Was ist das Dauernde, das eigentlich Wertvolle an Schnapper-Arndts Schaffen? Vielleicht kann man es mit dem folgenden sagen: Wohl lag sein Arbeitsfeld auf „speziellen" Gebieten. Doch über dem Einzelnen vergaß er nie das Allgemeine. Das wissenschaftliche Detail ward ihm nicht wie so manchem „Fachgelehrten" zum Selbstzweck, sondern nur als Mittel sah er es an, um mit seiner Hilfe hinaufzusteigen zu einer umfassenden Erkenntnis großer Zusammenhänge. Sub specie aeternitatis — wenn man bei den Dingen menschlicher Erkenntnis überhaupt von Ewigem sprechen darf — betrachtete er die Dinge. Aber gerade weil diese Betrachtung unter dem Gesichtspunkte des Allgemein-Bedeutungsvollen geschah, mußte jede einzelne Untersuchung mit so erschöpfender Gründlichkeit und mit so liebevoller Sorgfalt durchgeführt werden, wie uns das Schnapper-Arndt in mustergültiger Weise gezeigt hat.

Derart exakte Untersuchungen sind indes auf den Gebieten der Sozialstatistik und der Wirtschaftsgeschichte besonders schwierig. Es sind dies wirklich Länder unbegrenzt vieler Deutungsmöglichkeiten, so daß ein Forscher, der hier volle Klarheit schaffen will, nicht über allzu weite Flächen und nicht über allzu große Zeiträume wird Licht verbreiten können. Dann aber muß sich der Gelehrte, der nicht an der Scholle des Details kleben bleiben möchte, sondern aus der Enge in die Weite strebt, die zweifelnde Frage vorlegen: Wird sich die mühevolle Kleinarbeit lohnen? Wird die Kenntnis des Besonderen die Kenntnis eines Allgemeinen zu vermitteln imstande sein? Schnapper-Arndt selbst weiß darauf richtig zu erwidern[1]: „Eine lokale Forschung darf nicht so angesehen werden, als ob sie nur dies eine lokale Besondere schildern wollte. Von ähnlichen Voraussetzungen

[1] Aus seiner Vorlesung über Wirtschafts- und Kulturgeschichte.



ist ja der Schluß auf ähnliche Folgen und Begleiterscheinungen möglich und jedenfalls: die Erfahrungen, die man bei der Untersuchung eines bestimmten Objektes gewann, müssen lehren, nach was bei der Untersuchung eines anderen bestimmten Objektes auszuspüren ist... Also: auf eine allgemeine sachliche sowohl wie methodologische Bedeutung darf die Einzelforschung Anspruch erheben".

Schnapper-Arndts Arbeitsmethode folgt in strenger Logik diesen Anschauungen. Nur exakte wirtschaftshistorische und sozialstatistische Forschungen vermögen den Gesellschaftswissenschaften wirklich dienlich zu sein. Dies aber schließt die Forderung ein, sich auf kleine, engbegrenzte Gebiete zu beschränken. Sich weise auf Weniges zu beschränken, hat Schnapper-Arndt verstanden. In der Sozialstatistik war er einer der Ersten, der den Anregungen Le Plays folgte und die Beobachtungen über die Lage der kleinen Leute nicht vom grünen Tisch aus anstellte, sondern selbst an Ort und Stelle nachforschte. Da er das mit der peinlichsten, jede Eventualität berücksichtigenden Genauigkeit tat, so konnte er freilich nicht Dutzende oder gar Hunderte von Haushaltungsbudgets aufstellen, mit denen mancher „Ueberstatistiker" rasch zur Hand ist. Hat er doch beispielsweise, um die ihm von einer Weißzeugnäherin über ihre Ernährung gemachten Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen, ein ganzes Jahr lang bei einer anderen sich in nahezu gleicher wirtschaftlichen Lage befindlichen Frau vergleichende Beobachtungen vorgenommen und deren minimales Nahrung- und Ausgabebudget in zahlreichen regelmäßigen Besuchen — durch eigne Wägungen und Messungen — aufs Minutiöseste festgestellt. Es ist einleuchtend, daß eine solche — man könnte fast sagen: experimentelle — Methode das überhaupt Mögliche leistet und das beweiskräftigste Material liefert.

In analoger Weise verfuhr er bei seinen wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen. Freilich ein vollständig lückenloses Bild der Vergangenheit zu geben, das dürfte den Historikern von heute so wenig gelingen, wie es denen von gestern gelang oder denen von morgen gelingen wird. Dadurch aber, daß man auch die wirtschaftlichen Zustände und Verhältnisse zur Deutung der Vergangenheit mit heranzieht, wird es jedenfalls möglich, auch das alltägliche Leben einer Schicht, einer Klasse, ja eines ganzen Volkes in früheren Tagen heller zu beleuchten als bisher.

„Wie lebte es sich früher? Was genoß man? Mit welchen Opfern an Mühe und Arbeit wurden die Genüsse, die materiellen wie die geistigen, erkauft?" Diese allgemein interessanten Fragen im

weitesten Umfang mit Hilfe der ihm eignen Forschungsmethode zu beantworten, das hatte sich der Wirtschaftshistoriker Schnapper-Arndt in seinem vorhin erwähnten, unvollendet gebliebenen Hauptwerke zur Aufgabe gestellt... Einige kurze Worte sollen versuchen, wenigstens ein ungefähres Bild von dieser Arbeit zu geben: Auch hier wieder geht der Gelehrte vom typischen Einzelfall aus. Aber um wieviel mühevoller ist nicht das Hinabsteigen in die Vergangenheit als die Prüfung des Gegenwärtigen! Nicht die Lebenden, sondern längst Verstorbenen, deren Mund geschlossen ist, und die nicht mehr Auskunft geben können, sollen interpelliert werden. „So stellt sich jeder Posten in ihrem Haushalte als ein kleines Rätsel dar, das nur durch den Vergleich aller irgendwie möglicherweise in Zusammenhang zu bringenden anderen Posten der Lösung näher geführt werden kann" [1]. Das Material zu solch' typischen Einzelfällen aber, die ihm zur Entwicklung des Bildes des materiellen und kulturellen Lebens im 17. und 18. Jahrhundert die Folie abgeben, wird ihm geliefert von verschiedenen im Frankfurter Archive aufbewahrten Haushaltungsbüchern. Um dieses Zentrum zieht die Darstellung dann immer weitere Kreise. Sie wird zum treuen Spiegelbild des Lebens und Treibens im alten Frankfurt und weiterhin auf Grund eingehendster Untersuchungen über Münz-, Zahlung- und Währungwesen zu einer Geld- und Preisgeschichte im Deutschland der letzten Jahrhunderte. . . . .

Bei einer umfassenden Würdigung Schnapper-Arndts als eines Mannes der Wissenschaft ist jedoch auch des tiefernsten Eifers zu gedenken, mit dem er für die von ihm für richtig erkannten Forschungsprinzipien allezeit eingetreten ist. Seine Ueberzeugungen offen zu bekennen, war ihm Bedürfnis. Ein schönes Zeugnis hiervon gibt seine tapfere Streitschrift: Zur Methodologie sozialer Enquêten, die er, der Einzelne, gegen die im Verein für Sozialpolitik vollzählig vereinigten nationalökonomischen Autoritäten der Theorie und Praxis wegen der — seiner Ueberzeugung nach — auf wissenschaftlich unzureichender Basis veranstalteten Erhebungen über den ländlichen Wucher gerichtet hat.

Seine Ueberzeugungen freilich wurden ihm nicht zu starren Dogmen; ein moderner Forscher im besten Sinne des Wortes konnte es auch für ihn eigentlich nur ein „Dogma" geben, nämlich das von der Relativität aller menschlichen Erkenntnis. Und so kam es, daß er, der Statistiker, doch nicht zum „Tabellenknecht" wurde, und daß

[1] Aus seiner Vorlesung über Wirtschafts- und Kulturgeschichte.

er, der Wirtschaftshistoriker, sich doch nicht mit Leib und Seele der „historischen Schule" der Nationalökonomie verschrieb, sondern die volle Gleichberechtigung auch der deduktiven Methode für diese Wissenschaft stets aufs Nachdrücklichste betonte. Beide Methoden fördern unsere Erkenntnis gleich viel oder auch gleich — wenig. Mit leiser Resignation spricht das der Gelehrte in einem feinen Gleichnis aus[1]: „Wer sein Leben an einem Orte verbringt, wird in der Regel einseitig, wenn nicht gar borniert in seinen Anschauungen bleiben, wer aber immer von einem Orte zum anderen reist, wird, weil er nie ein Einzelnes erschöpfend kennen gelernt hat, auch das Viele niemals kennen lernen". Er aber, den die wissenschaftliche Arbeit — vielleicht ursprünglich gegen seine Absicht — dahin führte, sein Leben speziellen Studien zu widmen, wollte wenigstens das ihm Mögliche tun, um sich von jener Einseitigkeit fernzuhalten. Da ist es denn — wie wir sahen — die ihm seit Jugend her liebe Beschäftigung mit philosophischen Problemen, es sind künstlerische und literarische Neigungen, die ihm helfen, einen umfassenden Blick über das Leben zu gewinnen. Und dieses kluge Verstehen führt ihn zum zielbewußten und hilfsbereiten Handeln. . . So wird uns der Gelehrte, der unserem Denken Anregungen gibt, zum sympathischen Menschen, der zu unserem Empfinden spricht und dessen rein menschlicher Wesensart wir immer näher kommen möchten.

[1]) Aus seiner Vorlesung über Wirtschafts- und Kulturgeschichte.

I.

Zur Theorie und Methode.

Einleitung.

Zu einer Zeit, da es nach Büchers fein ironischem Ausspruch für die Wirtschaftspolitik nur Produzenten gibt und zwar durchwegs nur notleidende, klingt ein erinnerndes Wort, daß eigentlich doch die Konsumtion der Endzweck alles Wirtschaftens ist, vielleicht wie eine kleine Vermessenheit. Aber mag es auch aussichtslos erscheinen, die Konsequenzen dieser wiedergewonnenen Erkenntnis mobil machen zu wollen gegen den in einer Aera sogen. Realpolitik natürlich dominierenden Einfluß übermächtiger Produzentengruppen, in der Gelehrtenrepublik darf doch wohl noch immer ein jeder nach seiner Fasson selig werden. . . . Daß auch die wissenschaftliche Nationalökonomie über dem „Im Anfange ist die Produktion“ nicht selten das „Am Ende steht der Konsum“ vergißt, kann hier nur angedeutet werden. Dort, wo in den Systemen der Volkswirtschaftslehre vom Wesen der Konsumtion die Rede ist, wird das zwar genügend betont. Aber gerade dieses Kapitel muß sich im allgemeinen eine recht stiefmütterliche Behandlung gefallen lassen.

Dies ist unschwer zu verstehen, wenn man bedenkt, auf wie schwieriges Terrain sich der begibt, der bei seinen volkswirtschaftlichen Theorien von der Konsumtion ausgeht. Denn in exakter Weise, quantitativ und qualitativ, den Umfang der menschlichen Bedürfnisse festzustellen, wie es hierbei eigentlich notwendig wäre, scheint undurchführbar. Man muß sich vielmehr damit begnügen, für die große Allgemeinheit die Norm eines „standard of life“ zu finden, bei dem ein nach für uns geltenden Anschauungen menschenwürdiges Dasein möglich ist. Ob die breite Masse des Volkes zu einer diesem ethischen Postulate entsprechenden Bedürfnisbefriedigung gelangt, das zu untersuchen ist dann offenbar die nächste Aufgabe wissenschaftlicher Forschung.

So einleuchtend auch von solchem Standpunkte aus die fundamentale Bedeutung der Privatwirtschaftsstatistik erscheinen mag, die sich der unendlich mühevollen Arbeit einer diesen Zwecken entspre-

chenden Sozialschilderung unterzieht, so ist es doch noch gar nicht allzu lang her, daß uns Le Play diese Erkenntnis vermittelt hat. Schnapper-Arndt, der sich rühmen darf, als erster in Deutschland die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf Le Play gelenkt zu haben, betont daher mit Recht, daß dessen hohes Verdienst nicht darin bestehe, Anweisungen für die Durchführung solcher Schilderungen gegeben sondern darin, überhaupt nach solchen Details gefragt zu haben.

Sollen indessen derartige Monographien für Wissenschaft und Leben fruchtbar verwertet werden können, so bedürfen sie eines festgefügten theoretischen Unterbaues. Die Kernfrage lautet hierbei: Hat man privatwirtschafts-statistische Untersuchungen nach extensiver oder intensiver Methode vorzunehmen? Mit anderen Worten: Gewinnt man ein zutreffendes Bild von der Wirtschaftsführung einer Gesellschaftsgruppe dadurch, daß man eine möglichst große Anzahl Haushaltungsbudgets sammelt, was natürlich nur bei kürzerer und wenig intensiver Beobachtung möglich ist, oder soll — da die Veranstaltung zuverlässiger Massenerhebungen undurchführbar scheint — die Untersuchung auf typische Einzelfälle beschränkt bleiben, die man mit gründlichster Sorgfalt vornehmen und durch die man also auch wertvollere Erkenntnisse erlangen könnte? In diesen Streit der Meinungen hat Schnapper-Arndt lebhaft und erfolgreich eingegriffen. In seinem Vortrage: „Zur Theorie und Geschichte der Privatwirtschaftsstatistik", der in dieser Abteilung des Sammelbandes abgedruckt ist, tritt er mit scharfsinniger und geschickter Argumentation für die intensive Methode ein, deren Prinzipien er mit klarer Sachlichkeit entwickelt. In seinen Aufsätzen: „Beschreibung der Wirtschaft und Statistik der Wirtschaftsrechnungen der Familie eines Uhrschildmalers im badischen Schwarzwald" und im „Nährikele" — beide finden sich in der zweiten Abteilung dieses Buches — vor allem aber auch in seiner umfangreichen Monographie: „Fünf Dorfgemeinden auf dem hohen Taunus", die man als klassisch bezeichnen darf, hat der Gelehrte den vollgültigen Beweis erbracht, daß die Kenntnis typischer konkreter Einzelfälle, mit so umfassender Berücksichtigung aller Momente untersucht, zur Beleuchtung sozialer Zustände mehr beizutragen vermag als die leblos abstrakter Durchschnittsfälle. . . Auf Grund solcher Arbeiten hat Schnapper-Arndt allerdings ein Recht zu sagen: „Nicht das Leben eines Menschen, das Leben vieler wird erzählt, wenn immer wir uns in die Geschichte eines Einzigen vertiefen". („Nährikele".)

Der Forscher, der sich mit der Frage beschäftigt, ob die breiten

Schichten des Volkes ihre Bedürfnisse in wünschenswerter Weise zu befriedigen imstande sind, wird nicht Halt machen, wenn die Antwort ungünstig ausfällt. Dann wird er natürlich des Uebels Wurzel zu finden suchen. Es sind feine Beziehungen, die von solcher Betrachtung hinüberführen zu dem Gedankenkreise der Schrift Schnapper-Arndts: „Zur Methodologie sozialer Enquêten", in der er scharfe Kritik übt an der von dem Verein für Sozialpolitik veranstalteten Enquête über den ländlichen Wucher. Gewiß, der Wucher ist nicht nur sittlich verwerflich, sondern auch eine ökonomisch im höchsten Maße schädliche Erscheinung, denn seine Opfer werden zum mindesten in ihrem schwer verdienten Einkommen sehr empfindlich geschmälert und nur zu oft völlig ruiniert. Ihn mit rücksichtsloser Energie zu bekämpfen, erscheint als selbstverständliche Pflicht. Doch auch bestgemeinte Wohltat kann sich in Plage wandeln. Und in zwingender Weise weist Schnapper-Arndt nach, daß jene Enquête, weit davon entfernt, dem beabsichtigten guten Zweck zu dienen, vielmehr zu falschen Vorstellungen und ungerechten Urteilen führen muß.

1.

Zur Theorie und Geschichte der Privatwirtschafts-Statistik[1]).

Hochgeehrte Herren!

Wenn einmal auf einem Felde der Wissenschaft eine rege und andauernde Tätigkeit entstanden ist, dann treten — zumal bei uns Deutschen — der ursprünglichen Arbeit des Anbauens noch zwei andere Beschäftigungen hinzu. Es wird historisch untersucht, ja man kann sagen archäologisch nachgegraben, wer alles auf diesem Felde in mehr oder minder grauer Vorzeit geschafft habe, und es wird — im Methodenstreit — über die Art und Weise debattiert, nach welcher weiter gebaut werden müsse. Jenes die beschaulichere Arbeit. Wie freute ich mich, als ich dereinst — es sind nun über zwei Dezennien — gelegentlich eines Seminarvortrags auf den damals, wie es scheint, fast verschollenen, wackeren Rektor Davies von Barkham geriet, und als mir bei einem andern Anlaß unter den Akten des Nürnberger Germanischen Museums die „ohnmaßgebliche Calculation" — modern das Budget — eines biedern „Beck und Mehlschauer" aus dem Jahre 1695 in die Hände fiel. Herr Friedrich Haas, so heißt der Privatstatistiker, der aus dem Schoße dieser ansehnlichen Versammlung heraus, endlich den verdienten Weg in die Literatur antreten möge, veranschlagt nach Aufzählung seiner Handwerksspesen des Weiteren was er des Jahrs über in seinem Haushalt verbrauche „vor Hauß Zinß wenn Einer nicht eigene Behausung hat, vor Speiß und Tranck, Mägdte, Kleyder, Schuh und Strümpff, vor

[1]) „Vorliegende Schrift ist der Abdruck eines im „Bulletin de l'Institut international de Statistique", Tome XIII. 2 wiedergegebenen Vortrags, nebst den daselbst sich vorfindenden Anmerkungen. Hinzugekommen ist der dem Bulletin nicht eingereichte Zusatz 1a; im übrigen habe ich, um dem Ganzen den ursprünglichen Charakter zu belassen, davon abgesehen, Aenderungen vorzunehmen oder Zusätze anzubringen. — Frankfurt a. Main im Februar 1903. — Der Verf." — (Die Schrift ist im Verlag von Duncker u. Humblot in Leipzig separat erschienen.)

Kinder-Schulgelt, Bücher und Pappier, Leydt und Freudenfehl". Und er fleht untertänigst die Behörde an, dem zu Boden gedrückten Handwerk wieder aufzuhelfen [1]). — Dem Prosaisten geht der Barde voraus: Das älteste mir bekannte Budget ward gesungen oder sollte wenigstens gesungen werden. „Ein schön newes Lied von dem vnkosten auff das Hausshalten, nemlich was auff ein Mann, ein Wyb, vnd ein Magd ein Jar lang auffgeht. Im Thon: Es wolt ein wackeres Magetlein des Morgens früh auffstohn". Es ist gedruckt zu Augsburg im 16. Jahrhundert und umfängt uns nicht mit Spalten und Ziffern, sondern mit mondumglänzter Zaubernacht, mit der ganzen Stimmung der Renaissance, Hans Sachsens und der Wagner'schen Meistersinger. Mit der Guitarre unterm Arm und singend geht ein Jüngling der Gassen spazieren „der lieb einer junckfrawen zu machen ein anfang". Die Ersehnte tritt vor die Türe, er wirbt um sie — und sie, die Ihnen wohl bis heute unbekannte Kollegin, antwortet ihm mit dem Aufrollen eines regulären Haushaltungsbudgets ... „Derhalb junger Gsell, noch nit in Ehstandt stell, sondern thu vor erwegen, ob es sey dein vermögen, das du dein Gsindt mit weib und kindt, durch dein arbeyt kanst nehren, das sich kein mangel findt" ... [2]). Exakter, hochgeehrte Herren, mögen wir geworden sein, poetischer sind wir nicht geworden.

Wie soll ich auskommen, frug der Bäckermeister, wie sollen wir auskommen, haben sich Jüngling und Jungfrau gefragt. Freude des Theoretikers: wir gewinnen einen „Einteilungsgrund". Die beiden alten Budgets sind egoistische Budgets, die Arbeiten des Rektors Davies bilden, wenn man von ganz vereinzelten früheren Berechnungen absieht [3]), die Initiale der altruistischen Reihe. Und zwar eine vergleichsweise sehr glänzende Initiale, möchte ich sagen, denn ich stelle die Erhebung des Rektors (und auch die ihr bald folgende von Eden) über viele weit spätere ähnliche. In manchen Beziehungen auch über diejenige, welche man nach ihrem Bearbeiter die Ducpé-

[1]) Siehe Zusatz 1.

[2]) Der Druck (Wiener Hofbibliothek Sig. S. A. D. 37) — wieder veröffentlicht von Schönebach in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1874 — entstammt, nach gef. Mitteilung der Bibliotheksverwaltung, der Offizin Valentin Schönigks, welche Ende des XVI. und Anfangs des XVII. Jahrhunderts tätig war.

[3]) Vgl. Stefan Bauers Abhandlung im „Bericht über die Tätigkeit des statistischen Seminars an der k. k. Universität Wien im Wintersemester 1886/7" (Stat. Monatsschrift XIII. Jahrgang, 12. Heft), dessen Aufsatz im Handwörterbuch und meinen Zusatz am Schlusse dieses Vortrags (S. S. 50—55).

tiaux'sche genannt hat, und die wesentlich bei uns dadurch so berühmt geworden ist, daß Engel, der rastlose Pionier der Privatwirtschaftsstatistik, mit seinem Feuergeiste sich derselben zu seinen bekannten Induktionen bemächtigt hat, immer wieder auf dieselbe zurückkam, und ihr bis an sein Ende eine Jugendliebe bewahrte, welche nie rostete.

Ducpétiaux selbst hat, daran muß erinnert werden, von allen den Budgets kein einziges selbst aufgenommen; ihm fielen, wie es scheint, erst die Konzentrierungsarbeiten und die Abfassung des erläuternden Textes zu. Dieser ist ganz in jenem warmen, gewinnenden Tone gehalten, welcher die Schriften jener Reihe bürgerlicher Nationalökonomen auszeichnet, die, besonders nach Sismondis Vorgang, nicht mehr darauf verzichten wollten, trotz optimistischer Versicherungen, wie die Dinge kommen müßten, zu untersuchen, ob sie denn auch in der Tat so kämen. Ducpétiaux' Bemerkungen, in welche zugleich das meiste von dem eingeflochten ist, was bei der Enquete neben den Zahlen an Text eingeschickt worden war, sind von hohem Interesse, und sie gewähren, meines Erachtens, nicht nur im ganzen, sondern auch in einzelnen eingelegten Spezialausführungen und Schilderungen einen weit instruktiveren Einblick in die Verhältnisse der belgischen Arbeiterbevölkerung, als der scheinbar exakteste Teil des Buches, das tabellarische Zahlenregiment. In Bezug auf dessen Verfassung ist Ducpétiaux ein wenig zu sorglos und vertrauensvoll gewesen und bis auf den heutigen Tag ist ihm eine fortlaufende Reihe von Bearbeitern in diesem zu weit gehenden Vertrauen gefolgt, ja Engel selbst scheint erst bei seiner zweiten Ueberarbeitung der Sammlung manche der Bedenken, welche gegen sie zu erheben sind, ernstlicher gewürdigt zu haben.

Ich will nur geringeres Gewicht darauf legen, daß die Anzahl der runden Angaben per Woche Legion ist, daß man aus einzelnen Provinzen Budgets eingesandt findet, die unter sich eine große Anzahl identischer Posten, zuweilen lediglich solche aufweisen, daß auch die Rechner ihres Amtes nicht zum skrupulösesten gewaltet haben. Folgenreicher ist es jedenfalls geworden, daß die Naturalbezüge und selbstgewonnenen Werte ungleichmäßig bald in die Budgets aufgenommen sind, und bald nicht, und daß die betreffende Gebahrung undurchsichtiger als bei Davies bleibt. Davies' Werk (auch das Edensche) rückt die kommentierenden Worte seiner Mitarbeiter möglichst nahe an die Budgets heran: so weit Ducpétiaux dagegen uns überhaupt solche Spezialkommentare mitteilt — etwa in einem Fünftel der Fälle — bleiben sie in den, ganze Provinzen umfassenden, Ge-

samterörterungen weiter von den betreffenden Budgets abgetrennt, so daß sie noch nicht einmal von Ducpétiaux selbst zu einer genügenden Kritik bezw. Revision der Tabellen benutzt worden sind. Zu Ducpétiaux' Zeit schiffte die Zahlenstatistik, stolz auf großartige Erfolge, mit tausend Masten in den Ozean; wie man glaubte, daß es möglich sei, „de résumer la situation économique de chaque famille au moyen d'une simple addition", so traute man andererseits offenbar dem deus ex machina, dem Gotte des Fehlerausgleiches in der Massenbeobachtung, Gefälligkeiten zu, die er schwerlich jemals besessen hat. Die Methode der belgischen Arbeit ward, wie bekannt, von mannigfachen Nachfolgern innegehalten, wobei — ich denke hier an Erscheinungen der 70er Jahre — der Lakonismus des erklärenden Wortes und die Vorführung von Geldwertzahlen ohne Sachgüterdetails mitunter auf die Spitze getrieben wurde. Bewährte Kenner eines Landes edierten Sammlungen, in denen z. B. Hunderte von Ziffern über den Wohnungsverbrauch nach verschiedenen Richtungen hin in Prozenten gewendet wurden; wenn man aber, statt von einer zur andern zu fliegen, einmal Halt machen und sich fragen wollte, wie lebt denn dieser Mann, hat er eine oder zwei Stuben, sind die Häuser getüncht oder nicht, so riefen uns diese Budgets das „Zurück!" aus der Zauberflöte zu und wir erfuhren weniger, als wenn wir mit der Eisenbahn durch das Land geflogen und nur ein einziges Mal den Kopf zum Fenster hinausgestreckt haben würden. Anders freilich unter den Massenerhebungen die Wright'sche von Massachusetts (1874); sie wußte mit wenigen Strichen mit Glück anschauliche Bilder den Zahlen beizugeben, und damit einigermaßen der Vorzüge jener Le Play'schen Methode teilhaftig zu werden, bei der jede Theorie der Privatwirtschaftsstatistik — wie immer sie sich zum Verhältnis von Monographien und Massenbeobachtung, von intensivem und extensivem Verfahren stellen möge — länger verweilen muß, ja von der sie, meines Erachtens, einen naturgemäßen historischen Ausgang nimmt.

Le Plays Methode erschien, wie wir wissen, fast gleichzeitig mit dem belgischen Werke vor der Oeffentlichkeit: wie es so viel länger währte, bis sie außerhalb ihres Ursprungslandes Nachfolge fand als die belgische Erhebung, so steht sie auch — nach rückwärts verfolgt — vollends als merkwürdig isolierte Erscheinung da. An zwei Reihen von Ursachen wird man zunächst denken müssen, wenn man sich die Genesis des Le Play'schen, von allem bisher dagewesenen so außerordentlich abstechenden, Verfahrens, dieser Miniaturstatistik und Miniaturschilderung, erklären will. Man wird sich erinnern müssen, daß

abweichend von seinen Vorgängern, Le Play seine Typen nicht ausschließlich den ärmeren Volksklassen entnahm, daß er auch höher hinaufgegangen ist, und daß er der Zwecke wegen, die er mit seinen Arbeiten verfolgte, so viel Mannigfaltigkeit wie möglich in die Auswahl seiner Typen bringen mußte; wie in Bezug auf deren Wohlstand, so auch auf deren Nationalität, Beruf und soziale Stellung. Daß es ihm also nicht beifallen konnte, die Spezifikation der Sachgüter wegzulassen und uns etwa nur mitzuteilen, der Mulatte brauche für Nahrung 300 frs. und der Franzose 500, ist klar; daß er, welcher uns einige Wirtschaften zeichnet, die fast noch lediglich Naturalwirtschaften sind, die Naturalbezüge nicht übersehen konnte, scheint ebenso einleuchtend. Aber ebenso sehr, wie diese äußeren Umstände, mußte die ganze Art seiner Methode auf genaueste Spezialisierung hinweisen. Le Play verwarf die entfernten Induktionen; er wollte uns womöglich an einem einzigen Beispiel Ursache und Wirkung in ihrer unmittelbaren Verbindung zeigen[1]). Da mußte es denn freilich nötig werden, uns das ganze in seinem zu untersuchenden Falle vorliegende Ursachensystem auseinander zu legen, damit die Ueberzeugung des Autors, daß gerade die von ihm als solche angesprochene bestimmte Ursache und keine andere wirksam gewesen sei, womöglich auch zur Ueberzeugung des Lesers werde.

Hierin: in dem auf einen Schlag Hervorbringen einer den schließenden Verstand ebenso sehr beschäftigenden, wie das Gemüt anregenden Methode, namentlich aber in dem großen moralischen Mute, in Details auf das Liebevollste einzugehen, die man noch Jahrzehnte später solcher minutiösen Beachtung zu würdigen für kleinlich hielt, hierin liegt Le Plays Verdienst, das ist seine geniale Tat. Er steht für die Sozialschilderung etwa so epochemachend da, wie Zola für den Realismus in der Literatur, und wer heute Familien-Monographien entwirft, ist direkt oder indirekt im wesentlichen von der Schule Le Play, möge er auch noch so sehr in seiner Weltanschauung von ihm abweichen — ich stehe ihm hierin keineswegs nahe — oder noch so viel an seinem Schematismus, ja an dem Verfahren, vermittelst dessen zu den Daten gelangt ist, auszusetzen, bezw. zu verbessern haben. Wahrlich nicht in der Art und Weise, wie ermittelt und berechnet wird, was eine Familie für Nahrung, Kleidung, Mobiliar u. s. f. im einzelnen gebraucht habe, besteht die Le Play'sche

[1]) „Dans ce système on n'est plus obligé d'arriver à la connaissance des faits spéciaux par des inductions plus ou moins éloignées, on les constate directement aux sources mêmes de l'observation."

Methode, wenn man von einer solchen im großen und ganzen spricht. Sondern darin besteht sie zunächst, daß überhaupt nach solchen Details gefragt worden ist, um durch deren zahlenmäßige und gleichzeitig durch das Wort ausgiebig kommentierte Darstellung das Lebensbild eines wirtschaftlichen Mikroorganismus zu gewinnen. Mir wird es immer eine liebe Erinnerung sein, seiner Zeit als erster in Deutschland nach der Le Play'schen Methode gearbeitet und die Beachtung nachdrücklich auf sie gelenkt zu haben [1]). Die zahlreichen theoretischen und kritischen Schriften, die hiernach erschienen, bewiesen, wie sehr gerade die Bekanntwerdung mit dem Le Play'schen System erst geeignet war, das sachliche, besonders das methodologische Interesse an dem Gegenstande zu beleben; jetzt wurden an den Le Play'schen und auch an meinen Arbeiten Dinge unter die Lupe genommen, die an der großen Maße des bis dahin Vorhandenen gänzlich unbeachtet geblieben waren. Ein ganz anderer Maßstab wurde angelegt und außerordentlich erweiterte Forderungen wurden erhoben [2]).

Ich darf nun wohl sagen, was ich selbst an dem Le Play'schen Schematismus — diesem cadre un peu trop immuable [3]), wie ich meine — auszusetzen hatte und in meinen Arbeiten zu modifizieren suchte. Dies war zunächst, daß in den Le Play'schen Rechnungen für die einzelnen Posten keine zeitlich gleiche Abgrenzung eingehalten wird,

[1]) Meine Beschreibung der Wirtschaft und Statistik der Wirtschaftsrechnungen der Familie eines Uhrschildmalers im badischen Schwarzwald erschien 1880 in der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft" S. 133 ff. (Anm. d. Herausg. In diesem Bande Nr. 4 der II. Abteilung). Kurz vorher waren in der gleichen Zeitschrift (Jahrgang 1879. S. 147 ff.) die sehr ausführlichen „Ausgaben einer Familie von 6 Personen auf einer Hallig" erschienen, deren anonymer Autor jedoch Le Play nicht gekannt zu haben scheint.

[2]) Hatte man sich doch in Beurteilung der älteren Budgets oft genug kaum die Mühe genommen, sie darauf anzusehen, ob die Naturalwirtschaft in ihnen berücksichtigt war oder nicht, hatte man doch kaum danach gefragt, ob der Herausgeber selbst einen der geschilderten Arbeiter zu Gesicht bekommen habe oder nicht, ja ob der Arbeiter überhaupt existiert habe oder ob er ein von dem Vertrauensmann zusammengesetzter Durchschnittsmensch gewesen sei. — Nebenbei bemerkt, die Einführung einfacher mathematischer Formeln, wie man sich ihrer in der Bevölkerungsstatistik bedient, würde zur Gewinnung von Klarheit auch auf unserem Gebiete sich sehr vorteilhaft erweisen. Solche Formeln würden z. B. dem Blick sofort sichtlich zu machen haben, ob eine Zahl Tatsachen aus der Vergangenheit angeben will, oder Voranschläge für die Zukunft, ob sie ein Durchschnitt aus einem Jahre ist, oder aus mehreren; ob aus den Budgets einer Familie oder mehrerer u. s. f.

[3]) „L'instrument d'observation est un cadre immuable . . ." (Pierre du Maroussem, Les Enquêtes, Pratique et Théorie. Paris 1900. p. 10.)

daß eine Reihe von Posten (die weitaus meisten, namentlich die Einnahme- und Nahrungsposten) die Gebahrung in einem bestimmten Jahre unter ganz bestimmten Verhältnissen angeben, während andere wieder mit Durchschnittsziffern eingesetzt sind. Es liegt darin ein Schwanken zwischen der Idee des Voranschlags für die Zukunft, der Rechnungsablage über ein bestimmtes Jahr und derjenigen über mehrere vergangene Jahre, das u. a. in der Geldkolonne zu einem falschen Kassensaldo — er kann zu hoch und zu niedrig sein — und damit zu einer Beeinträchtigung der Kontrolle über die erhaltenen Angaben führen muß[1]). Ich glaubte also, vor allem die Forderung aufstellen zu müssen, daß zunächst ein bestimmtes Jahr im Auge zu behalten sei, und suchte einen Schematismus aufzustellen, welcher, während er den Wertkonsum eines Jahres zu geben versucht, doch zugleich die faktische Kassengebahrung dieses Jahres erkennen läßt[2]). Mehrere andere kleine Modifikationen, die ich anzubringen versuchte, betrafen namentlich die Schilderung des Inventars, in dem ich die Gegenstände nach Art und Zeit des Erwerbs anzugeben für dienlich fand[3]).

Ich übergehe aber jetzt einstweilen die Besprechung des Le Play'schen Schematismus, um mich zu der seither ventilierten Frage zu

---

[1]) Die entstehende Unrichtigkeit kann zweierlei Art sein: 1. Sie kann lediglich die Barkolonne betreffen (ohne das Total der beiden Kolonnen, den Wertkonsum, zu berühren). Es wird dies der Fall sein, insoweit z. B. für die vorhandenen, irgend einmal gegen Geld angeschafften Kleidungsstücke durchschnittliche Geldauslagen in die Barkolonne gesetzt werden. Hier wird der Kassensaldo notwendig alteriert werden (den einzigen Fall ausgenommen, daß jene Durchschnittsauslagen sich gerade mit den tatsächlichen Jahresauslagen decken sollten). Das Total der beiden Kolonnen — als Jahreswertkonsum aufgefaßt — wird indes durch dies Verfahren begrifflich noch nicht unrichtig werden. — 2. Auch das Total — der Jahreswertkonsum — kann unrichtig werden, nämlich in dem Fall, daß Werte mit Durchschnittsziffern eingesetzt werden, die als einem successiven Verbrauch unterliegend, nicht gedacht werden können. So z. B., wenn einem Ehepaar die Auslagen, welche es in den Jahren seit seiner Verheiratung für ärztliche Dienste in Krankheiten und Wochenbetten zu machen gehabt, mit einer Durchschnittszahl in das Budget eines bestimmten Jahres gestellt werden. (Siehe Ouvriers des deux mondes Vol. IV, p. 223.)

[2]) Vgl. meine „Fünf Dorfgemeinden auf dem hohen Taunus“ (Schmollers Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen IV. 2. Leipzig 1883 p. 273 ff.)

[3]) Nachmals mehrfach adoptiert, u. a. auch von Karl Landolt. Es würde den besonderen Verdiensten, welche sich dieser Autor durch seine groß angelegte Arbeit der schweizerischen Budgets um die Privatwirtschaftskunde erworben hat, keinen Eintrag bereitet haben, wenn er verschiedentlich seiner Vorgänger eben so merklich gedacht hätte, wo er ihnen folgt oder Anregungen durch sie erhalten hat, wie da, wo er ihnen entgegentritt.

wenden, sollen Hauswirtschaftsberechnungen allemal auf geführten Rechnungsbüchern beruhen? Ich muß nun gleich bekennen, daß mir die förmliche Warnung, welche Pierre du Maroussem gegen die Anlage eines Rechnungsbuches bei beginnender Untersuchung erläßt, durchaus nicht in den Kopf will[1]), daß ich auch glaube, daß Herr Cheysson in dem, was er seiner Zeit zu diesem Punkte bemerkte[2]), zu pessimistisch dachte. Auch scheint es mir dringend geboten, daß uns die Herren, welche in den „Ouvriers des deux mondes" oder anderwärts Budgets nach dem Le Play'schen Cadre veröffentlichen, allemal in den „Observations" einen Bericht über das Material, das ihnen zur Verfügung stand, lieferten: eine Quellenkritik. Aber andererseits möchte ich doch feststellen, daß jenen ungestümen Aeußerungen, nach welchen es scheinen könnte, als ob unter allen Umständen lediglich Berechnungen zulässig wären, welche auf Haushaltungsbüchern — gar nur auf ein Jahr hindurch geführten — beruhen, eine gewaltige Uebertreibung, eine Vermischung verschiedener Aufgaben und eine Vereinseitigung dessen, was die Haushaltungsstatistik leisten kann und soll, zu Grunde liegt. Zwei Dinge sind doch hier, und es ist wahrlich nicht schwer, zu unterscheiden:

Handelt es sich darum, aus größeren Personenkreisen heraus, mit nur wenigen vorgeschriebenen Merkmalen, aus Kreisen, die erforderlichenfalls enger und weiter gegriffen werden können, möglichst perfekte Budgets zu extrahieren bezw. ist die Abfassung von Musterbudgets vielleicht gar Selbstzweck, oder aber

handelt es sich darum, eine ganz bestimmte Gruppe von Leuten, Leute aus einem besonderen Beruf, Leute von einem besonderen Bildungsniveau, Leute an einem bestimmten Flecke, in ihrem wirtschaftlichen Dasein möglichst exakt zu erfassen und die geeignetsten Mittel hierfür anzuwenden?

Daß in jenem ersteren Fall zunächst auf Haushaltungsbücher gesehen werden soll, hat meines Erachtens nie zweifelhaft sein können; ich meinerseits habe keinen Anlaß, es zu betonen, vorbeigehen lassen, und als beispielsweise das Freie deutsche Hochstift auf Anregung des Stadtrats Dr. Flesch an die Abfassung von Arbeiterbudgets ging,

[1]) „Mais ne comptez pas sur le livre de dépenses bien tenu — phénomène rare — ou le cahier questionnaire, qu'on s'engagera à remplir pendant un an suivant la méthode du professeur Bücher de Leipzig" (Pierre du Maroussem, l. c. p. 76.)

[2]) Bulletin de l'Institut international de statistique. Tome VI, p. 161. Séance du 1-er Octobre 1891.

und ich zur Abstattung eines Gutachtens aufgefordert wurde[1]), konnte es mir keinen Moment in den Sinn kommen, an etwas anderes zu denken, als daß diese Budgets auf Haushaltungsbücher basiert werden müßten. Da galt es, sich intelligente, möglichst zuverlässige Leute auszusuchen, Leute mit möglichst wenigen Naturaleinnahmen, Leute mit festen Bezügen. Nur ganz zuverlässige Leute soll man auswählen, sagt auch K. Landolt[2]). Die geringsten Naturaleinnahmen, die er fatal nennt, genieren ihn. Adolf Braun, der soeben eine umfassende, auf Haushaltungsbücher gestützte Enquete veröffentlicht hat[3]), betont mehrfach, seine Arbeiter seien die besser gestellten, denn bei den schlechter gestellten sei es mit der Führung von Büchern überhaupt nichts. Aber besteht denn die Welt nur aus intelligenten und zuverlässigen Personen, und kann es nicht auch auf dem Lande und bei rückständigen Leuten etwas zu beobachten geben? Wie kam ich z. B. persönlich auf die Beschäftigung mit den Haushaltungsbudgets? Ich wollte die Lage einer bestimmten blutarmen Bevölkerung von Zwergbauern und Hausindustriellen schildern und kam erst selbständig, dann besonders angefeuert durch meine Bekanntschaft mit Le Play darauf, daß die peinliche Zergliederung einiger Haushaltungen das geeignetste Mittel sein dürfte, die herrschenden Zustände anschaulich und mir selbst und andern überzeugend darzustellen. Die einen jedoch unter meinen Bergbewohnern empfanden überhaupt das Führen von Haushaltungsbüchern als etwas ganz Unerträgliches, die andern waren nun einmal nebenher Zwergbauern, nahmen nun einmal einen großen Teil ihrer Lebensmittel in Form selbstgezogener Naturalien ein[4]).

[1]) Siehe dasselbe in den „Frankfurter Arbeiterbudgets“ Frankfurt a. M. 1890.

[2]) Methode und Technik der Haushaltsstatistik. Freiburg und Leipzig 1894, p. 10.

[3]) Haushaltungsrechnungen Nürnberger Arbeiter. Nürnberg 1901.

[4]) Kurz vor Abhaltung dieses Vortrags kamen mir Dr. Leo Huschkes „Landwirtschaftliche Reinertrags-Berechnungen bei Klein-, Mittel- und Großbetrieb“, Jena 1902, zu Gesicht. Huschke hat 4 Wirtschaften beschrieben, und, wie der weiteren Spielraum lassende Zweck es gestattete, mit Recht solche ausgewählt, welche mehrjährige Buchführung aufzuweisen hatten. Leicht war es ihm dennoch nicht gefallen, solche zu finden und er bemerkt fernerhin u. a.: „. . . ragen schon die ausgewählten Güter in Bezug auf die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse mehr oder minder über das Durchschnittsniveau aller Wirtschaften ihrer Gegend empor, so gilt das noch in ganz besonderem Maße von den Betriebsleitern. Schon das Vorhandensein auf so lange Zeit exakt geführter Wirtschaftsbücher beweist uns die besondere Intelligenz und Tatkraft dieser Männer“ (p. 40). Auch das kleinste der geschilderten Güter hat übrigens noch einen Umfang von ca. 13½ Hektar.

Vor eine ähnliche Aufgabe, wie ich mich damals gestellt sah, könnten, sollten heute noch zahlreiche Beobachter gestellt werden. Sollen sie nun, wenn sie nicht geradezu in der Lage sind, ein Jahr anhaltend in dem Erdenwinkel zuzubringen, in die Stadt eilen, und lieber nach einem intelligenten Gewerkschafter oder nach einer „Beamtenfamilie“ fragen? Ist nicht vielmehr zu wünschen, daß auch der Versteckten nicht vergessen werde? — Und vollends, wenn wir unsern Blick über den engen Kreis unsers eigenen Landes hinausschweifen lassen, wenn wir an die zahlreichen Reisenden denken, die mit fremden Kulturen, mit Bevölkerungen, die des Schreibens und Lesens nicht mächtig sind, in Berührung kommen, sollen wir diese nur auf den Weg der üblichen Allgemeinschilderung verweisen? Wie immer es auch um die Genauigkeit der Le Play'schen Arbeiten über entlegene Länder, der exotischen Budgets, stehen möge, den üblichen Reisenden-Schilderungen sind sie in der Regel unsagbar weit voraus[1]), und gerade auch auf dem Gebiete der Ethnographie gehört meines Erachtens der Monographie die Zukunft.

Vermeiden wir es also, verschiedene Dinge mit einander zu vermengen und die Ziele, welche wir gerade momentan selber verfolgen, für die einzig möglichen anzusehn.

Es ist nun glücklicherweise in geeigneten Fällen möglich, auch ohne ein Jahr lang geführtes Haushaltungsbuch an die Wahrheit ziemlich nahe heranzukommen (die möglichen Fehlergrenzen suche man tunlichst festzustellen), wenn auch freilich nicht plaudernd in einigen Stunden, sondern, wie ich schon an anderer Stelle auseinandersetzte, auf recht dornenvolle Weise. Hie Rechnungsbuch, hie „rein willkürliche Bilder“ — diese Dichotomie auf die ältere Literatur anzuwenden, ist man denn doch zum Glück nicht berechtigt gewesen. Auch die Referate über die Arbeiten und Mühen anderer wollen — wenn anders sie einigermaßen getreu ausfallen sollen — mit „Methode und Technik“ gehandhabt sein.

Regel sei zunächst, daß wenn man dazu gezwungen ist, ohne Rechnungsbuch zu arbeiten, man die Ermittlung der Vorgänge in einer ganz bestimmten, rückwärts liegenden Zeitperiode sich zum Ziele setze und dem Untersuchten immer und immer wieder ins Gedächtnis rufe, um welche Periode es sich handelt. Weshalb ich die betreffende

[1]) Anm. d. Herausg. Die Lektüre der „Sozialpolitischen Reisefeuilletons“ (3. Abteilung dieses Bandes) wird den Leser überzeugen, daß sich auch die Reiseskizzen Schnapper-Arndts vorteilhaft von den üblichen Schilderungen dieser Art abheben.

Methode die konkret rekonstruierende nennen möchte. Fragt man nun beispielsweise gelegentlich der genauen Durchforschung des Inventars bei jedem einzelnen Stück nach Art und Zeit des Erwerbs — so wie ich es zuerst in meinen „Fünf Dorfgemeinden" geübt habe — so wird man natürlich auch an diejenigen Stücke kommen, welche im Laufe des letzten Jahres angeschafft worden sind, und damit eine Kontrolle über die vorher bezüglich der Anschaffungen an Mobiliar und Kleidung gemachten Angaben erlangen. Die Miet- und Steuerzahlungen festzustellen, unterliegt keiner Schwierigkeit: zur möglichsten Sicherheit versäume man natürlich nicht, hier wie überall nach den vorhandenen Rechnungen und Quittungen zu fragen[1]). Ihren Holzvorrat pflegen ländliche Familien häufig in wenigen größeren Posten bei Versteigerungen einzukaufen, daher auch diese Ausgabe leicht gebucht werden kann. Wann und was dem Arzt im Laufe des letzten Jahres gezahlt worden, ist jeder Familie nur zu gut erinnerlich. Dies alles zusammen wird schon gut 25% des Budgets ausmachen. Verbleibt das umfangreichste, bei ländlichen Familien zugleich meist große Naturalbezüge eingreifende Item der Nahrung, über das aber auch, eben wegen dieses Naturalverbrauches, kein einfaches Kassabuch ausreichende Information gewähren könnte. Grundlage meiner bezüglichen Berechnungen im Nagelschmiedbudget bildeten Auszüge aus den Katasterbüchern über den Grundbesitz des Mannes, dessen detaillierte Angaben über seinen Anbau und die Erträge: die Richtigkeit solcher Angaben ist durch Einziehung sachverständiger Schätzungen über die Ernteergebnisse in den verschiedenen Bonitätsklassen kontrollierbar. Weitere Grundlagen: Zwei Monate lange Wiegungen des täglichen Konsums an den verschiedenen Lebensmitteln, und ein ungefähr drei Monate lang geführter Küchenzettel. Die Kost ländlicher Familien, besonders solcher, die einen Teil ihrer Lebensmittel selbst ziehen, ist begreiflicherweise weit gleichmäßiger, als eine städtische Kost. Endlich ein ungefähr vier Monate über sämtliche Ausgaben, sowie den Naturalienkonsum in meiner Abwesenheit zur Kontrolle geführtes Buch, dem ich indes — was das Nahrungsbudget betrifft — eben wegen der Naturalposten, gegenüber den persönlich überwachten Wiegungen und angestellten anderweitigen Erhebungen, nur sekundäre Bedeutung zuschreiben möchte.

[1]) Solche Rechnungen und Quittungen liegen oftmals vor, auch wo Haushaltungsbücher fehlen. Siehe z. B. das vorerwähnte Hallig Budget und die sorgsame Arbeit von Mehner in dem Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 11 Jahrgang. 1887, p. 301 ff.

Wir werden sonach einfach zusammenfassen müssen:

1. Monographien sollen wenn irgend möglich auf Haushaltungsbüchern basiert werden [1]).

2. Die sorgfältig gearbeitete Monographie bietet, auch wenn solche Bücher nicht erhältlich sind, immer noch eines der wertvollsten Mittel zur Erkenntnis der Lebensumstände und wirtschaftlichen Verhältnisse einzelner Bevölkerungsgruppen.

Rechnungsbücher können ad hoc für den Beobachter, oder auch ohne solche Absicht geführt worden sein. Letztere, nennen wir sie die vorgefundenen, werden in seltenen Fällen das ganze Ineinanderspielen der Wirtschaftsvorgänge innerhalb eines Zeitraumes bloßlegen. Sind es nachgelassene Bücher, so fehlt es meist an dem Inventar, ist überhaupt die Möglichkeit, Kommentare zu den sich nicht selbst erklärenden Posten zu erhalten, fast ausgeschlossen. Bald fehlt es übrigens an dem Buche des Hausherrn und es ist nur das Wirtschaftsbuch der Hausfrau erhalten, bald sind die Taschenausgaben des Mannes nicht spezifiziert, bald — dies gilt namentlich von den wohlhabenderen Ständen — findet man an Stelle detaillierter Einzelposten große en bloc Bezahlungen an Spezereihändler und Metzger und sonstige Lieferanten aufgeführt. Oder auch die Köchin führte ihr eigenes Buch, das entweder verschwunden oder nicht mehr brauchbar ist. Diese Schwierigkeiten empfindet man besonders bei Verwendung archivalischen Materials, wie ich dies während langjähriger Arbeiten auf diesen Gebieten (von denen, wie ich hoffe, bald einiges im Druck erscheinen wird) [2]) erfahren habe.

Die veranlaßte und obendrein noch kontrollierte Buchführung wird zweifellos im allgemeinen zu einem Bilde von viel größerer

[1]) Anm. d. Herausg. In neueren Arbeiten, die sich mit derartigen Problemen befassen, findet diese Forderung immer mehr Berücksichtigung. Vergl. z. B. Feuerstein: Lohn und Haushalt der Uhrenfabrikarbeiter des bad. Schwarzwalds. (Volkswirtsch. Abh. der bad Hochschulen, Karlsruhe 1905.)

[2]) Anm. des Herausg. Leider war es dem gründlichen Gelehrten nicht vergönnt, sein Versprechen zu erfüllen. Ein unerwartet früher Tod ließ ihn das jahrelange Werk fleißigsten Schaffens nicht zum Abschluß bringen. Dem Herausgeber dieses Bandes ist jedoch auch die ehrenvolle Aufgabe zuteil geworden, den außerordentlich reichhaltigen und wertvollen wissenschaftlichen Nachlaß Schnapper-Arndts zu bearbeiten. Es handelt sich dabei im wesentlichen um eine großangelegte wirtschaftshistorische Untersuchung: „Geschichte des Geldverkehrs, der Preise und der Lebenshaltung in der Reichs- und Handelsstadt Frankfurt a. M. und in Deutschland überhaupt vom Ausgange des Mittelalters bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“, die in ihren Hauptteilen fast abgeschlossen vorliegt.

Vollständigkeit und photographischer Treue verarbeitet werden können als die vorgefundene. Ganz ohne ihre spezifischen Schwierigkeiten wird sie auch nicht sein. Der Beobachtete wird, in dem Bewußtsein in einem Glashause zu sitzen, wenn oder soweit er sich nicht ganz integer fühlt, sich der Versuchung ausgesetzt finden, buchhalterische Kunstgriffe anzuwenden, oder aber seine für den Druck bestimmte Lebensführung wird eine etwas weniger naive werden. Der Beobachter selbst wird nicht umhin können, in diese Lebensführung wenigstens durch Ratschläge, zuweilen auch durch materielle Unterstützung einzugreifen; selbst dann, wenn er letzteres nicht tut, wirkt die für die Zukunft von Seiten des Beobachters erhoffte Hilfe doch leicht schon während der Aufnahme wie ein Wechsel auf längere Sicht. Damit streife ich die Frage, soll man Geschenke geben oder nicht. Soll man? Wird man müssen? frage ich eher. Wie übersehen, was der Familie, in deren Lebensschiff man gleichsam eingestiegen ist, im Laufe eines Jahres begegnen wird? Viel zu jung noch ist unser Arbeitsgebiet, als daß man aus der eigenen, wie groß sie Einen auch dünke, doch immerhin beschränkten Erfahrung heraus, leicht Vorschriften allgemeiner Gültigkeit entnehmen könnte: die Erfahrungen auszutauschen, mehr als sie aufdringen zu wollen, muß die Losung sein. Gewiß, es werden sich, zumal unter der organisierten Arbeiterschaft, heute zahlreiche Personen finden, die aus Standesinteresse oder aus reiner Liebe zur Sache Opfer an Zeit und Mühe, und selbst an entgehendem Nebenverdienst zu bringen erbötig sind; ja auch außerhalb dieser Kreise wird man in der Regel am weitesten kommen, wenn man das wissenschaftliche Interesse zu erwecken versucht und Erfolge damit erzielen unter Umständen, unter welchen der solchen Arbeiten Fernstehende es gar nicht erwarten sollte. Aber ein Jahr ist eine lange Zeit, innerhalb deren das Fleisch manches Beobachteten schwach werden und den Untersucher das Gefühl überkommen kann, als ob er eine Vivisektion unternehme. — Daß das Rechnungsbuch eher von Bessergestellten, als von allerärmsten Schichten zu erlangen sein wird, darauf wies ich schon hin, und dies ist ja auch, mehr oder minder explizite, ziemlich allgemein anerkannt. Dasselbe wird aber auch nicht leicht aus den obersten Schichten, mindestens nicht leicht in extensiver und intensiver Vollständigkeit mit der Gestattung monographischer Bearbeitung, zu erlangen sein. Die Gründe sind einfach. Während das Budget des armen Mannes zum allergrößten Teil von dem stereotyperen Notbedarf des Lebens ausgefüllt ist und auf den freien Bedarf nur eine kleine Quote fällt, stellt sich umgekehrt eben dieser

freie Bedarf im Budget des reichen Mannes in verhältnismäßig sehr großer Ausdehnung dar. Es wird darum das Bild seines Charakters deutlicher als das des Armen aus den Ziffern hervortreten, und es wird — da sein Leben so viel weniger typisch verläuft — so viel schwieriger, zuweilen gar unmöglich fallen, ihn vor dem Lesepublikum unkenntlich, anonym zu halten. Nicht nur ihre Schwächen, auch ihre edlen Züge wollen manche im Verborgenen halten.

Wie lange soll die Beobachtung fortgesetzt werden? Wiederum ein solches „Soll". Die Frage ist unbeantwortbar, so lange nicht feststeht, zu welchem Ende beobachtet wird. Was wäre schätzbarer als das sorgfältig geführte Haushaltungsbuch einer Familie von der Zeit der Begründung des Hauswesens an, bis zu seiner Auflösung?[1]) Aber die Geschichte dieses Hauswesens wäre doch immer nur eine Geschichte der Vergangenheit, und die Zukunft eines heute gegründeten Haushalts ließe sich aus ihr nicht ohne weiteres prognostizieren. Aehnlich wie die Absterbeordnung einer natürlichen Generation nach Herrmann'scher Methode nicht ohne weiteres etwas über die Lebensfestigkeit der jetzt lebenden jungen Welt besagt. Und umgekehrt: eine exakte Beobachtung über eine kurze Zeit, einen Monat, eine Woche, einige Tage wird nicht wertlos sein, wenn sie sich nicht für ein Mehr und ein Anderes ausgibt, als sie ist und wenn keine übereilten Schlüsse gezogen werden. Sorgfältigst beobachten, das Zeugnis der eigenen Sinne von dem fremden Zeugnis unterscheiden, alle Zeugnisse auf den Grad ihrer Wahrscheinlichkeit hin prüfen und diesen angeben, das ist alles, was menschenmöglicherweise zu leisten ist. Wer so verfährt, schreibt exakt und objektiv, selbst wenn die Zeugnisse nicht so, wie er wollte, zu den Tatsachen — die uns in gewissem Grad immer „Dinge an sich" bleiben werden — gedrungen sein sollten[2]). Ist die Qualität gut, so kann die auch quantitativ nicht ausgedehnte Beobachtung unmöglich wertlos sein.

Denken wir uns für alles, was da lebt und für jeden Tag, den es lebt, eine Vertikalkolonne angelegt und für die Lebensäußerungen aller eine Horizontalspalte, so werden wir Längs- und Querstreifen

[1]) Bemerkenswerteste Arbeiten auf diesem Gebiete von E. Hofmann in Brauns Archiv 1893.

[2]) Auch Einträge in Rechnungsbücher sind nur schriftliche Zeugnisse für die Tatsachen, auf die man ausgeht; Zeugnisse, die allerdings in der Regel mehr Vermutung für ihre Richtigkeit für sich haben, als die mündlichen. — — Vergl. zu Obigem noch meine Ausführungen in: „Zur Methodologie sozialer Enqueten" Frankfurt a. M. 1888. (Anm. des Herausg. In diesem Bande der folgende Aufsatz.)

schneiden können. Die Querschnitte gäben alsdann Aufschlüsse über das Vorkommen einer und derselben Lebensäußerung bei einer Reihe verschiedener Individuen (wie z. B. St. Bauer Erhebungen über die Konsumtion eines bestimmten Artikels bei verschiedenen Individuen vorschlägt). Die Vertikalspalten würden die sämtlichen Lebensäußerungen einer oder mehrerer Personen an einem oder mehreren Tagen geben. Je breiter die Streifen, um so besser, gewiß; immer jedoch werden sie Beachtung beanspruchen dürfen, wenn sie die Ueberzeugung zu erwecken vermögen, Ausschnitte, oder sagen wir lieber Abbilder, der Wirklichkeit zu sein. Seit Jahren wußte ich mir auf Reisen, auch auf solchen, die nicht gerade Studienreisen waren, kein besseres Mittel, einen Einblick in das Leben der Menschen zu gewinnen, als mir das Leben bestimmter Personen während der letztverflossenen und einiger laufenden Tage in allen seinen Details zu konstruieren [1]). Wenn der Reisende keine Zeit hat, Wirtschaftsschilderungen à la Le Play aufzustellen, so versuche er es nur mit solchen bescheideneren Unternehmungen. Sein Tagebuch oder seine Veröffentlichung wird noch immer einen anderen Halt gewinnen, als wenn er in die verschwommene Allgemeinheit hinausgeblickt hätte, um das Ganze vor dem Einzelnen zu begreifen.

Auch in Beobachtung ganz besonders übler Verhältnisse wird man (eben weil man die Beobachtung nicht zur Vivisektion werden lassen und doch während derselben nicht modifizierend eingreifen kann) sich mit einer kürzeren Dauer als einem Jahre begnügen müssen, oder zum rekonstruierenden Verfahren zu greifen veranlaßt sein.

Lassen Sie mich nun aber nach diesen Ausführungen über die Aufnahme der Budgets mit einigen Worten auf die Verarbeitung zurückkommen und zwar wiederum von dem Le Play'schen Schematismus meinen Ausgang nehmen. Als ich seiner Zeit versuchte, die gewerblichen Spesen einer Familie zu verrechnen, geriet ich in sehr verschiedene Verlegenheiten, und ich fand, daß auch das System Le Play aus denselben nicht sonderlich gut heraushilft. In seinen sogenannten Comptes des Bénéfices müßte, deren Anlage nach, naturgemäß häufig bald in der Geld-, bald in der Naturalienkolonne ein Minus zutage treten; da aber mit diesem Minus im Schema nicht wohl fortzukommen wäre, so geschieht es, daß die Autoren auf sehr künstliche Weise seine Einstellung vermeiden. Damit im Zusammen-

[1]) Anm. d. Herausg. In den „Sozialpolitischen Reisefeuilletons" (3. Abt. dieses Bandes) haben die Ergebnisse manch' solcher Beobachtungen eine anziehende Darstellung gefunden.

hang gleiten irreführende Verteilungen in die Hauptrechnung hinein, wie es denn namentlich häufig den Anschein gewinnt, als ob Lebensmittel, wenigstens zum Teil, gekauft worden seien, von denen man bei näherer Prüfung der Comptes findet, daß sie durchweg selbstgezogen sind.

Aber gibt es denn nicht eine Wissenschaft, die sich mit den hier zu überwindenden Schwierigkeiten bereits beschäftigt hat, und deren Errungenschaften vielleicht nicht nur für die Berechnung der Erwerbswirtschaft, sondern auch für die möglichst korrekte und durchsichtige Berechnung der Vorgänge in der Aufwandswirtschaft nutzbar gemacht werden könnten? Nun freilich gibt es eine solche, und zwar seit vierhundert Jahren! Sie erraten, daß ich von der Lehre der italienischen Buchhaltung, der sogenannten doppelten Buchhaltung sprechen will. Doppelte Buchhaltung: ein unglückliches Wort, denn sie ist nichts anderes als eine ganze Buchhaltung, während die einfache Buchhaltung, nach einer Ansicht, der ich beitreten möchte, eigentlich eine halbe ist.

Das Wesen der italienischen Buchhaltung besteht darin, daß sie jeden erfolgten Kauf zunächst als eine Permutation erscheinen läßt, worin sie einem nationalökonomischen Gedanken par excellence Ausdruck gibt. Setzen Sie in der italienischen Buchhaltung den Ankauf eines wirtschaftlichen Gutes ohne weiteres einem Abgang gleich, so wird diese Buchhaltung gleichsam wie in einem Märchen lebendig; sie ruft: Nein, Nein! nötigt Sie das eingegangene Gut in die Sollspalte des betreffenden Bestandkontos zu setzen, oder zwingt Ihnen, wenn Sie in der Tat jene Wertvermehrung durch das eingegangene Gut bestreiten, bei der Saldierung wenigstens eine ausdrückliche Erklärung in diesem Sinne ab. Wunderbar, wie diese beiden Wissenszweige, die Privatwirtschaftsstatistik und die Buchhaltungslehre gleichsam wie Zwillingsbrüder in einem Shakespeareschen Stück so lange nebeneinander herlaufen konnten, ohne einander zu erkennen! Wie diese Buchhaltungslehre so bescheiden an den Toren der theoretischen Volkswirtschaftslehre steht und kaum jemals an dieselben anzuklopfen wagt. (Meines Wissens findet sie sich am meisten einverwoben in die Schriften von Proudhon, Courcelle-Seneuil, Stein.) Wenn man einmal in größerem Maßstab dazu gelangt, Wirtschaftsrechnungen wohlhabender Familien aufzustellen, wird man auf die Notwendigkeit, die Sache nach den Grundsätzen der italienischen Buchhaltung zu durchdenken, stärker hingeführt werden, als es jetzt, wo man sich meist nur mit ärmlichen Haushaltungen beschäftigt, der Fall ist. Es

wird z. B. schwer angehen, die Anschaffungen eines wohlhabenden Mannes an Pretiosen, Silberzeug, Kunstgegenständen, Weinen als gemachten reinen Konsum zu verrechnen, und man wird sich genötigt sehen, die entsprechenden Eingänge gleichzeitig dem Inventar zuzuschreiben. Ja auch in der Verrechnung über kleine Wirtschaften — wenn anders man bewertete Eingangs- und Ausgangsinventare in rechnerische Verbindung mit Jahresumsatzrechnungen bringen will — werden die Widersprüche offenbar, in die man sich verstrickt, wenn man nicht gleichzeitig jeden Kauf zunächst als einen Tausch ansieht, und den eingegangenen Gegenstand auf das Konto bezw. das Inventar, auf dem er doch zum Schluß möglicherweise mitzählen muß, überträgt [1]).

[1]) So versagt z. B. auch Landolts Schema, wie man sich bei Versuchen leicht überzeugen kann. Der Autor gibt uns ein Anfangsinventar (p. 88), in welchem die Mobilien ihrem Marktwert nach mit 512 Frs 50 Cms figurieren und die dargestellte Familie gibt im Berichtsjahr die vergleichsweise hohe Summe von 194 Frs 90 Cms für Neuanschaffungen an Mobilien aus. Diese Summe wird aber weder ganz, noch teilweise dem Mobilienkonto in das Soll geschrieben, sondern sie erscheint schlechtweg als Konsum. Wie würde nun aber — muß man fragen — ein spezifiziertes Schlußinventar ausgesehen haben, wenn der Autor seinen Versuch des Beispiels halber zu Ende geführt hätte, statt nur eine Gesamtwertsumme für die sämtlichen Gebrauchsgegenstände — nämlich 1735 Frs 55 Cms wie im Eingangsinventar — anzusetzen? Die für 194 Frs 90 Cms gekauften Mobilien hätten doch nicht fehlen können — aber mit welcher Bewertung hätte er sie aufgeführt? Da im Laufe des Jahres für sie nichts zugeschrieben worden war, so hätte er ihnen nur den Wert geben können, um den er das übrige Inventar gleichzeitig vermindert hätte. Nun wurde aber von ihm als Prinzip aufgestellt, einmal vorhandene Stücke bei ihrem Marktwert zu belassen: danach wäre er gezwungen gewesen, die neuen Stücke genau gleich dem Wert der gänzlich abgegangenen zu setzen, im vorliegenden Fall also fast gleich Null. Ein solches Verfahren würde, mehrere Jahre fortgesetzt, die ganze Inventarbewertung immer mehr unter den Bereich des Zufalls bringen und zu Entstellungen führen, von denen es sehr fraglich ist, ob sie weniger leidig wären, als diejenigen des alten Amortisationssystems nach der geschätzten Dauer der Dinge, das nicht die Budgettheoretiker erst erfunden haben, sondern mit dem die weitesten Kreise als mit einer „dira necessitas“ sich abzufinden genötigt waren (Vgl. z. B. Simon, Bilanzen der Aktiengesellschaften, Berlin, 1898, S. 381 ff.). Aber auch in Beziehung auf die Verbrauchsvorräte, deren Wert ja zweifellos viel leichter konstatierbar ist, würde nach Landolts Schema die Einnahme- und Ausgaberechnung nicht von dem Eingangs- auf das Schlußinventar führen können. Und wie wäre es gar mit dem Schema gegangen, wenn eine der Familien in Wirklichkeit und nicht nur in der Hypothese ein kleines Haus gekauft hätte? Der Autor schrieb ja nichts anderes vor, als daß ein Hauskauf teils als „ordentliche“, teils als „außerordentliche“ Ausgabe anzusetzen sei. Sonach würde in der Wertumsatzrechnung der ganze Kaufpreis

Mir scheint die Buchhaltungslehre geradezu einen grundlegenden Zweig der ökonomischen Statistik zu bilden, und Versuche, die Vorgänge komplizierter Privatwirtschaften in den Formen der italienischen Buchhaltung sich auseinander zu legen, dürften die besten praktischen Uebungsaufgaben und ab und zu auch wohl Ueberprüfungsmittel zu jenen feinen Analysen bilden, wie sie uns namentlich von deutschen und österreichischen nationalökonomischen Theoretikern in grundlegenden Kapiteln über Wirtschaft, Wertmessung und dgl. geliefert worden sind. Wenn ich eines dieser Kapitel lese, verlange ich förmlich nach einem „Wirtschaftsbudget" als Anhang, wie man nach einem Bilde in einem der Illustration bedürfenden Buche sucht. Ich glaube, wenn der Privatwirtschaftsstatistiker es niemals unterläßt, die Wirtschaften, welche er untersucht, nach den Grundsätzen der italienischen Buchhaltung zu untersuchen, gleichviel ob er die Resultate in dieser Form veröffentliche oder nicht, so wird er damit einen sicheren Leitfaden, wie durch nichts anderes, erlangen, und wenn er auch viele Probleme nicht wird lösen können, so wird er doch mehr als auf einem andern Wege erkennen, daß hier Probleme sind. Sobald man einmal deutlich erkannt haben wird, daß die Theorie der Verrechnung der privatwirtschaftlichen Vorgänge nichts anderes als ein integrierender Teil der Buchhaltungswissenschaft ist, wird man eine Reihe von Fragen gründlicher, aber auch zugleich weniger unruhig besprechen, als es jetzt zuweilen der Fall ist. Die junge Privatwirtschaftsstatistik wird gleichsam eine Erbschaft antreten, sich eines historischen Besitzes bemächtigen, und damit die Würde erlangen, die mit dem Bewußtsein eines alt befestigten Besitzes nun einmal verbunden ist. Und sie wird ihren Besitz noch sehr erweitern, wenn sie namentlich auch jene Erörterungen beachtet, welche von den juristischen Schriftstellern, soweit sie sich mit Buchhaltung beschäftigen mußten, geführt worden sind.

Darüber, in welcher Form der Beobachter die Resultate, die er sich nach den Regeln der Buchhaltung auseinandergelegt hat, zu veröffentlichen habe, möchte a priori nichts für alle Fälle Giltiges und Praktisches aufzustellen sein. Die größere oder geringere Kompliziertheit der Wirtschaftsrechnungen wird dabei ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben. Bleibt man bei den Formen der italienischen

lediglich als ein Minus figuriert haben, während im Schlußinventar das Haus mit seinem Wert doch wahrlich nicht hätte fehlen können. —

Nur andeuten will ich, daß schon die bloße Bewertung von Naturalposten in der Rechnung zur Führung derselben nach den oben entwickelten Prinzipien drängen dürfte.

Buchhaltung im engeren Sinne, so wird man eine Reihe Konti über die Vermögensbestandteile und eine Reihe Erfolgskonti, nämlich das Gewinn- und Verlustkonto mit seinen Unterabteilungen haben. Zu diesen letzteren wird für unsere Zwecke ein speziell der Berechnung des hauswirtschaftlichen Verbrauchs bestimmtes Konsum- oder Verbrauchskonto gehören. Für jeden Kassenkreditposten wird also ein anderes Konto debitiert erscheinen: für einen Hauskauf das Hauskonto, aber auch für eine Anschaffung von Wein oder Kohlen das Wein-, beziehungsweise das Heizungskonto, für eine Anschaffung von Kleidern das Kleidungskonto. Wie die letzteren Konti ihren Eingangsbestand von dem Eingangsinventar erhalten haben, so geben sie ihren Ausgangsbestand dem Ausgangsinventar, bezw. der Ausgangsbilanz ab; im übrigen saldieren sie nach Verbrauchskonto, das Verbrauchskonto nach Gewinn- und Verlustkonto [1]). Den privaten Ansichten des Autors, wie er den Verbrauch an den sogenannten Gebrauchsgegenständen buchen will, ob er etwa glaubt, die Neuanschaffungen dem Verbrauch gleichsetzen zu dürfen, wird hiermit nicht vorgegriffen, nur tritt explizite hervor, was sonst verborgen und verworren vor sich geht. Zweckmäßigerweise würde man auch den Verbrauch an Verbrauchsgegenständen und den von Gebrauchsgegenständen dabei von einander unterscheiden können [2]).

Die italienische Buchhaltung mit ihrer starren nationalökonomischen Logik gestattet sehr schwer oder gar nicht in dem Verbrauchskonto noch einmal darauf zurückzukommen, welche Werte ursprünglich gegen Kasse erworben worden sind. Mit einem Intransigentismus ohne gleichen sagt sie, daß nicht das Geld, sondern die empfangenen Geldeswerte dem Verbrauche unterliegen. Nun findet man zwar alles auf die Geldgebahrung Bezügliche im Kassenkonto, so daß dieses, was nicht zu vergessen ist, noch immer genau das leistet, was die meisten veröffentlichten Wirtschaftsrechnungen, welche gleichfalls im tabellarischen Teil Kassenrechnungen sind, geleistet haben. Indes kann es doch erwünscht erscheinen, im Interesse der Uebersicht oder Kürze die Belehrungen des Kassenkontos und des Verbrauchskontos näher bei einander zu haben. Zur Erreichung dieses Zweckes würde vielleicht das folgende Schema dienen, welches auf Grundlage des Buchhaltungssystems eines Herrn Theodor Esersky beruht. Herrn Eserskys Schriftchen (Leipzig ohne Datum) ist leider vergriffen, doch

[1]) Siehe Zusatz 3.

[2]) Die Unterscheidung von Verbrauchs- und Gebrauchsgütern in anderem Zusammenhange verschiedentlich auch hervorgehoben von Landolt.

läßt sich aus dem Werke Hüglis „Die Buchhaltungssysteme, Bern, 1887“ ausreichende Auskunft über dasselbe schöpfen. Es wird uns dieses System daselbst als die „russische Buchhaltung“ bezeichnet: inwieweit diese Bezeichnung zutreffend ist, vermag ich nicht zu sagen. Diese russische Buchhaltung leistet nun, wie Hügli ausführt, nicht genau dasselbe, was die italienische Buchhaltung im engeren Sinne leistet, aber jenem unschätzbaren Grundgedanken, daß Kauf und Verkauf zunächst Tauschhandlungen sind, gibt sie gleichfalls Ausdruck. In Betracht käme für unsere Zwecke im speziellen das sogenannte Kapitalbuch dieser Buchhaltungsweise, das in einer der Umformungen, die ich versucht und für brauchbar befunden habe, folgendes Aussehen erhalten würde:

Zeilennummer.	Bezeichnung der Konti und Posten.	Kasse		Verbindlichkeiten		Sonstige Werte		Ergebnis	
		+	−	+	−	+	−	+	−
		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.
		M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.

Zunächst würden alle Bestände, wie sie zu Anfang der Rechnungsperiode vorhanden waren, zu verrechnen sein: die Aktiven in den Spalten I, III, V, VII, die Passiven in den Spalten IV und VIII. Damit wäre die „Eingangsbilanz“ aufgestellt. Folgt die Eintragung der relevanten Wirtschaftsvorgänge des Jahres. Natürlich nicht in chronologischer Folge, wie in dem russischen Kapitalbuch, neben dem noch ein Hauptbuch hergeht, sondern in den geeigneten Zusammenfassungen, eingeordnet in Konti, und zwar zunächst in die Konti der Erwerbswirtschaft, dann in diejenigen der Aufwandswirtschaft[1]. Der Rechner wird sich dabei zu fragen haben, wie er jeden einzelnen Vorgang auffaßt: ob als eine reine „Permutation“ (Wert gegen gleichen Wert), oder als eine „Aktion“, d. h. reinen Wertzugang bezw. reinen Wertabgang, oder endlich als einen Vorgang gemischter Natur. Danach entscheidet es sich, welche Einträge in die Plus-, bezw. die Minusspalten zu machen sind. Zugänge und Ab-

[1]) Es würden sich also z. B. folgen: Arbeitserlös, Zinskonto, empfangene Geschenke . . ., dann Nahrung, Getränke, Wohnung u. s. f. — Kassakonto und Gewinn- und Verlustkonto fallen aus, weil sich die betreffenden Belehrungen aus den Vertikalspalten I—II, VII—VIII ergeben.

3*

gänge ergeben zum Schlusse den Ausgangsbestand [1]).

Die uralten Errungenschaften der Buchhaltungslehre werden sich, sage ich also, als ein unvergleichliches heuristisches Prinzip für den Forscher bewähren. Hinaushelfen über alle Schwierigkeiten werden sie ihm nicht, und diese Schwierigkeiten werden bei dem Privatstatistiker wegen der geringeren Einfachheit seiner Ziele, ja ich möchte fast sagen, wegen derer größeren Unklarheit, erheblichere, als bei der Anwendung der Buchführung in den im gemeinen Leben vorliegenden Absichten sein. So genügt es z. B. dem Kaufmann in der Hauptsache seinen Jahres-Gewinn (bezw. das Verhältnis desselben zum Kapital) zu ersehen: ob dabei mehr oder weniger Aus- oder Eingänge, mehr oder weniger Wertzerstörungen stattgefunden haben, ist unwesentlich. Der Privatwirtschaftsstatistik ist dies wesentlich, denn eben die Wertzerstörungen erscheinen ihr in dem Lichte des Konsums,

[1]) Eine reine Permutation wird z. B. vorliegen, wenn eine Schuld abgetragen wird oder ein Ausstand eingeht. Ein reiner Abgang wird vorliegen bei einem Verlust, einer Wertzerstörung durch Konsum, einem gemachten Geschenk; ein reiner Zugang bei einem erhaltenen Geschenk. Einen Hauskauf werden wohl die Meisten in der Regel als reine Permutation auffassen, einen Ankauf geschätzter Gemälde ebenso. Den Ankauf einer Zimmereinrichtung werden die einen zunächst als reine Permutation einschreiben und allmählich amortisieren, andere mehr oder minder als Wertabgang buchen wollen: das Schema bietet die Möglichkeit für beides. Ein Schreiner habe einen Schrank Anfang des Jahres auf Lager, so wird dieser Schrank mit einem bestimmten Betrag im Anfangsbestand figurieren, verkauft er ihn um einen höheren Preis, so erhalten wir in seinem Geschäftskonto einen Minusposten in Spalte VI, einen Plusposten in Spalte I und einen desgleichen (die Differenz) in Spalte VII. Den Ankauf von Verbrauchsartikeln wird man, soweit dieselben in der Rechnungsperiode wieder konsumiert werden, der Einfachheit halber oft lediglich in den Spalten II und VIII buchen können, ohne daß man nötig hätte, ihn erst durch V und VI hindurchgehen zu lassen. Ganz fehlen werden Buchungen letzterer Art natürlich nicht; sie werden entstehen, wenn man Restbestände an Nahrungsmitteln, Heizungsmaterial u. dgl. zu verzeichnen hat; sie können sogar in den Konti für immaterielle Zwecke entstehen, z. B. durch vorhandene Abonnements-Fahrkarten (Theaterkarten!)

Das Schema ist in der Praxis verschiedener Abkürzungen und auch Erweiterungen fähig. Man braucht z. B. die sämtlichen Spalten nicht durch alle Konti durchzuführen, wenn man ihrer nicht in allen bedarf; man kann es aber auch vielleicht für passend halten, die Rubrik „sonstige Werte" noch weiter zu zerlegen, um Verbrauchs- und Gebrauchswerte (Inventar im engeren Sinne) von einander zu sondern.

Einige Beispiele zu obigem in dem Zusatz 4 am Schlusse.

Anm. d. Herausg. Nach dem hier erläuterten System der russischen Buchführung hat Schnapper-Arndt das auch die kleinsten Details berücksichtigende Haushaltungsbudget des „Nährikele" aufgestellt (s. Anh. I zu No. 5 der II. Abt.).

und in der Höhe des Konsums sucht man einen Anhalt zur Erkenntnis der Bedürfnisbefriedigung, welche dem Wirtschaftssubjekt zuteil wurde. Die kaufmännische Buchführung will gewissermaßen nur die erste und letzte Ordinate der Kurve, welche die Vermögensveränderung im Laufe eines Zeitraumes darstellt, miteinander vergleichen. Die Privatwirtschaftsstatistik interessiert sich aber ganz besonders noch für die absteigenden Aeste dieser Kurve, welche die Wertverminderungen und damit auch die erfolgten Konsumtionen angeben. Und sie will noch ein weiteres tun. Die kaufmännischen Buchhaltungen sollen nur dem Kaufmann selbst oder auch dem Gläubiger — so namentlich die Buchhaltungen der Aktiengesellschaften — Klarheit über die Vermögenslage, bezw. möglichste Sicherheit verschaffen. Jede Bilanz interessiert zunächst als Einzelding: die Bilanzen der Privatwirtschaften pflegt man aber vorwiegend — und auch vorschnell — mit vergleichenden Hintergedanken anzusehen. Daher die besondere Schwierigkeit der Frage, was und wie zu bewerten sei.

Wie soll bewertet werden? Ueber diese Frage haben von jeher die Lehrer der Buchführung und der Staatsrechnung, sowie die Juristen, insbesondere die Kommentatoren der Handelsgesetzbücher zu sinnen gehabt: überall leuchten bei ihnen, wie eben angedeutet, die praktischen Zwecke hervor. Ich glaube, daß zu manchen dieser Erörterungen, sicher aber zu den einschlägigen der Privatwirtschaftsstatistik (wie zur ganzen ökonomischen Statistik überhaupt) mit Nutzen ein theoretisches Kapitel als Vorrede zu schreiben wäre, die Frage behandelnd: Welche Bedeutung wohnt den verschiedenen Rechnungen, die mit Wertgleichungen, mit deren Addition und Subtraktion operieren, inne? Heutzutage pflegt der naive Rechner mit den Posten einer Wirtschaftsrechnung, also mit Wertgleichungen, zu operieren, als ob er es mit den abstrakten Gleichungen der reinen Mathematik zu tun habe, und er glaubt gleichsam, daß, wenn eine Berechnung nur hübsch in Kolonnen gebracht ist, ihr damit auch der innere Zusammenhang gegeben sei. In Wahrheit sind nun ja aber die Wertgleichungen nichts anderes, als Urteile über unter bestimmten Umständen erfolgte oder unter vorausgesetzten Umständen als eintretend gedachte Geschehnisse, und wenn eine durch Addition gewonnene Wertgleichung Bestand haben soll, so muß immer bewiesen werden können, daß die Schlußgleichung aus den in die Verrechnung gezogenen Gleichungen wie ein Schluß aus seinen Prämissen folgt. Wir werden aber beispielsweise sofort sehen können, wie sich häufig noch nicht einmal Gleichungen, in welchen die Werte einerlei Begriffes sind (z. B.

Veräußerungswerte), ohne weiteres addieren lassen, weil die nach allgemeiner Giltigkeit aussehenden einzelnen Wertnrteile nur bedingt giltige waren: dicta secundum quid. Titius setzt in einem Inventare einen Kunstgegenstand mit tausend Mark Veräußerungswert an, einen zweiten, später hinzugekauften, mit ebensoviel; es ist aber sehr möglich, daß dieselben, wenn sie etwa am gleichen Tage verkauft werden sollen, einander im Preise drücken, oder (als Pendants) einander im Preise erhöhen: es steckte also in jedem Wertansatz eigentlich eine Sonderbedingung über die Art des Verkaufs. — Wie nun erst, wenn Wertgleichungen addiert werden sollen, in welchen die Werte, die auf der einen Seite der Gleichung stehen, sehr verschiedenen Begriffes sind? Die besagten Objekte befinden sich in einer Villa, welche sich Titius um hunderttausend Mark erbaut hat, für welche er aber auf absehbare Zeit keinen raisonnablen Preis erhalten kann und er setzt dieselbe deshalb zum Kostenpreise an. Wie sollte nun das Prädikat in dem die drei Posten summierenden Werturteil lauten müssen, wenn an Stelle des vieldeutigen „ist wert" überall die Definition dessen, was unter „wert" verstanden ist, substituiert werden und zugleich das Prädikat des Endurteils die Prädikate der Einzelnrteile unter sich begreifen sollte? — Aehnliche, nur leicht viel verwickelter werdende Betrachtungen würden sich über die Addition der Konsum- und Eingangsbewertungen in einer Wirtschaftsrechnung anstellen lassen. . . .[1]).

Logisch addieren dagegen könnten wir, wenn beispielsweise sämtliche Ansätze einer Rechnung Veräußerungswerte (im Hinblick auf einen bestimmten Markt und eine bestimmte Zeit) oder wenn sie sämtlich Kostenwerte oder sämtlich Wiederersatzwerte, ferner auch, wenn sie zwar Werte verschiedener Art, aber doch solche Werte sein würden, welche nur besondere, durch die Umstände gebotene Anwendungen des individuellen Wertes wären. (Veräußerungswerte für die zur Veräußerung, Ersatzwerte für die zum Gebrauch bestimmten.)

Fragt sich dann aber nur, inwieweit das Ergebnis aus einer streng logisch durchgeführten Rechnung dem entsprechen würde, was man aus privatwirtschafts-statistischen Untersuchungen zu erfahren

[1]) Dafür, daß die vorliegende gedankliche Schwierigkeit oft unterschätzt und zu vorwiegend für eine bloß technische angesehen wird, siehe z. B. als Beleg Lehr: „Die Messung des einer einzelnen Privatperson gehörigen Vermögens ist verhältnismäßig leicht auszuführen" u. s. f. (Grundbegriffe, p. 196). — In noch weit höherem Grad stehen die erwähnten Schwierigkeiten allerdings den Versuchen, Nationalvermögen in Geld zu berechnen, entgegen.

wünscht, inwieweit es sich geeignet erweisen würde für die Anwendungen, welche man im Auge zu haben pflegt. Man gebe eine Individualtaxation, so wird man in einer Materie, in welcher man so eifrig hinter den Vergleichungen her ist, gleiche Gütermassen je nach der Person, ja je nach deren vorschreitendem Alter verschieden bemessen müssen. Man taxiere nach dem Veräußerungswert, so wird man der Sache gewiß auch nicht rückhaltlos froh werden dürfen[1]). Der Veräußerungswert ist sicherlich der richtige Wert für das, was veräußert werden soll; er ist es darum für die sogenannten Veräußerungsgegenstände der Handelsunternehmungen. Aber nicht einmal die Betriebsgegenstände dieser Unternehmungen schätzt man einfach nach dem Verkaufswert ab und die Abschätzung der Gebrauchsgegenstände einer Privatwirtschaft nach jenem Werte sollte nicht in Mißlichkeiten verwickeln? Freilich, ein Kaufmann mit tausend Ballen Seide im Vermögen würde uns als ein armer Mann erscheinen, wenn wir uns nicht vorstellen würden, daß er seine Ware beständig umsetzen und den in seine Aufwandswirtschaft abfließenden Mehrerlös in Gebrauchsdinge verwandeln kann. Für die Aufwandswirtschaft sind aber diese Dinge bereits das Endliche, Bezweckte, eben dasjenige, weshalb das Geld Wert für das Wirtschaftssubjekt hatte. Die Erwerbswirtschaft sieht in den Gütern das Geld, die Aufwandswirtschaft umgekehrt in dem Geld die Güter. Verwandeln wir nun in unseren Rechnungen einem Wirtschaftssubjekte Güter, auf die es hält, gewaltsam wieder zurück in Geldsummen, und zwar in Geldsummen, um welche es die Güter nicht zurückkaufen kann, so schlagen wir gleichsam einen verkehrten Gang ein, erwecken den Anschein, als ob das Subjekt pro tanto die Kaufkraft zu den Gütern nicht besäße, welche es tatsächlich im Besitze hat und lassen dasselbe — ceteris paribus — ärmer[2]) erscheinen, als ein anderes Subjekt, welches die gleichen Dinge schon erwerben möchte, aber sie nicht erwerben kann. Frau Amalie hat vor kurzem für hundert Mark Leibwäsche für die Familie angeschafft. „Wenn ich nur auch schon so weit wäre!" denkt Frau Karoline, welche erst sechzig Mark für den gleichen Zweck zurückgelegt hat. Trödlerwerte einsetzend, werden wir Frau Karolinen die sechzig Mark für voll ins Inventar setzen müssen, Frau Amaliens Wäsche jedoch, um welche Frau Karoline sie beneidet, vielleicht nur mit vierzig Mark bewerten dürfen. Die Veranschlagung nach dem

[1]) Ich selbst bin anfänglich so verfahren, und auch bei Le Play und der Société d'Économie sociale verfuhr man öfters ebenso.

[2]) Allerdings nur geldärmer!

Veräußerungswert ist gewiß eine angemessene Rechnung für den Fall des Hausstandes, welcher aufgelöst werden soll: sehr zu überlegen, inwieweit sie sich auch für den Hausstand, welcher fortgesetzt werden soll, gezieme. Sie ist sicher eine angemessene Rechnung für Auswanderer, eine Rechnung für den Fall der Pfändung und des Gantes hin, und zwar der Pfändung bis auf den letzten Rock und das letzte Hemd. Würde eine Familie — per impossibile — so vergantet, so würde sie, da man sie ja vorher schon so eingeschätzt, in den Wirtschaftsrechnungen durch diesen Gant noch nicht einmal geschädigt erscheinen, was immerhin ein Bedenken mehr gegen die Ansetzung nach dem Veräußerungswerte liefert [1]). Und, wie sonderbar! Für ein Ding, das der Besitzer nicht zu verkaufen beabsichtigt, wird die Wertschätzung jedes Nichtbesitzers erheblicher als seine eigene. Cajus und Titius bieten auf ein Landgut und Cajus überbietet den Titius. Vor dem Zuschlag ist das Gut — nach dem Veräußerungswert angeschlagen — das höhere Gebot des Cajus, nach demselben aber nur noch das niedere des Titius wert. Umstände, die ein Gut dem Besitzer kostbarer machen, werden es im Verkaufswert häufig mindern. Der gemachte Rock hat oft weniger Verkaufswert als der Stoff, das gebundene Buch als das ungebundene. Der von mir bezahlte Transport eines Gebrauchsgutes von einem entfernten Markte wird mir das Gut um einen Betrag wertvoller machen, um den es für den Wiederverkauf gerade wertloser geworden ist. Ein unübertragbares Billet kann gänzlich ohne Veräußerungswert sein. Man sieht, mit dem Absolutismus der Lösungen ist es in diesen Fragen leider nichts, und wir haben alle Ursache, Andersmeinenden gegenüber tolerant und urban zu bleiben.

Wie sollen wir klassifizieren? Welche Konti sollen wir, buchhalterisch gesprochen, insbesondere für die Aufwandswirtschaft anlegen? Die Einteilungen, deren wir uns bedienen, scheinen auf den ersten Blick hin Einteilungen nach Zwecken zu sein. Aber nach wessen Zwecken? Näher besehen, erfolgt der Konsum in einer Privatwirtschaft teils überhaupt nicht immer infolge einer Zweckvorstellung — z. B. Konsum durch Brand, Ueberschwemmung —, teils erfolgt er zwar auf Zweckvorstellungen hin, aber auf solche, die bei verschiedenen Subjekten vorhanden sind. Die Steuern, welche der Staat erhebt,

[1]) Man erinnere sich gerade hier der Erwägungen Flesch's in der Einleitung zu den bekannten Budgets des „Freien deutschen Hochstifts" (s. oben) über das Unheilvolle unserer Exekutionsgesetzgebung. Solchen Erwägungen würde durch die fragliche Bewertungsweise eine interessante rechnerische Illustration entzogen.

erfolgen auf die Zweckvorstellung des Staates hin, nicht auf diejenige des Wirtschaftssubjekts. Danach scheinen unsere Einteilungen schon von jenem logischen Fehler, welchen man den Fehler der Verworrenheit genannt hat, nicht frei zu sein. Die Zwecke des Wirtschaftssubjekts laufen alle auf Befriedigung seiner Bedürfnisse hinaus: danach läge eine Einteilung zunächst in materielle und immaterielle Zwecke mit weiteren Unterabteilungen nahe. Da wir aber unsere Bedürfnisse mittelst Nutzung von Gütern befriedigen, die Güter aber mehreren Zwecken zugleich oder mehreren nacheinander dienen können, so liegt die Unmöglichkeit einer befriedigenden Klassifikation auf der Hand. In Bearbeitung von Wirtschaftsrechnungen aus den ärmeren Volksklassen wird man auf diese Betrachtungen weniger geführt, als wenn man diejenigen der oberen Stände analysiert. Dort freilich erfolgen die meisten Ausgaben für Nahrungsmittel auch lediglich um der Ernährung willen; bei den reichen Klassen jedoch erfolgen sie zu einem beträchtlichen Teile des Vergnügens oder der Geselligkeit halber. Das Mobiliar des Aermeren dient ihm zum Sitzen, Liegen, Aufbewahren: der Reiche kann aus seinem Mobiliar die Befriedigung subtiler psychischer Bedürfnisse — man denke nur an das Kunstgewerbe — schöpfen.

All dieser Schwierigkeiten muß man sich insbesondere dann erinnern, wenn es gilt, die ökonomischen und psychologischen Folgerungen zu prüfen, welche man aus den Summenzahlen in den Wirtschaftsrechnungen zu ziehen in Versuchung kommen kann. Die Zahlen lediglich nach ihren Prozentverhältnissen wie nach einer Paßlegitimation zu fragen und dann passieren zu lassen, geht niemals an.

Was also ist die beste Art der Klassifikation? Diejenige, welche am meisten in das Detail eintritt und dem Leser erlaubt, die Steinchen zu ordnen, wie es ihm beliebt.

Und was ist die beste Bewertung? Diejenige, welche es nie vergißt, die spezialisierten Sachgüter nach ihrer Quantität hin kenntlich zu machen. Die Kenntnis der Güter und ihrer Maße bleibt das Wichtigste. Mit dem Geschilderten fühlen, empfinden, das soll der Leser zunächst können. In sich selbst soll er zunächst das Leben, das man ihm vorführt, aufnehmen. Das ist der unmittelbare Vergleich: der Vergleich mit uns selber. Nur in unserem eigenen Innern, nur wenn wir sie beide in uns aufgehen lassen, werden wir zwei fremde Leben aneinander messen können.

Vollkommenes allerdings werden wir auf unserem Gebiete weder durch Massenbeobachtung, noch durch Monographie jemals erzielen

können. Niemand kann sein eigenes Leben ausschöpfen, denn er muß es leben, ehe er es in der Reflexion erblickt, und eine ganze Gegenwart sollte sich selbst und noch Vergangenheiten hinzu vergleichend ausschöpfen können? Nur einer Gottheit würde eine solche perfekte Kenntnis vorbehalten sein. Aber wir dürfen uns wohl mit dem Gedanken trösten, daß nicht das Wissen allein es tut, und daß, was die Menschheit fördert, auch noch auf anderen kausalen Zusammenhängen als denen des bloßen Verstandeserkennens beruht. Wo immer Menschen für ihre Nebenmenschen eingetreten sind, da hat nicht nur das Wissen, sondern jenes warme Wollen mitgewirkt, welches das Unvollkommene, nicht vollkommener zu Erkennende gerne ahnend ergänzt. Wegen eines zweifelhaften Prozents ist noch keine edle Handlung unterblieben und kein guter Impuls erstickt worden. Wie sehr auch unsere wissenschaftlichen Hilfsmittel sich vervollkommnet haben mögen: die Gestaltung der sozialen Dinge in ihrem Wesentlichen, hat Generationen und Generationen vor uns vor Augen gelegen. Gingen diese Dinge ihnen nicht nahe wie uns, so lag dies nicht zum Geringsten daran, daß ihr Sinn nach jener Seite hin verschlossener war als der unserige, so wie wir wiederum in manchen Richtungen weniger zart und gut als sie empfinden mögen. Daß die Herzen den sozialen Dingen immer geweckter werden und es bleiben, muß die Sorge unserer aller sein und damit werden wir auch den Bestrebungen der sich mühenden Statistik am besten zu Hilfe kommen.

Zusatz I.

Verzeichnus aller nothwendigen Außgaben vnd Vnkosten bey einen Meister deß Becken Handtwerckt, wan er deß Jahr vber 400 Symer Gedreydt abbachen thut, wie hernach folgt:

Erstlich! wan deß Gedreydt kaufft wirdt gibt man von Symer zu messen 4 kr. vnd zu tragen 6 kr. Thun 400 Symer	66 fl. 40 kr.
Alsdan wirdt es in die Mühl gebracht, gibt man den Knechten darvon zu mahlen von Symer Kern 3 kr. Thun 200 Symer	10 „ — „
Mehr 200 Symer Korn, von Symer 4 kr. Thun 200 Symer	13 „ 20 „
Mehr vor Brodt und Drinckgeld den Mühlknechten neben den Mahlen	6 „ — „

Item aparte deß viertel Jahr 15 kr. . . . . . . 1 fl. — kr.
Item von Symer Weggelt 4 kr. Thun 400 Symer . 26 „ 40 „
Item wochentlich ein Meeß Scheelholtz zum bachen, daß Meeß p. 20 Batzen. Thun 52 Meeß . . . . 69 „ 20 „
Mehr 15 Meeß Bircken und Eychen Holtz in die Kuchen daß Meeß pr. 2 fl. . . . . 30 „ — „
Item 20 Scheiben Saltz, die Scheiben p. $3^1/_2$ fl. . . 70 „ — „
Mehr 1 Ctr. Kümmel den Ctr. per 10 fl. . . . . 10 „ — „
Item vor Lichter, die Wochen 3 Pfd. Thut deß Jahr 156 Pfd., daß Pfd. p. 12 kr. . . . . 31 „ 12 „
Mehr vor Häffen, deß Tages 2 kr. Thut jährlich . . 12 „ 10 „

Zu diesen Bachen gehören drey Knecht.

Die bekohmen zu Lohn, der Helffer 3 fl., der Kübel $2^1/_4$ fl., der Bostler $1^1/_2$ fl., macht die Rattung 7 fl. Thun 13 Rattung . . . . 91 „ — „

Den Mägdten ihren Lohn.

Der Hauß Magdt deß Jahr . . . . 8 „ — „
Und die Wochen 4 kr. Bier Gelt . . . . 3 „ 28 „
Item vor ein Kindts Mägdtlein deß Jahr . . . . 5 „ — „
Und die Wochen 3 kr. Biergelt. Thut . . . . . 2 „ 36 „

Vor Speiß und Tranck.

Eß befindet sich in einen Haußhalten der Man, daß Weib, 5 Kinder, 3 Knecht, 2 Mägdt, so erfordert es die höchste Nohtdurfft auff 12 Persohnen des Tages 7 Pfd. Fleisch, das Pfd. p. 5 kr. macht deß Jahr 25 Ctr. 55 Pfd. . . 212 „ 55 „
Item zu Gemüß an allerley Speyßen wie es deß Jahr die Zeit gibt, deß Tages 10 kr. Thut järlich . . . . . 60 „ 50 „
Item vor Brodt deß Tages vor ein Persohn 1 Pfd., thun 12 Persohnen 12 Pfd., 4 Pfd. vor 6 kr. Thut deß Tages 18 kr., macht järlich . . . . 109 „ 30 „

Tägliches Bier.

Vor den Man ein Maaß, die Frau ein Maaß. Vor die Kinder 2. Drey Knecht 3 Maaß. Deß Tages 7 Maaß, die Maaß p. 3 kr. . . . . 127 „ 45 „

Vor Kindlein bescherets den dreyen Knechten.

Den Helffer 1 Thaler, den Kübelknecht 1 fl. Den Boßler 45 kr. Thut . . . . 3 „ 15 „
Den zweyen Mägdten . . . . 3 „ — „

Aller Außgaben in den Haußhalten so vnvmbgänglich.

Vor Kleyder, Schuh, Strümpff vnd dergleichen vor Man, Weib vnd Kinder järlich . . . . 50 „ — „
Vor die Kinder Schulgelt, Bücher und Pappier, wochentlich $^1/_2$ fl. Thut järlich . . . . 26 „ — „
Item vor die Armen wochentlich $^1/_2$ fl. Thut järlich 26 „ — „

Mehr in die Allmoß Bixen, die Wochen 2 kr. Thut jährlich	1 fl. 44 kr.
Item in die Kirchen vnd Schul, auch den heil. Beichtvatter	5 „ 30 „
Item vor Schlött zu fegen, deß Jahr	2 „ 20 „
Leydt und Freudenfehl.	
So Gott der Herr schickt, alß da seindt Hochzeiten, Kindts-Tauffen, Gefatterschafften, Kranckheiten, Leichen vnd andere mehr Hauß Creutz, da man nicht danach außschicken thut .	50 „ — „
Vor Bauvnkosten.	
Nemblich Zimmerleit, Steinmetzen, Dachdecker, Glasser, Schlosser, Schreiner, Feuer Schauer	25 „ — „
Zu dem Handtwerck gehörige Vnkosten.	
Alß da sindt, Bachoffen, Bachdroch, kupfferne Kössel, Feuer Röhren, an Säcken, Kübel, Dampff Schäffer, Zuber, Wasserkuffen, Tragkörb, Mehlbutten, Sümerlein, Sieber, Waag und Gewicht. Holtzhacken, Drochschern, Metzen, Kehrwisch, Schauffeln, Beßen, und dergleichen Hauß Rath waß es die höchste Nothdurfft erfordert	16 „ — „
Auf dem Marck Vnkosten an einen Sonnabent.	
Den Pfender 5 kr., den Marckmeister 2 kr., den Marckkürrer vnd Stattknecht 2 kr., thut die Wochen 9 kr., macht järlich	7 „ 48 „
Item einen Ladten bey Sanct Seebaldt, Zinß darvon järlich	3 „ — „
Item so man deß Morgens ein fallen thut, nimbt man einen 6 kr. Laib, und umb 3 kr. Weißbrodt, man wigt daß Jahr viermahl, bekompt ein oder zwey Butzen sambt den Brodt	2 „ — „
Eingerissene, eygennütze schädliche Mißbrauch, von der drein vnd Zugab deß Brodts.	
Item so einer drey oder vier Wirth hat, und geben einen deß Jahrs 200 fl. zu lößen, gibt man in Gulden dreingab 6 kr. macht	20 „ — „
Item bey den Rückenbrodt auff den Laib 1 Pfg. Semmel Zugab	30 „ — „
Item den Verlust an Semmel vnd Wecklein, zu dreyern wan es alt bachen ist, auff daß Symer 1/2 fl. thun 200 Symer	100 „ — „
Item vor Eyerkuchen, an Ostern vnd Pfingsten . . .	50 „ — „
Vor Hauß vnd Gelt Zinß, auch burgerliche Last.	
Wen einer nicht eygene Behaußung hat vor Hauß Zinß	50 „ — „
Item 500 fl. Gelt Zinß von 100 5 p. c.	25 „ — „
Item vor die Loßung, bey Einen mehr, bey den Andern weniger	15 „ — „
Mehr vor Wachgelt deß Jahr	2 „ — „
Mehr den Balbierer deß Jahr	3 „ — „

Item den Bader monatlich 6 kr. thut 12 Monat . . 1 fl. 12 kr.

Vnderschiedlichen Persohnen zum Neuen Jahr.

Als Dornern, Wächtern, Sacktragern, Brunnen Meistern, Gedreydt- vnd Holtz Messern, Stattknechten, Schützen, vnd noch viel andere Persohnen, die man nicht alle benennen mag 8 „ — „

Item vor die Wesch wochentlich 15 kr. thut järlich . 13 „ — „

Summa Summarium . . . 1505 fl. 45 kr.

Folget hierauff die Ein Nahm, von 200 Symer Korn, Bacher Lohn, von Symer 1 fl. 30 kr., daß wir haben, thut 300 fl. — kr.

Item von 200 Symer Kern von Symer zu bachen 3 fl. Thut . . . . 600 „ — „

Summa von 400 Symer zu bachen . . . . . . 900 fl. — kr.

Abgezogen von der Außgab, restirt . . . . 600 „ — „

Alßo! Erweist es sich sonnenklar, daß daß Beckenhandwerck, bey den Bacherlohn nicht bestehen kan, wie es der Augen Schein mit sich bringt und von vielen Meistern gehört wirdt. Wan sich dan ein solcher Vnkosten sohl heraußziehen, so kan man daß Symer anderst nicht dan vmb $3^1/_2$ fl. abbachen, ohne deß Becken seinen großen Schaden und Verderben, wan wir hiefüro sollen bey Ehren bleiben, vnd mit Weib vnd Kindern nicht sollen an den Bettel Stab gerathen, dan es ist ja nur alles ein bloßer Auffgang und erreicht nicht einmahl den selbigen.

Alßo! ist mein vnderthäniges gehorsambstes Bitten, und Flehen, Ew. Hoch-Adel-Herrl. wollen gnädigst geruhen, daß zu Boden getruckt Beckenhandtwerck auß Gnaden ansehen, Vnd solches wieder emporbringen helffen, solche meine Bitte gnädig erhören, nicht zweiffelnt wir werden vor solche hohe Gnade, für dero hochgeführtes Regiment, vnd Gott geb es! langes Leben, und gutte Gesundheit bitten, und vnß die Zeit vnsers Leben, solches höchst angelegen sein lassen, in zwischen verharrendt an Erhörung!

Ew. Hoch-Adel-Herrl.

Vnter Thänig-gehorsamber Burger
Friederich Haaß, Beck und Meehl Schauer!

Dattirt den 16. May Anno 1695.

Zusatz Iu.

In manchen Stücken ein Pendant zum Budget des Herrn Haas bildet der gleichfalls im Archiv des Nürnberger germanischen Museums befindliche „Extract“

Was die wirdig Fraw zu Sanct
Klarn ain Jarlang zu irer
Haushalttung bedarff.
1574.

Allerdings, wie man sieht, nicht der Voranschlag einer Privat- sondern der einer Anstaltswirtschaft. Die wirdig Frau war Ursula Mufflin († 1590)

die letzte Aebtissin des Klosters, das damals auf den Aussterbeetat gesetzt, und, wie es heißt, infolge Ausbleibens von Einnahmen nach der Reformation in finanzielle Nöten geraten war. (Wonach vielleicht auch dies Budget als Kind einer sorgenvollen Stimmung anzusehen wäre.) Da das Schriftstück nicht allzulang, und bis jetzt nur vereinzelte Stellen aus demselben an die Oeffentlichkeit gebracht worden sind [1]), möge es hier noch eingeschoben werden.

Die Rechenmünze des „Extracts" ist der Gulden zu 252 Pfennigen (= 8 Pfund 12 Pfennigen), das Flüssigkeitsmaß das Fuder à 12 Eimer, der Eimer à 68 Schenkmaß. Trotz dieses Schlüssels wird man mit den Zahlen nicht immer zurecht kommen, sondern ab und zu auf jene Irrungen stoßen, welche bei unseren Vorfahren nicht selten waren und die in Verbindung mit der Kompliziertheit ihres Rechnungswesens ein zu nehmendes Hindernis mehr für den nachgeborenen Leser bilden.

1574.

Wein.

Item wann man ain Tag ainer Person drey Seidlein Weins gibt, thuet 5 Person ain Tag 7½ Mas. Macht von einem Sontag bis zu dem anndern 60 Mas. Thuett ein Jarlang 3120 Mas. Thuett 46 Aimer, 12 Mas. Macht 3 Fueder 10 Aimer vnnd 12 Mas. Den Aimer vmb 6 fl. verrechnett, thuett das Fueder 72 fl. Thun die 3 Fuder 10 Aimer vnnd 12 Mas an Gellt . . . . fl. 277 Pfd. — Pfg. 12

Was dann sonsten von Wein aufgehet mitt guetten ehrlichen Leutten, die sie besuchen vnnd zuzeitten mit in eßen, auch in der Kuchen zum verkochen, in Essig, auf die Ehehalten, wan sie inen zu Adern laßen, oder aber, so ein Ehehallt oder sonnst Jemandt im Kloster kranckh wurtt, ann Jarzeitten auch zum Ertzneyenn. Item zur Liechtmeß, Martinsnacht, an den Kirchweyen, zu Weihnachten, Liechtmeß, Fastnacht, Ostern, Pfingsten, Auffartstag vnnd an anndern Festen vnd Jarzeitten, so man Fastag hat vnnd dem Gesindt ein Drunckh gibt, daß ein Jarlang auch vff ein Fuder Weins gerechnet ist vnnd zu Gellt 72 fl. macht. Thuett der Wein aller zusammen gerechnet 4 Fueder 10 Aimer vnnd 12 Mas. Thuet an Gellt . . . fl. 347 Pfd. — Pfg. 12

Bier.

Item wann man ainer Person gibt ain Tag ain Mas Bier, thuett 15 Person am Tag 15 Mas,

[1]) Durch Kamann im 14. Heft der „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg" 1901.

thuett von einem Sontag bis zu dem anndern 120 Mas Bier, thuett ein Jarlang 6240 Mas. Vnnd wann man die Wochen 2, offt dreymall, pecht, so gibt man den Pechen ir Bachbier, so offt sie bachen, alle mall zwo Mas, thuet ein Jar 260 Mas. Die zu den obsteenden 6240 Mas addirt, thuen 6500 Mas. Machen 95 Aimer vnnd 40 Mas Bier. Vnnd was geet dan sunsten auf die Arbeitter, Taglohnner, auch tägliche Ehertrunckh vnnd zu ainer jeden Zeit, mit den Ehehalten, nach altem langen gehaptem Gebrauch, daß ain Jarlang auch auf 4 Aimer Biers gerechnet ist, thuet daß Bier, alles zusammen gerechnet, 99 Aimer vnnd 40 Mas, thuet 8 Fueder 3 Aimer vnnd 40 Mas, Summer vnnd Winter Bier. In einannder gerechnet den Aimer pro 14 Pfd. thuet an Gellt . . . . fl. 165 Pfd. 8 Pfg. 7

Flaisch.

Item wann man ainer Person ain Tag 1 Pfd. Flaisch gibt, thuett für 13 Person ain Tag 13 Pfd. Thuett 200 Tag, an denen man durchs ganze Jar aus Flaisch speißet. Thuett 2600 Pfd. daz Pfd. pro 10 Pfg. gerechnet, thuett 103 fl. 1 Pfd. 14 Pfg. ohne daz gebratten Flaisch, an Sonntag Nächten vnnd zu anndern Zeiten vnnd Festen, für die Ehehalten zu speissen, so auf 210 Pfd. angeschlagen ist, daß Pfunndt pro 10 Pfg. gerechnet. Thuet 8 fl. 2 Pfd. 24 Pfg. Ohne was die wirdig Fraw vnnd ihr Conuent sampt funfft die 160 Tag, durchs gantze Jar aus, daran sie Flaisch essen, verbrauchen. Als fur ein Person ain Tag 1 Pfd. gerechnet, thuett am Tag 5 Pfd. Flaisch. Macht die 160 Tag 800 Pfd. daz Pfd. pro 10 Pfg. gerechnet, thuet 31 fl. 6 Pfd. 8 Pfg. Mer wurdt gerechnet für 62 Feiertag, daran die wirdig Fraw vnndt ir Conuentt allemal vorricht speißen, thuett 8 fl. Vnndt alsdan fur siben arme Personen, welchen die wirdig Fraw 46 Wochen, in jeder Wochen ein Tag, mit ainem 1/2 Pfd. Flaisch speist, thuet für die siben Person jede Wochen 3 1/2 Pfd. Flaisch, macht 46 Wochen 161 Pfd. Daz Pfundt pro 10 Pfg. gerechnet, thuet 6 fl. 3 Pfd. 8 Pfg. Was geet dann mit den Taglonern vnnd Hewern auff, daz auch auf 100 Pfd. gerechnet ist, daz Pfundt pro 10 Pfg. thuett 3 fl. 8 Pfd. 4 Pfg. Thuet also daß Flaisch, alles zu-

sammen gerechnet, an Gellt . . . . fl. 161 Pfd. 5 Pfg. 4

Gewurtz.

Item wann man ain Jar für allerley Gewurtz, Fasten Speis, Zuckher, Baum Oell, Saiffen vnnd was das mer ist, 40 fl. gibt, so verbraucht man den halben Taill vnd mehr in der Kuchen vnd in die Leckkuchn, die järlichen gebachen vnnd zum Thail Guetzhern vnnd Freundten verehrt vnd geschenkht werdenn vnnd zu annderer erhaischender Notturft. Da man nun den Vberest, der auf 15 fl. angeschlagen, vnter 5 Personen pro Rato anstaillt, geburt ainer Person an allerley Gewurtz, als Zuckher, Saiffen vnd annderen, mer nit dan 3 fl. werth, daß ain jede Person zu Hertz vnd Haupt gerieben zu Zimmettwasser, Roßen vnnd anndern Zuckher, auch Candirung der Pimeln[1]) verbraucht nach einer Jeden Gelegenheit. Thuett wie oben . . . . fl. 40 Pfd. — Pfg. —

Weis Brodt.

Item wann man ain Wochen vmb Weis brodt gibt 6 Pfd. Gellts, auf den Tisch, zu Mittag vnnd Nachts zu verspeißen, auch was man in der Kuchen bedarff, daß in funf Thaill zu thailn, geburt ainer Person zu irem Antaill ein Wochen 36 Pfg., thuett ein Tag 4 ½ Pfg. vnnd ain gantzes Jar thuets ann Gellt . . . . fl. 37 Pfd. — Pfg. 12

Visch.

Item wann man ain Jar vmb grun, durr vnnd gesaltzen Fisch, auch Krebs ausgibt 152 fl. So geburt einem Ehehalten durch das gantze Jar aus, der 13 seindt, zu seinem Anthaill 2 fl. 2 Pfd. 17 Pfg., thuett ein Jarlang 30 fl. 3 Pfd. 10 Pfg. So verbraucht die wirdig Fraw im Kloster die Fasten vnnd sonst daß gantze Jar, wann Fasttäg ßeindt, der im Jar vill werenn vnd offt kummen, von allerley Sortt Fisch vnnd Krebs pro 122 fl. Daß in funf Taill ausgethaillt, geburt ainer Person zu irem Anthaill 24 fl. Vnnd dieweilen der Fastäg mit sampt der rechten Fasten vngeuerlich 180 ßeindt, geburt ainer Person ain Tag zu irem Antaill 33 Pfg. Thuett wie hieneben gemeldt . . . . fl. 152 Pfd. — Pfg. —

[1]) Vielleicht Pinellen oder Zirbelnüsse, welche „gar annehmlich schmecken, dahero sie der Koch bei gewissen Essen anzubringen pfleget" (Frauenzimmerlexikon 1739 pg. 1226).

Schmaltz.

Item wann man ain Jarlang 6 Centner Schmaltz in der Kuchen verbraucht, geburtt ain Wochen 11½ Pfd. vnd ein wenig mer, den Zentner pro 9 fl. 1 Pfd. 2 Pfg. berechnet. Thuet an Gellt . . . fl. 54 Pfd. 6 Pfg. 12

Flachs.

Item so gibt man ain Jar für Flachs vngeuerlich bis in die 33 fl.; manchmall mer, offtmals weniger. Mehr daruon zu spinnen vnnd dem Weber vom Duech zu wirckhen 10 fl. Thuett alles zusammen . . . . fl. 43 Pfd. — Pfg. —

Daruon dann aus solchem Garn vnnd Duech jerlichen anstat der allten, bloeden, abgerißßen Leilacher, Tischdnecher, Handttuecher vnnd annders, so die Notturfft erfordert, gemacht wirtt.

Ehehallteun Lohn.

Item so geet jerlichen auf der Ehehalten Lohn, als den Furknecht, die zween Beckhen, den Schreiber, die Winntnerin[1]), die Einkaufferin, die Viechmaidt, den Hirtenn vnndt die vier Maidt im Kloster, mit Leickauf zum neuen Jar vnnd anndern dergleichen mer fl. 95 Pfd. 4 Pfg. 6

Werckhleut.

Item so geet ain Jarlang auff die Wercklent, als den Schmidt 18 fl., dem Wagner 10 fl., dem Sattler 12 fl.; dem Puttner 6 fl., dem Mullner 5 fl., dem Schuster vnnd Alltreußßen 20 fl. Summa alles zusammen thuet . . . . fl. 71 Pfd. — Pfg. —

Liecht.

Item so mus man ain Jarlang 3 Zentner Vnschlit Liecht haben. Den Zentner pro 7 fl. 4 Pfd. 16 Pfg. gerechnet, thuett zusammen . . . . . fl. 22 Pfd. 5 Pfg. 2

Taglon. Meyer. Hener.

Item so mus man ain Jarlang für Taglohn von Wißen zu mehen vnnd hewen, auch einzubringen daz Heu vnnd Grommet, haben thuett . . . . fl. 40 Pfd. — Pfg. —

Zenn.

Item so mus man ain Jarlang zu Erhaltung der Zeun in peulichen Weßen haben . . . . . fl. 12 Pfd. — Pfg. —

Trebern.

Item so mus man ain Jarlang dem Viech fur Trebern haben . . . . fl. 34 Pfd. — Pfg. —

[1]) Nach Kamann die Laienschwester an der Winde (Drehlade).

Stroe.

Item so mus man ain Jarlang vmb acht Schober Strös haben, den Schober pro 1 fl. 5 Pfd. 6 Pfg. Thuett . . . . fl. 13 Pfd. — Pfg. —

Hausrath.

Item so gibt man jerlichen für Hausrath, zu Peßerung derselben vnd annders nottwendigs aus, thuett . . . . fl. 20 Pfd. — Pfg. —

Lein öll.

Item so mus man ain Jarlang fur Lein Oell haben zu Wagschmir vnnd zu anndern Gebrauch ain Zentner. Thuett . . . . fl. tt Pfd. — Pfg. —

Doctor, Appodeckher, Barbirer.

Item so geet ain Jarlang auf den Doctor, Appodeckher, vnd Barbirer, thuett . . . . . . fl. 16 Pfd. — Pfg. —

[Folgt dann noch eine Zusammenstellung des „Ausgangs des ganzen Jars", welche — nicht ganz genau — mit 1336 fl. 4 Pfd. 19 Pfg. addirt wird.]

Zusatz II.

Zur Geschichte der Privatwirtschaftsstatistik in England.

Wo die Wiege der politischen Arithmetik stand, stand auch die Wiege der in größerem Umfange betriebenen Privatwirtschaftsstatistik: in England. Eine genauere, zusammenhängende Urgeschichte derselben dürfte erst noch zu schreiben sein. Den Reigen eröffnet wohl, wenn man von Pettys ziemlich hingeworfenen Bemerkungen absieht, Gregory King mit seiner merkwürdigen Aufstellung über „The annual income and expence of the nation as it stood in anno 1688", die bekanntlich zunächst nicht von King selbst, sondern von dessen Freund Davenant um 1699 an die Oeffentlichkeit gebracht wurde. King schätzt uns Einkommen und Ausgaben der Engländer von den „Temporal Lords" herab bis zu den Dieben und Bettlern. Einblicke zu gewinnen, liegt dem Arithmetiker indes weniger am Herzen als weite Ausblicke; nicht die einzelnen meint er, sondern das Abstraktum, den Staat. Wie viele vermehren den Reichtum des Königreichs und wie viele mindern ihn, ist seine Frage: 2 675 520 Personen mehren ihn und 2 825 000 Personen mindern ihn, seine Antwort. (Die Lords mehren ihn, weil sie mehr einnehmen, als ausgeben, das „labouring people" mindert ihn, weil es mehr verbraucht, als es einnimmt!)

Auch Joseph Massie († 1784), der Autor der anonymen Broschüre „Calculations of Taxes for a Family of each Rank, Degree or Class: For one Year", hat bei seinen 30 Budgetrechnungen betreffend Edelleute, Grundbesitzer, Kaufleute, ländliche und städtische Arbeiter mehr den Staat und den Fiskus, als die Gesellschaft im Auge gehabt. Er war ein fruchtbarer Publizist, der sich besonders für das Finanzwesen interessierte, und es verdroß ihn, hören zu müssen, daß das englische Volk 12—14 sh. vom L. an indirekten

Steuern zahle. Durch solche Behauptungen, meinte er, wird der Wert der Güter herabgesetzt, Industrie und Arbeit werden entmutigt, das Volk wird unzufrieden mit der Regierung und verliert dadurch im Kriegsfall das Selbstvertrauen. Die 30 Budgets (aus denen übrigens nur hervorgeht, wie hoch Massie den Verbrauch an steuerbaren Artikeln bei den einzelnen Familien schätzt) sollen den wahren Sachverhalt klar zu jedermanns Verständnis konstatieren. (Die Steuern machen, so weit ich sehe, nach seinen Aufstellungen 6—14% vom Einkommen aus.)

Massies Schriftchen erschien 1756[1]).

Elf Jahre später gab das Budget mehrerer Landarbeiter in einem Aufsehen erregenden Buche ein nachmals berühmter, in den deutschen Geschichten der statistischen Literatur durchaus noch nicht an den gebührenden Platz gerückter Mann: Arthur Young in seinen „Farmers Letters".

Und diese Budgets sind bereits weit mehr als die genannten in sozialwissenschaftlicher Absicht geschrieben.

Nicht freilich in dem Stil, den wir vielleicht erwarten mögen. Es soll gezeigt werden, wie vorzüglich der Arbeiter gedeihen könne, wenn er nur weniger verschwenderisch leben wolle. Sind bestes Weizenbrot, Ochsenfleisch, Hammelfleisch, und gar Tee, der leidige Tee mit dem Zucker, den er kostet, notwendige Dinge? Hausmacherbrot, Käse und Bier — das genügt, um sich gesund zu erhalten, und wer so lebt, kann noch einen Ueberschuß beiseite legen. Ihr sagt, die Lebensmittel seien jetzt teuer — aber hat der Arbeiter früher mehr als jetzt zurückgelegt? Keineswegs. Was er durch die Billigkeit hätte gewinnen können, vergeudete er in Trägheit und Ale und seine Frau in Tee.

Wer Youngs berühmtes Werk, die „Tour in Ireland" kennt, weiß, daß Young keineswegs bei dieser Tonart geblieben ist. Das exakte Studium der Verhältnisse der unteren Volksklassen, der Verkehr mit ihnen hat eine eigentümlich belehrende Kraft, schon mancher Saulus ist durch ihn zum Paulus geworden. Der prächtige Eingang zu dem Kapitel: „Of the labouring Poor" könnte füglich an der Spitze jedes modernen Buches sozialreformatorischer Richtung stehn.

Berechnungen über den Preis der Lebensmittel und die Kosten des Unterhalts ländlicher Arbeiter fand ich in den Young'schen Schriften — soweit sie mir bis jetzt zugängig waren — fast allenthalben eingestreut: Meist sympathische Haltung für den Arbeiter; immerhin: Subjekt der Betrachtungen die Landwirtschaft; der Arbeitslohn vorwiegend aus dem Gesichtspunkt der Speise angesehen. Und die Form der Aufstellungen mehr oder minder lose, die Angaben mehr oder minder vollständig, wie es gerade der Zusammenhang zu erheischen scheint.

[1]) Ueber Vandertint und seine beiden Budgets (1734) siehe die Eingangs erwähnte interessante Abhandlung Bauers in der „Statistischen Monatsschrift"; daselbst auch Ausführlicheres über Gregory King.

Eine systematische, tabellarische, enqueteartig aussehende Aufstellung in einem Buche, das den Namen Arthur Young trägt, findet sich dagegen in der 1793 erschienenen „General View of the Agriculture of the County of Sussex, by the Rev. Arthur Young“.

Der Reverend ist aber der Sohn und nicht der Vater, mit dem er des öfteren verwechselt worden ist[1])!

Woher hat nun Young, der Sohn, die Anregung zu seiner systematischen Arbeit genommen? Aus einer Schrift des Vaters? Findet sich vielleicht in den 46 Bänden der „Agricultural Annals“ irgendwo ein Vorbild? Oder rührt, was in der Form neu an ihr ist, selbständig von ihm her?

All' diese Annahmen wären sehr naheliegend, wenn es sich nicht ergäbe, daß das Schema Youngs genau mit demjenigen des Fragebogens übereinstimmt, welchen David Davies, Rektor von Barkham, Berkshire († 1819) zum Zwecke seiner geplanten Enquete über die Lage der Landarbeiter im Juni 1788 an zahlreiche Personen — großenteils Geistliche — in den verschiedensten Grafschaften von England und Wales, verschickt hatte[2]).

Davies' Werk, das als die erste systematische umfassende Enquete über das Budget der arbeitenden Klassen angesehen werden muß, ist meines Erachtens noch heute nicht ganz nach Verdienst gewürdigt.

David Davies konnte, wie er berichtet, beim Besuche der Arbeiterfamilien seines Kirchspiels nicht umhin, deren niedrige und trauervolle Lage mit Betrübnis zu bemerken. „Ich fand sie“, so sagt er ohngefähr, „mangelhaft genährt, schlecht gekleidet, einige Kinder ohne Schuhe und Strümpfe, sehr

[1]) Auch in der im 2. Bande der Hutton'schen Ausgabe der „Tour in Ireland“ (London, 1892) gegebenen Bibliographie wird die gedachte Schrift unter denen des Vaters aufgeführt. Richtig gestellt hat den Sachverhalt dagegen Higgs in seinem Artikel in der National Biography. Leider habe ich mir das Buch des Rev. Young noch nicht verschaffen können, so daß ich die (sechs) Budgets bis jetzt nur aus dem Abdruck bei Eden kenne (III, 734). Dagegen sah ich den Aufsatz des gleichen Verfassers „A Tour through Sussex 1793, by the Rev. Arthur Young“ in den von Young dem Vater herausgegebenen „Annals of Agriculture“ vol. XXII London, 1794 pp. 171—334 und 494—631. Die 6 Budgets finden sich in diesem Aufsatz nicht, doch erhellt, daß Young den Ort, von dem dieselben datiert sind — Glynd — genau kannte und dort von einem Farmer Ellman viele Informationen erhielt.

[2]) Die minimalen Abweichungen sind fast nur stilistische, so z. B. Young: „Per annum“, Davies: „Amount per annum“. Außerdem Davies: „Bacon or other meat“; Young: „Pork or other meat“; Davies: „Thread, Thrum, Worsted“; Young: „Thread, Worsted“. Auch in der Anlage der ausführenden Nebenbemerkungen und Spezialisierungen zu den Posten des Hauptschemas findet sich zwischen Young und Davies weitgehende Uebereinstimmung. Danach könnte noch immer an ein Young und Davies gemeinsames Muster gedacht werden. Indes, die ganze Entstehungsgeschichte seiner Enquete, wie Davies sie gibt, muß mich bis auf weiteres annehmen lassen, daß sich das gewählte Schema aus dem eigenen Material herausentwickelt hat.

wenige die Schule besuchend, und die meisten Familien an die Krämer verschuldet ... Und dennoch konnte ich die Ursache des Elends, welches ich sah, weder in Lässigkeit noch in Verschwendung suchen ..."

Die besondere Veranlassung zu seiner Unternehmung hatte Davies in den Parlamentsbeschlüssen von 1775 und 1785 gefunden, denen zufolge über die steigenden Beträge der Armentaxe Berichte durch das ganze Königreich gefordert werden sollten. Es schien ihm, daß man es zu Unrecht verabsäumt habe, gleichzeitig eine Untersuchung über die augenblickliche Lage armer Familien anzuordnen. Und so hatte er um Ostern 1787 sechs Budgets nach den Mitteilungen der Leute selber aufgenommen, und als dieselben das Interesse einiger Freunde in hohem Maße erregt hatten, sie drucken lassen und als Muster, wie soeben erwähnt, an geeignete Personen gesandt, mit der Bitte, daß man ähnliche Erhebungen für ihn anstellen und ihm deren Ergebnis zusenden wolle [1]).

Im ganzen sind bei Davies in den Jahren 1788 bis 1794 138 Budgets eingelaufen; das sie zusammenfassende Werk (The case of labourers in husbandry) erschien 1795. Die Tabellen bilden den dritten Teil des Werkes, der erläuternde und Schlüsse ziehende Text nimmt die beiden ersten Teile ein. In ihm lernen wir Davies zwar als einen wenig scharfen Oekonomen, der die neuen Doktrinen Smiths mit den älteren in oft unvereinbarer Weise vorbringt, dafür aber als einen um so vortrefflicheren, ebenso milden wie rückhaltslosen Menschen kennen.

Fraglos, daß Davies' Verdienste etwas zu sehr durch die — freilich unleugbaren — Verdienste in den Schatten gestellt worden sind, die sich Sir Frederick Morton Eden mit seinem berühmten Buche „The State of the Poor", London 1797 erworben hat. In welcher Verbindung stehen die Eden'schen Budgets mit denen des Davies? Oder mit denen des Young? Diese Frage ist bis jetzt meines Wissens noch nicht erörtert worden.

Eden hat, wie aus dem Berichte hervorgeht, den er uns über die Entstehung seiner Arbeit im ersten Bande (S—I ff.) gibt, die Materialien zu den deskriptiven Partien, und dabei auch zu den Budgets auf dreierlei Wegen zusammengebracht: durch persönliche Nachforschung, durch Vertrauenspersonen, denen ein Fragebogen zugeschickt worden war, endlich durch eine von ihm ad hoc angestellte und auf Reisen geschickte Hilfskraft. Welches der jeweils eingeschlagene Weg gewesen, wird bei den einzelnen Nachrichten nicht mitgeteilt. Eine Unterscheidung können wir aber leicht selber machen.

[1]) Der genaue Abdruck des ausgesandten Musterblattes, die Ueberschrift ausgenommen, ist bei Davies der Abdruck auf S. 136 f., nicht der auf S. 18 f., wie man anfänglich glauben sollte. Es geht dies hervor aus einer Bemerkung Davies' auf S. 131, sowie aus verschiedenen Bemerkungen seiner Korrespondenten. (Vgl. z. B. Seite 167.) Das Musterblatt hat — mit unwesentlicher Verkürzung — wiedergegeben Higgs im Journal of the Royal Statistical Society 1893, S. 272 f.

33 Budgets nämlich finden sich zerstreut in den sogenannten Parochial Reports, welche Reports, bis auf einen[1]), der Datierung nach aus der Zeit 1793 bis November 1796 herrühren. Diese Budgets sind von gänzlich verschiedenartiger Schematisierung. Sie sind offenbar abgefaßt in Beantwortung der allgemein gehaltenen Frage des Fragebogens (oder einer ähnlichen mündlichen oder brieflichen Frage): Earnings and expences of a family for a year, distinguishing the number and ages of the family, and the price and quantity of their articles of consumtion?

51 andere Budgets stehen tabellarisch angeordnet in einem „Appendix“. Diese Budgets datieren alle aus einer sehr kurzen Zeit, aus einer Zeit kurz vor Drucklegung des Buches, nämlich aus den Monaten Januar bis März 1796[2]). Und diese Budgets sind nicht mehr verschiedenartig, sondern nach einem einheitlichen Schema abgefaßt — welches Schema mit geringen Varianten kein anderes ist, als das, welches wir als das Davies-Young'sche kennen gelernt haben.

Sonach dürfte folgender Sachverhalt Wahrscheinlichkeit für sich haben: Als Eden seine Arbeit begann, kannte er von Budgets höchstens die zerstreuten in den Schriften des älteren Young. Er verleibte daher seinem Fragebogen nur eine allgemein gehaltene Frage ein. Als sich sein Werk dem Abschluß näherte, lernte er Davies' eben erscheinendes Buch, vielleicht auch verspätet die Schrift des Rev. Young kennen und nahm hieraus Veranlassung, noch rasch eine größere Reihe von Budgets nach dem Davies-Young'schen Schema ausführen zu lassen. Und dieser Teil der Arbeit dürfte, der Raschheit der Ausführung nach, wahrscheinlich ganz oder großenteils von der Hilfsperson besorgt worden sein[3]).

Die Eden'sche Budgets sind vielfach ausgeführter, als die Davies'schen und sie schildern verschiedenartigere Arbeiterklassen. Edens Werk ist das ungleich gelehrtere. Aber ich glaube, vor diesen beiden, dem glänzenden Young und dem gelehrten und gründlichen Eden, darf doch am meisten der einfache Landgeistliche Davies unsere Sympathien in Anspruch nehmen. Eden ist ein vorsichtiger Herr, und seine Furcht, daß er die Dinge den wohlhabenden Klassen zu schwarz malen möchte, ist nicht gering. Er war sicherlich ein Phi-

[1]) Dieser eine Bericht (vol. II pg. 47 ff.) ist Oktober 1793 datiert: der Einleitung nach zu schließen hätten erst die hohen Lebensmittelpreise von 1794 (und 95) Eden den Plan zu seinem Werke eingegeben.

[2]) Die Epoche, welche sie im Auge haben, ist in der Regel das Jahr 1795; einige Budgets gehen aber weiter zurück; bis zu 1792. Da die Annahme, es hätten mehrjährige Rechnungsbücher vorgelegen, einfach ausgeschlossen ist, muß man sich die Sache wohl so denken, daß der ungefähr festgestellte Bedarf zuweilen nach den Preisen verschiedener Jahre berechnet worden ist.

[3]) In der im dritten Band seines Werkes gegebenen Bibliographie führt Eden die Davies'sche Arbeit auf, nicht aber die Young'sche; auch wird das Davies'sche Werk noch an einer andern Stelle (I, 399) erwähnt.

lantrop, aber sein Sinnen ging doch mehr dahin, wie der Arme sich durchhelfen, als wie er sich hinaufhelfen könne, und die Worte, „The labourer is worthy of his hire“, schlicht und kräftig, wie sie sind, würde er schwerlich, wie es Davies tat, zum Motto seines Buches genommen haben.

Obschon in obigem nur einige Beiträge zur Geschichte der Privatwirtschaftsstatistik in England gegeben werden sollten, sei doch hiermit im Zusammenhange eines deutschen Zeit- und in gewissem Sinne Fachgenossen Arthur Youngs gedacht, dessen Arbeiten auf unserem Gebiete, soweit mir bewußt, gleichfalls noch nicht zur Wiedererweckung gebracht worden sind. Johann Beckmann, Professor in Göttingen, von Karmarsch „Vater der Technologie“ genannt (ausführlichste Biographie bei Ersch und Gruber) hat in seinen „Beiträgen zur Oekonomie, Technologie, Polizey und Cameralwissenschaft“ (Göttingen, 1799 ff.) drei recht ausführliche Anschläge landwirtschaftlicher Haushaltungen mitgeteilt. Ich würde direkt Young'schen Einfluß annehmen, wenn die Budgets nicht das frühe Datum 1766 trügen.

Zusatz III.

(Zu S. S. 30—34.)

Le Plays Ferblantier (Ouvriers des deux Mondes II, p. 9 ff.) betreibt die Kultur eines „jardin vignoble“. Barauslagen: 53 frs 65 cms; unmittelbare Bareinnahmen 0, denn das meiste wird in der Wirtschaft verbraucht. Um nun in den „comptes annexés“ zum Einnahmebudget kein Barminus zu erhalten, werden in denselben die 53 frs 65 cms gleichsam als ein Bareingang aus Kartoffeln gebucht (Comptes No. 2) und in dem Ausgabebudget selbst erscheint infolgedessen der Kartoffelposten unter den Barausgaben, obschon diese Kartoffeln doch selbst gezogen worden waren. Umgekehrt im Budget des Forgeron bulgare (Ouvriers européens vol. II, p. 231 ff.). Hier müßte in der Naturalkolonne der Viehzuchtrechnung (Comptes annexés B.) ein Minus entstehen, weil infolge der Verkäufe nur für frs 40.29 Naturalien für den Verbrauch in der Wirtschaft und die Düngung des Gemüsegartens übrig bleiben, während Naturalien im Werte von frs 54.88 aufgewendet worden sind. Das Minus zu vermeiden, wird nun in den Comptes ein Teil der Naturalspesen als Barspesen gebucht, nämlich das als herkömmliche Nutzung bezogene Futter für die Kuh: hierdurch im Hauptbudget ein Bareinnahmeposten aus der Viehzucht, der als solcher zu niedrig ist und ein Bareinnahmeposten aus Nutzungen, der als solcher nicht existiert.

Pierre du Maroussem hat l. c. p. 169 auf diese „inexactitudes et conventions“ hingewiesen. Doch scheint mir das von ihm befolgte System diese Konventionen nur zu mindern, nämlich insoweit die Zahl der Konti gemindert wird. Ein Rest muß bleiben, so weit ich sehe. (Vgl. 16 A, wo selbstgewonnene Milch, wenn ich nicht irre, nur deshalb mit 25 frs 18 cms Eingang in Natura und 74 frs 82 cms in Geld gewertet werden muß, weil diese Teilung wegen der Dépenses in 16 C nötig befunden wurde.)

Buchhalterisch würde sich die Rechnung des Bulgaren einfach so gestalten:

Viehzucht.

An herkömmlichen Nutzungen[1])	46.50	Per Kasse, für verkaufte Milch, Kalbfleisch, Eier, Hühner	44.45
An Zinskonto, rechnungsmäßiger Zins von dem Wert der Haustiere und der Gerätschaften	5.26	Per Nahrung: Milch, Käse, Kalbfleisch, Eier, Hühner in die Hauswirtschaft	35.29
An Arbeitsverdienst der Frau und des Sohnes	3.12	Per Ertrag des Gemüsegartens, Mist	5.—
An Kasse, Unterhaltung der Gerätschaften	0.82		84.74
An Gewinn und Verlust	29.04		
	84.74		

Und bei dem Ferblantier Joseph würde es heißen:

Ertrag des Gemüse- und Weingartens.

An Kasse, Ankauf von Setzlingen, Mist etc.	18.30	Per Nahrung: Kartoffeln, Gemüse, Maismehl, Trauben	108.71
An Kasse, Pachtzins	35.—	Per Getränke: Wein 156 Liter	18.72
An Kasse, Unterhaltung der Werkzeuge	0.35	Per Heizung	0.54
An Kaninchenzucht	1.50	Per Oelerzeugung	4.50
An Taubenzucht	2.—	Per Kaninchenzucht, Maiskleie	3.85
An Arbeitsverdienst des Mannes	20.—		136.32
An Arbeitsverdienst der Frau	8.—		
An Gewinn und Verlust	51.17		
	136.32		

Bleiben wir gleich bei diesem Le Play'schen Ferblantier, um uns auch ein Konto seiner Aufwandswirtschaft zurecht zu legen. Er hat, wie wir sahen, für Frs 18.72 Wein gezogen; diese Frs 18.72 finden wir in der Naturalkolonne der Ausgaben und aus der Barkolonne sehen wir, daß noch 28 Liter zu 20 cms dazu gekauft worden sind. Mehr erfahren wir nicht. Nehmen wir, um das Beispiel reichhaltiger zu machen, an, daß der Mann vom Vorjahr 80 Liter übrig hatte, 15 Liter verschenkte und 75 Liter übrig behielt. Ferner setzen wir voraus, daß er die 28 Liter wirklich bar bezahlte, wollen aber noch hinzusetzen, daß er weitere 5 Liter zu 40 cms gekauft habe, die er am Jahresschluß noch schuldig war. So kommt folgende Aufstellung zu unserer Orientierung:

Getränke.

An Eingangsbestand 80 Liter zu 20 cms	16.—	Per Geschenke, 15 Liter zu 12 cms	1.80
An Kasse, 28 Liter zu 20 cms	5.60	Per Verbrauch, 108 Liter zu 20 cms; 66 zu 12 cms und	
An Ertrag des Gemüse- und			

[1]) Sachgüterspezifikationen und Maße, weil nicht zu gegenwärtigen Demonstrationszwecken erforderlich, Raummangels halber meist weggelassen.

Weingartens, 156 Liter zu 12 cms	18.72	5 zu 40 cms	31.52
An Schulden, 5 Liter zu 40 cms	2.—	Per Ausgangsbestand 75 Liter zu 12 cms	9.—
	42.32		42.32

Vorstehendes Getränke-Konto betraf allein Verbrauchsgüter der Hauswirtschaft. Mit Ver- und Gebrauchsgütern haben es u. a. die Kleidungs- und Mobilienkonti zu tun. Ich würde Mißverständnissen leichter entgehen, wenn ich ein Beispiel aus einem reichen Budget nehmen würde, bleibe indes doch bei einem bescheidenen (bis auf den mit * bezeichneten Posten den eigenen Orientierungs-Vorarbeiten zum Budget einer Arbeiterin entnommen).

Kleidung.

An Eingangsbestand . . .	214.96	Per Wohltätigkeit, den Ueberschwemmten	2.50
An Kasse, neu angeschafft .	35.47	Per Tauschverkehr mit der Schwester	2.—
An eigener Arbeit, Neuanfertigung von Kleidern . .	9.68	Per Kasse, verkauft . . .	4.—
An Geschenken	9.10	Per Verbrauch	45.90
* An Schulden	8.—	Per Ausgangsbestand . .	222.81
	277.21		277.21

Der Verbrauch ist hier nach der geschätzten Dauer berechnet. Es steht indes jedermann frei, wenn er glaubt, daß dies zutreffender sei, ihn ausdrücklich etwa den Neuerwerbungen gleichzusetzen, und die Bewertung des Bestandes in der alten Höhe zu lassen. (Gruber empfiehlt, den Durchschnitt aus einer Reihe von Jahren zu nehmen, so auch Hofmann). Auch kann, wie im Text gesagt, eine Trennung des Verbrauchsposten in einen solchen im engeren Sinn (Reparaturen, im gleichen Jahr Angeschafftes und Konsumiertes) und einen Amortisationsposten vorgenommen werden. Denjenigen, die unter allen Umständen die einfache Kassenrechnung vorziehen, sei nochmals ins Gedächtnis gerufen, daß diese in einer vollkommenen Buchhaltung unversehrt erhalten bleibt. Ein Mehr wird geboten; kein Anderes.

Zusatz IV.

Im folgenden soll gezeigt werden, wie die oben gegebenen Daten aus dem Budget des Ferblantier Joseph bei Anwendung des S. 35 geschilderten Schemas angeordnet werden könnten. Da bei Le Play uns mitgeteilt wird, daß Joseph aus seinen Ersparnissen ein Haus zu kaufen beabsichtigte, so sei überdies vorgreiflich angenommen, daß dieser Kauf im Rechnungsjahre vorgekommen sei. Die springenden Zeilennummern der Tabelle sollen darauf hinweisen, daß hier keine vollständige Umarbeitung des Le Play'schen Budgets gegeben werden konnte, daß also z. B. mit den Zeilen 5, 14, 15, 18 nicht alle Rubriken des Eingangsinventars gegeben sind, dasselbe vielmehr nur angedeutet ist. Die Buchstaben „ins", z. B. in Zeile 5, besagen, daß an die betreffende Stelle die ermittelte Zahl zu inserieren sein würde. Aus dem notgedrungen nur andeutenden Charakter des Schemas folgt ferner, daß keine Summenzahlen gegeben werden konnten; auch die Sachgüterspezifikationen mußten aus dem Zusatz III Note angeführten Grunde meist weggelassen werden.

Anordnung einiger Posten eines Le Play'schen Budgets nach dem S. 35 beschriebenen Schema.

Zeilen-nummer	Bezeichnung der Konti und Posten	Kasse				Verbindlichkeiten				Sonstige Werte				Ergebnis			
		+		—		+		—		+		—		+		—	
		I.		II.		III.		IV.		V.		VI.		VII.		VIII.	
		Frs	cms	Frs	cms	Frs	cms	Frs	cms	Frs	cms	Frs	cms	Frs	cms	Frs	cms
	A) Eingangsbestand.																
5	Barbestand	ins												ins			
14	Vorräte an Nahrungsmitteln									ins				ins			
15	Vorräte an Getränken, Wein 80 Liter zu 20 cms									16	—			16	—		
18	Vorräte an Heizungsmaterial									ins				ins			
	Summe A.	ins				ins		ins		ins				ins		ins	—
	B) Erwerbswirtschaft.																
	Hauskonto.																
20	Ankauf eines Hauses um frs 20000 mit 3000 frs Anzahlung Ausgangsbestand, siehe 271.	—	—	3000	—	—	—	17000	—	20000	—	—	—	—	—	—	—
	Ertrag des Gemüse und Weingartens.																
30	Nahrungsmittel für die Haushaltung: Kartoffeln, Gemüse, Mais, Trauben	—	—	—	—	—	—	—	—	108	71	—	—	108	71	—	—
31	Getränke ebenso: 156 Liter Wein zu 12 cms	—	—	—	—	—	—	—	—	18	72	—	—	18	72	—	—
32	Heizungsmaterial, ebenso	—	—	—	—	—	—	—	—	—	54	—	—	—	54	—	—
33	Raps für die Oelerzeugung	—	—	—	—	—	—	—	—	4	50	—	—	4	50	—	—
34	Futter für die Kaninchen	—	—	—	—	—	—	—	—	3	85	—	—	3	85	—	—
35	Pachtzins 35 frs, Ankauf von Setzlingen etc 18 frs 30, Unterhaltung der Werkzeuge 35 cms	—	—	53	65	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	53	65
36	Mist aus der Kaninchenzucht	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	50	—	—	1	50
37	Mist aus der Taubenzucht	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	2	—
38	Arbeitsverdienst des Mannes	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	20	—	—	—	20	—
39	Arbeitsverdienst der Frau	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	—	—	—	8	—
	Kaninchenzucht.																
45	Mist für den Gemüse- und Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	1	50	—	—	1	50	—	—
46	Futter aus demselben	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	85	—	—	3	85
	Taubenzucht.																
50	Mist für den Gemüse- und Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	2	—	—	—
	Oelerzeugung.																
55	Raps aus dem Gemüse- und Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	50	—	—	4	50
	Arbeitsverdienst des Mannes.																
65	Arbeit im Gemüse- und Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	20	—	—	—	20	—	—	—
	Arbeitsverdienst der Frau.																
75	Arbeit im Gemüse- und Weingarten	—	—	—	—	—	—	—	—	8	—	—	—	8	—	—	—
	Summe B.	ins		ins		ins		ins		ins		ins		ins		ins	

Zeilen-nummer	Bezeichnung der Konti und Posten	Kasse + I. (Frs cms)	Kasse − II. (Frs cms)	Verbindlichkeiten + III. (Frs cms)	Verbindlichkeiten − IV. (Frs cms)	Sonstige Werte + V. (Frs cms)	Sonstige Werte − VI. (Frs cms)	Ergebnis + VII. (Frs cms)	Ergebnis − VIII. (Frs cms)
	C) Aufwandswirtschaft.								
	Nahrung.								
	Eingangsbestand, f 14. Eingang a. d. Gemüsegarten, f 30.								
120	Kartoffeln, Gemüse, Mais, Trauben aus dem Gemüsegarten (NB vorausgesetzt, daß alles konsumiert wird. — Würden etwa noch Kartoffeln hinzugekauft worden sein, so kämen die bez. Einträge unmittelbar zu denjenigen über die ersteren, ebenso wenn Restbestände aus dem Vorjahr konsumiert würden.)	— —	— —	— —	— —	— —	108 71	— —	108 71
	Ausgangsbestand siehe 276.								
	Getränke.								
	Bestand, f. 15. Eingang aus dem Weingarten, f. 31.								
161	Gekauft 28 Liter Wein zu 20 cms und 5 Liter zu 40 cms; letztere noch zu zahlen	— —	5 60	— —	2 —	7 60	— —	— —	— —
162	Verschenkt, siehe 230.								
163	Verbraucht 108 Liter zu 20 cms, 66 zu 12 cms und 5 zu 40 cms	— —	— —	— —	— —	— —	31 52	— —	31 52
	Ausgangsbestand siehe 277.								
	Heizung.								
	Eingangsbestand, siehe 18. Eingang aus dem Weingarten siehe 32.								
205	Verbrauch des Materials aus dem Weingarten . . .						— 54	— —	— 54
	Ausgangsbestand, siehe 290.								
	Geschenke, gemachte.								
230	15 Liter Wein zu 15 cms	— —	— —	— —	— —	— —	1 80	— —	1 80
	Summe C. . .	ins	ins	ins	ins	ins	ins	ins	ins
	D) Ausgangsbestand.								
270	Barbestand	ins						ins	
271	Haus					20000 —		20000 —	
276	Vorrat an Nahrungsmitteln					ins		ins	
277	Vorrat an Getränken, 75 Liter Wein zu 12 cms . .					9 —		9 —	
290	Vorrat an Heizungsmaterial					ins		ins	
300	Passivhypothek auf das Haus				17000 —				17000 —
305	Schuld für Wein				2 —				2 —
	Summe D. (= A + B + C) . .	ins		ins —	ins —	ins —	—	ins —	ins —

2.

Zur Methodologie sozialer Enquêten[1]).

Mit besonderem Hinblick auf die neuerlichen Erhebungen über den Wucher auf dem Lande.

Wenn ich, meine Herren, heute die Aufgabe zu erfüllen habe, die in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik veröffentlichten Berichte über den „Wucher auf dem Lande" vorwiegend in methodologischer Hinsicht kritisch zu erörtern, so fühle ich bei der Stellung, die ich diesbezüglich einzunehmen mich genötigt erachte, wohl, daß meine Aufgabe keine leichte ist. Denn die Verdienste des genannten Vereins um Förderung sozialer Forschung sind bekannt, und das Verbrechen, dessen Bekämpfung die Enquête ankündigt, ist ein solches, das zu allen Zeiten mit Recht als eines der niederträchtigsten gegolten hat, und das — mag es sich auch immer nur infolge tiefer liegender Schäden der Volkswirtschaft in größerem Umfange entfaltet haben — doch vielleicht mehr noch als diese Schäden selbst den Haß und die Leidenschaften des Volkes und der Gebildeten gegen sich hat aufflammen machen. Aber gerade in diesem Hasse, der, wenn einmal angefacht, Unschuldige mit Schuldigen in Schmach und Verderben zu bringen, reformatorische Antriebe, ich will nicht sagen, auf falsche Bahn zu lenken, aber doch unökonomisch zu verteilen droht, gerade in ihm liegt die, zunächst an die Mitglieder des Vereines selbst herantretende Aufforderung, mit besonnener, aber freimütiger Besprechung nicht zurückzuhalten, liegt die Aufforderung, jene methodologischen

[1]) „Die Schrift, welche hiermit den Freunden der beobachtenden Sozialwissenschaft vorgelegt wird, beruht auf einem am 5. März d. J. in der sozialwissenschaftlichen Abteilung des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main gehaltenen Vortrage, welcher im Septemberheft der Berichte dieses Instituts abgedruckt ist. Für gegenwärtige Sonderausgabe sind einige Abänderungen vorgenommen und eine Reihe von Zusätzen beigefügt worden." — Wiesbaden, 25. September 1888. — D. V.

Prinzipien zu erörtern, an deren Fortbildung der Verein selbst in höchstem Maße interessiert ist[1]), um so mehr interessiert ist, je erregender die Aufgaben sind, welche er zu behandeln unternimmt. Das Ansehen jedoch, dessen der Verein sich erfreut, weit davon entfernt, von dem Unternehmen einer solchen Besprechung abzuschrecken, muß umgekehrt dazu ermutigen; denn es verleiht jedem Worte, dem bedachten wie dem unbedachten, dem gerechten wie dem ungerechten, das unter seiner Aegide ausgesprochen wird, in weiteren Kreisen ein besonderes Gewicht, ein insofern übertriebenes Gewicht, als in eben diesen Kreisen für alles das, was vom Vereine ausgeht, eine Deckung durch dessen Autorität in Anspruch genommen wird, die zu verleihen kein solcher Verein jemals gewillt sein kann, die aber insonderheit der Verein für Sozialpolitik seiner ganzen Organisation und der Art nach, wie dessen größere Enquêten in teils notwendiger, teils der Abänderung fähiger Weise entstehen, ihnen zu verleihen auch gar nicht imstande wäre. Greift der Verein in an sich sehr dankenswerter Weise Fragen heraus, die in das praktische Leben tief einschneiden, die in Windungen desselben hineinführen, in denen nur vereinzelt Fachgelehrte sich bewegt haben, Fragen, die aber doch über weite Gebiete, über ein ganzes Reich hin Beantwortung finden sollen, so wird er in die Lage kommen, sich an Männer der Praxis zu wenden, an Männer, die mit der Sache durch die Fäden eines, sei es auch noch so legalen, ja ehrenwerten Interesses zusammenhängen, die irgendwie schon ihr gegenüber tätig sich bekundet haben, an Personen in den verschiedensten Lebensstellungen, und die Gefahr ist vorhanden, unter ihnen auch an solche zu geraten, die sich jene oft erst aus einer langen wissenschaftlichen Selbstdisziplin erwachsende Macht der Selbstbeherrschung nicht erworben haben. Nicht jedem vermag ja der Verein mit dem Auftrage auch alle die mannigfachen erforderlichen Fähigkeiten zu geben, und wenn das ihnen übertragene Mandat manche in eine gehaltene Stimmung versetzt, so übt es auf andere eine, ich möchte sagen, berauschende Wirkung aus. Viel kann, zumal wenn etwa die sämtlichen für den Ausfall einer Enquête so wichtigen Funktionen, wie Aufstellung des Fragebogens, Gewinnung von Berichterstattern und endliche Zusammenstellung in einer Hand sich vereinigen, von der eigenen Stellung und dem Empfinden eines Herausgebers abhängen, von seiner Vorsicht und von seinem Glücke. Seinem

[1]) Bereits 1877 hat der Verein drei Gutachten über das Verfahren bei Enquêten über soziale Verhältnisse veranlaßt: dieselben befassen sich indessen fast ausschließlich mit Enquêten, welche der Staat unternimmt.

Glücke — denn es ist ja bekannt, daß bei allen derartigen Unternehmungen anfänglich in Aussicht genommene Berichterstatter versagen oder ihre Mission anderweitig übertragen. Uebt nun der Herausgeber in diesen Beziehungen, vielleicht um den Ersatzarbeitern nicht zu nahe zu treten, eine gewisse, freilich im Interesse der Sache zu weitgehende, Diskretion, unterläßt er es anzugeben, inwieweit die endlich sich ergebende Auswahl der Mitarbeiter, auch nur seinen eigenen Anforderungen entspricht, enthält er sich, da ihm meist freiwillige Leistungen zukommen, jener Kritik, welche bei den von der Staatsgewalt ausgehenden Untersuchungen die Zentralstellen öfters an ihren Organen üben (wie es die Einleitungen mancher statistischer Werke bezeugen), sind endlich die schließlich sich zusammenfindenden Berichterstatter der Natur der Sache oder dem Arrangement nach wiederum auf zahlreiche andere Gewährsmänner und sonstige Quellen der Ueberlieferung angewiesen: dann kann die Kette zwischen den einzelnen Aeußerungen in den Berichten und der geistigen Mitwirkung des Vereines in seiner Gesamtheit eine außerordentlich lose werden.

In alledem liegen Keime von Bedenklichkeiten, die teilweise ja ganz unvermeidlich sind, die man sich aber gerade der gegenwärtigen Enquête mehr als irgend einer anderen gegenüber vor Augen halten muß. Für eine Reihe von Gebieten ist es dem Herrn Herausgeber, wie derselbe in seiner Vorrede bemerkt, nicht möglich gewesen, direkte Berichterstatter für den Verein zu gewinnen, und er hat zu einer Ergänzung aus dem Materiale des Landesökonomiekollegiums gegriffen, das, soweit ich es übersehe, seinerseits großenteils aus Vereinsberichten besteht. Die gewonnenen Berichterstatter gehören den verschiedensten Berufsklassen an: wir finden unter ihnen Gutsbesitzer, Lehrer, Kapläne, städtische Rechtsanwälte; wir finden endlich unter ihnen Personen, denen man, wogegen bei einer derartigen Enquête zweifellos Einsprache erhoben werden muß, gestattet hat, ihre Namen gänzlich zu verschweigen und anonym aufzutreten. Und diese Mitarbeiter haben im vorliegenden Falle keiner einfachen Aufgabe sich unterzogen, keiner Aufgabe, wie sie etwa an Fabrikherren (die doch auch keine berufsmäßigen Sozialstatistiker sind) herantritt, wenn man sich an sie um Auskunft über Erfahrungen in ihrem eigenen Berufskreise wendet. Nicht über das, was sich in ihrer Umgebung ereignet, hatten sie zu berichten, sondern ungeheure Gebiete sind ihnen mitunter zugefallen, die sie, wenn überhaupt, nur durch ein kompliziertes Informationsnetz in ihrer Gesamtheit hätten beherrschen können. Man

denke nur daran, daß das ganze rechtsrheinische Bayern mit seinen 69931 qkm und 356524 selbständigen Landwirten von nur einem einzigen Berichterstatter behandelt wird. Auch über das ganze Königreich Württemberg liegt nur eine Auskunft vor, die obendrein von einem zwar aus dem Lande stammenden, aber außerhalb desselben (im Großherzogtum Hessen) wohnenden Verfasser herrührt. Noch nicht einmal ein Gebiet wie der Regierungsbezirk Wiesbaden ist für einen einzelnen, wenn er wirklich das Ganze umfassen will, klein zu nennen, und die Beziehung zwischen dem Namen des Distriktes, wie er in dem Titel des Beitrages figuriert, und dem Referenten kann auch in einem solchen Falle möglicherweise eine großenteils imaginäre werden: in der Tat hat ein in dem Orte Eppenrod schreibender Lehrer a priori und solange er uns seine Verbindungen nicht dargetan hat, keine größere Präsumtion für sich, die im Süden „seines" Regierungsbezirks obwaltenden Verhältnisse zu kennen, als diejenigen in einem anderen Regierungsbezirke auf ebenso weite Distanz nach Westen oder Osten hin.

Aber genug hiervon! Man sage mir, daß äußere Momente, welcher Natur auch immer, unser endliches Urteil nicht formieren dürfen, daß über den Wert einer Leistung nur diese selbst entscheiden kann, und ich heiße diese Bemerkung gern willkommen. Keiner anderen Anschauung als eben dieser habe ich, soweit erforderlich, die Bahn ebnen wollen.

* * *

Da muß ich denn nun meiner Ueberzeugung dahin Ausdruck geben, daß ein sehr großer Teil dessen, was in diesen Berichten geboten wird, wissenschaftliche Erkenntnis zu gewähren nicht imstande ist.

Denn was sind wissenschaftliche Erkenntnisse? Wir wollen nicht enge definieren. Unter wissenschaftlichen Erkenntnissen will ich nichts anderes verstehen als wahre Urteile, mögen diese Urteile Wahrnehmungs- oder gefolgerte Urteile sein, insofern ihre Wahrheit nicht auf einer zufälligen Uebereinstimmung zwischen Denken und realem Vorgang beruht, sondern auf Gründen, die objektive Beweiskraft haben.

Die Wahrheit des Urteils bedingt noch nicht die Sicherheit einer behaupteten Tatsache oder Relation. Das Urteil ist auch wahr, wenn es die Existenz von nicht sicheren Tatsachen oder Relationen nur mit dem Grade von Wahrscheinlichkeit behauptet, der ihr zukommt.

Ist weiterhin der Zusammenhang aufgestellter Behauptungen so umfangreich und sind zugleich die Tatsachen und Relationen so genau präzisiert, als es die wissenschaftlich zu Gebote stehenden Mittel zu-

lassen, dann geben jene Behauptungen nicht nur wissenschaftliche Erkenntnis, sondern sie stehen auch zugleich, wie man zu sagen pflegt, „auf der Höhe der Wissenschaft".

Von diesen Gesichtspunkten aus wollen wir demnach die in den Berichten enthaltenen Aussagen besprechen.

* * *

Um was hat es sich bei dieser Enquête vorzüglich gehandelt? Darum, den **Umfang** einer Erscheinung zu ermitteln, um das Gewinnen von **Maßurteilen**. „Es gilt", heißt es in dem Vorwort, „zunächst festzustellen, in welchem Umfange und in welcher Form dieser Wucher in der betreffenden Gegend vorkommt". Das Maßurteil ist also in den Vordergrund gestellt; ganz mit Recht. Schon außerhalb der Gesellschaftswissenschaften ist es, um mit **Sigwart** zu reden, „für die realen Beziehungen der einzelnen Dinge unter sich und zu anderen nicht gleichgültig, in welchen Anzahlen sie vorhanden sind" (Logik II, 351), um so weniger ist es dies in den Gesellschaftswissenschaften, in welchen wir 1) mit Kollektivbegriffen operieren, d. h. mit solchen, in deren Umfange das Differente und Variable überwiegt, und in denen 2) unsere Kenntnis von dem Umfange einer Erscheinung häufig eine Vorstufe therapeutischer Eingriffe bildet, die zu jenem Umfange jeweils in entsprechendem Verhältnisse stehen sollen.

Die Maßurteile werden wir zunächst in zwei Gruppen teilen können: in zahlenmäßig bestimmte und in zahlenmäßig nicht bestimmte. Ein zahlenmäßig bestimmtes Urteil über in einer Masse vorhandene Einheiten nennen wir ein Urteil nach der statistischen Methode, deren Grundgedanke darin besteht, „in planmäßiger Weise so in die Masse einzudringen, daß sich ergibt, ob und wie häufig bestimmte Dinge in derselben vorhanden sind oder in sie ein- und austreten"[1]. Die statistische Methode vermittelt uns sozialwissenschaftliche Erkenntnisse, die in Maßurteilen bestehen sollen, auf die vollkommenste Weise.

Es ist bereitwillig anzuerkennen, daß die Anwendung dieser Methode für die Zwecke der vorliegenden Enquête nur in beschränktem Maße möglich war. Denn die endlichen Resultate, die Endurteile über das quantitative Vorkommen irgend einer Wucherform in dem ihm zugewiesenen Distrikte zahlenmäßig bestimmt zu fassen, wie hätte dies irgend ein Beobachter vollbringen können? Als Massen würden da bald die handeltreibenden Bauern, bald deren Geschäfte irgend

[1] **Meitzen**, Geschichte, Theorie und Technik der Statistik. (Berlin 1886) S. 79.

einer bestimmten Art, bald die Handelsleute zu denken sein; auszuzählende Einheiten wären bald die sämtlichen Wucherer oder Bewucherten, bald die sämtlichen Geschäfte wucherischer Natur u. s. f. — undenkbar die für eine solche Unternehmung erforderlichen Organe, undenkbar die erforderlichen Auskünfte zu erhalten. Aber wenn Endurteile statistischer Natur unmöglich waren, so folgt nicht, daß nicht doch mehr statistische, ich möchte sagen, Zwischenurteile möglich waren, als wir in dem Buche finden, zahlenmäßig bestimmte Urteile, die zu zahlenmäßig unbestimmten irgendwelcher Natur die Prämissen abgegeben hätten. In fast allen Zweigen der Moralstatistik ist es unmöglich, jene Vollendung zu erreichen, die man aus der Bevölkerungsstatistik her gewohnt ist. Für irgend eine Erscheinung, deren Umfang man ermitteln will, ist man genötigt, mehr oder minder beweisende Symptome aufzufinden und Kreise abzustecken, innerhalb deren man das Auftreten jener Symptome statistisch zu erfassen sucht, Kreise, die nicht immer die ganze Masse umfassen werden, so daß die Erkenntnis von dem, was innerhalb der Gesamtmasse geschehen dürfte, erst durch Folgerungen möglich ist und auch nicht immer zu einem zahlenmäßig bestimmten Urteil führt. Die Zahl der unglücklichen Ehen festzustellen ist nicht möglich, aber man kann die Zahl der Ehescheidungen als ein Symptom, wenigstens für vergleichende Beobachtungen ansehen, und man wird mindestens sich mit ihm auseinandersetzen müssen. Daran, den Stand der Kenntnisse einer Bevölkerung nach beliebigen Richtungen hin zu ermitteln, ist nicht zu denken. Aber jeder Untersucher wird doch weit mehr erreichen, wenn er planmäßig eine geeignete Frage einer Anzahl geeigneter Personen vorlegt und die Antworten, welche er erhält, notiert, als wenn er auf dunkle Eindrücke, die zu einer Zeit entstanden sind, wo er an deren spätere Verwertung noch gar nicht dachte, oder auf dunkle Eindrücke anderer Personen hin sein zahlenmäßig unbestimmtes Urteil gibt[1]. Ich glaube, es ist nicht zu bezweifeln, daß Statistik in diesem Sinne in immerhin größerer Ausdehnung in die Berichte einzuweben war, als geschehen ist, und daß der Fragebogen mit Vorteil dahin hätte anregen können. Das zugängliche Material über Zwangsversteigerungen, deren Ursachen, das kriminalstatistische Material, mag man ihm so wenig Beweiskraft beilegen, wie man wolle, durfte doch nicht so sehr zurückgesetzt werden, auch eine ausgiebigere Heranziehung der

[1] Man könnte hier von einer Heranziehung von Hilfsmassen reden. Wie auch gesammelte Meinungen über eine Sache als Hilfsmassen angesehen werden können, s. u. a. die Erhebungen über die Sonntagsarbeit.

Statistik der deutschen Spar- und Vorschußvereine (nach Schulze-Delitzschs System) und der Raiffeisen'schen Darlehenskassen war wünschenswert [1]). Die den Güterhandel betreffenden Fragen mußten in Stichproben gleichfalls zuweilen statistisch zu behandeln sein. Privatstatistisches Material verschiedener Art war in den Händen mancher Berichterstatter und hat nicht genügende oder, was bedenklicher ist,

[1]) Vergl. über letzteren Punkt den Artikel von Ernst Hirschberg in den Blättern für Genossenschaftswesen Nr. 3 vom 20. Januar 1888. —

Um es bei dieser Gelegenheit beizufügen: es dürfte sich als allgemeine Regel, meines Erachtens, empfehlen, nicht nur auf möglichste Anwendung der statistischen Methode hinzuwirken, sondern zugleich, wenn Fragen statistischer Natur vorgelegt werden, weiterzugehen und eine Art Anweisung, wie dieselben zu behandeln sind, beizugeben. Namentlich für bevölkerungswissenschaftliche Fragen könnte man vielleicht geradezu eine Art „Taschenstatistiker" abfassen; andernfalls riskiert man, daß widersprechende, von verschiedenen Normen ausgehende, subjektive Anschauungen oder von irrigen Vorstellungen ausgehende Berechnungen an die Stelle korrekter Ermittelungen treten. Die Kindersterblichkeit betreffend könnte man z. B. unschwer den Beobachter instruieren, in den ihm zugänglichen Standesregistern und Kirchenbüchern einige Jahrgänge Geborener auszuzählen und weiterhin zuzusehen, wie viele aus diesen im Laufe der folgenden ein bis zwei Jahre gestorben sind. Oder man könnte allenfalls auch „die Gesamtheiten verwechseln" und den Beobachter achten lassen, wie sich die in einer Periode Gestorbenen zu den in derselben Periode Geborenen verhalten, wozu ihm amtliche Zentralstellen schon vielfach mit den nötigen Aufbereitungen dienen können. Will der Berichterstatter jedoch weder das eine noch das andere tun, so bleibt er zwar ein Ehrenmann, aber die Frage zu beantworten, ist er nicht imstande. In diesem Punkte habe ich schon lehrreiche Erfahrungen gemacht. In einem Dorfe, dessen Bevölkerungsverhältnisse ich untersuchte, teilte mir der sich für die Verhältnisse seines Dorfes sehr interessierende und gewissenhafte Pfarrer mit, daß die Kindersterblichkeit eine ungemein bedeutende sei. Bei entsprechender statistischer Untersuchung fand ich, daß dieselbe eine relativ geringe war. Der Befragte hatte, wie sich herausstellte, in seinem Geiste die Zahl der gestorbenen Kinder mit der Zahl der Gestorbenen überhaupt verglichen und daraufhin seine Antwort gegeben. In Beziehung auf etwaige frühzeitige Heiraten wird man ohne nähere Anweisung leicht Antworten erhalten, die reine Gefühlssache, ja geradezu davon mitbestimmt sind, ob der Befragte seine Stellung näher bei den lachenden oder bei den weinenden Philosophen nimmt. Eine Anweisung zur korrekteren Ermittlung der Mortalität der Erwachsenen würde freilich etwas kompliziert ausfallen und recht viel Mühe ansinnen müssen; indes bin ich doch schon Liebhabern auf diesem Gebiete begegnet, so z. B. einem Pfarrer in Oberbayern, der den Bevölkerungswechsel in seiner Gegend mehrere Jahrhunderte zurück auf ungeheure, von den Schränken bis zur Decke reichende Stöße von Zählblättchen mit erstaunlichem Fleiße exzerpiert, dann aber mangels Kenntnis der Methoden nur die durchschnittlichen Sterbealter gesucht und einen großen Teil des wertvollen Materials wiederum zerstört hatte.

einseitige Behandlung gefunden. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß einer der auf prononziertestem Standpunkte stehenden Berichte mir dem eingeschlagenen Wege nach fast, wenn ich hier das Wort gebrauchen darf, „der liebste“ ist; ich meine den Bericht des Herrn Kaplan Dasbach. Dieser Berichterstatter war als Schriftführer des Trier'schen Bauernvereins in der Lage, über ein ganz bedeutendes privatstatistisches Material zu verfügen. Ihm stand das Material über mindestens 200 zwischen den Handelsleuten und den Bauern geführten Prozessen zu Gebote, und wenn man die zehn Seiten, auf welchen Referent solches paragraphiert verarbeitet hat, oberflächlich ansieht, so mag man zunächst vielleicht meinen, derselbe habe in sehr lobenswerter Weise eine, nur noch nicht in Tabellenform gebrachte, aber dem Geiste nach statistische Arbeit geliefert.

Wie aber stellt sich die Sache bei näherer Prüfung von seiten des Lesers dar, bei jener näheren Prüfung, der man freilich nicht viel häufiger begegnet als aufmerksamer Beobachtung von seiten Untersuchender selbst? Man gewahrt, daß Dasbach von den durchgeführten Prozessen nur 40 skizziert und zwar nur solche, in welchen die Sache einen für die Handelsleute anscheinend ungünstigen Ausgang nahm. Warum wird uns über den Ausgang der andern Prozesse nichts mitgeteilt? Warum hat uns der Herr Referent nicht angegeben, wie sich hier die gewonnenen zu den verlorenen und verglichenen Prozessen verhalten? Nicht um eine Statistik von im Kriminalverfahren behandelten Wucherfällen handelt es sich ja. Wäre dem so, dann könnte man allenfalls sagen, daß die Häßlichkeit der Handlungsweise der Verurteilten, die man beschreibt, durch den Umstand, daß auch eine Anzahl Angeschuldigter freigesprochen wäre, nicht vermindert wird. Man würde trotzdem, glaube ich, eine Statistik von Kriminalfällen, die nur die Verurteilungen, nicht auch die Freisprechungen enthielte, für unvollständig erachten. Aber hier handelt es sich ja nicht um eine Kriminalstatistik, hier handelt es sich meist um Zivilprozesse, die keineswegs auch nur in der Mehrzahl an behauptete wucherische Prozeduren anknüpfen, sondern um Streitsachen allerverschiedenster Art aus dem Viehgeschäft, Streitsachen, deren Ausgang bald der einen, bald der anderen Seite mehr Recht geben muß. Wie darf man, wenn man für einen Stand als Ganzes, für eine Gesamtheit sehr nachteilige Konsequenzen ziehen, von einem „trefflichen Einblick“ in deren „Treiben“ sprechen will, sich da mit einer Aufzählung von Fällen begnügen, in welchen die eine Seite mehr im Rechte scheint, ohne über die nicht mitgeteilten Fälle etwas anzu-

geben? Und dabei bedenke man noch, daß der Bauernverein hier als Rechtsschutzverein fungiert, daß er überhaupt also nur diejenigen Prozesse annimmt, die von vornherein Aussichten bieten, die Führung der anderen aber a limine zurückweist, so daß im voraus ungünstige Resultate für die eine Seite erwartet werden müssen, günstige über diese aber überhaupt nur so weit hätten zu Gehör kommen können, als sich der Bauernverein in Uebernahme der Prozesse geirrt haben würde. Also auch über die nicht übernommenen Prozesse hätte man ein Wort hören sollen.

* * *

Soviel über ohne Not fehlende oder bedenkliche Anwendung der statistischen Methode; im allgemeinen, das soll wiederholt betont werden, war allerdings die Anwendung dieser Methode, wenn man sie in einem irgendwie engeren Wortsinne faßt, in nur beschränkter Weise möglich.

Welcher Weg blieb demnach dieser, bleibt anderen Enquêten in solchem Falle (und dies ist ein häufiger) einzuschlagen übrig?

Hier hat der Herausgeber der Enquête, Herr Geheimrat Thiel, eine Zweiteilung vorgenommen. Er sagt in dem Vorwort:

> „Ueber das mehr oder minder häufige Vorkommen des Wuchers in seinen verschiedenen Formen ist es leider nicht möglich, positive statistische Daten zu ermitteln, die Kriminalstatistik zeigt nur die geringe Zahl der zur gerichtlichen Kognition gekommenen Fälle des eigentlichen Geldwuchers, im übrigen ist man auf Stimmungsberichte mit der Sache vertrauter Personen angewiesen."

Die Richtigkeit dieser Zweiteilung kann jedoch nicht zugegeben werden: wäre sie vorhanden, so würden gute Enquêten überhaupt nicht herzustellen sein. Mit der erwähnten Aufstellung hat der Herr Herausgeber selbst ein einschneidendes Urteil über die Enquête abgegeben. Vielmehr — und das ist der Kernpunkt unserer Betrachtungen — ist es von der ersten Wichtigkeit für die Reform des privaten Enquêtewesens, daß man sich klar darüber bleibe:

> Wenn die Anwendung der statistischen Methode unmöglich ist, so ist es keineswegs der Stimmungsbericht, welcher übrig bleibt. Von der Stimmung geht man aus, sie mag zur Vornahme einer Enquête veranlassen, zur Stimmung darf man wieder zurückkehren, wenn die Enquête beendigt ist. Die Enquête selbst darf nicht Stimmung sein. Welche Stimmung die richtige sei, das exakt zu untersuchen, soll ja gerade ihre Aufgabe sein.

Was vielmehr übrig bleibt, wenn die erschöpfende Ermittelung der in Betracht kommenden Zählungseinheiten in der zu beschreibenden Masse unmöglich ist, wenn es weiterhin nicht angeht, andere geeignete Hilfsmassen, deren Zusammensetzung irgend einen Schluß auf die Zusammensetzung jener nicht faßbaren Masse zuließe, aufzufinden und mit statistischer Vollständigkeit zu behandeln, was danach übrig bleibt und was sich (zugleich mit der letztgedachten Art statistischer Behandlung) als das eigentliche Wesen von Enquêten, soweit sie Tatsächliches erforschen wollen, darstellt, das ist

> die korrekte Ermittelung relevanter Einzelfälle aus eigener Wahrnehmung sowie die kritische Wiedergabe von auf solche Einzelfälle bezughabenden Zeugnissen unter tunlichster Kenntlichmachung des Erfahrungsgebietes, das dem Referenten zur Verfügung gestanden hat[1]).

Erst auf die in dieser Weise gewonnenen Erkenntnisse baut sich das entweder von den Beobachtern selbst oder von anderen zu liefernde, zahlenmäßig nicht bestimmte Urteil und die Beschreibung auf.

* * *

Es mag als eine Frage erscheinen, ob es sich nicht bei einer derartigen Enquête empfehlen dürfte, zur Erhöhung der Unparteilichkeit die Berichterstatter überhaupt von der Verallgemeinerung möglichst fern zu halten und ihnen die Mitteilung lediglich exakten Belegmateriales als das Wesentliche, worauf es ankommt, nahezulegen. Indes, ich will die Frage zunächst nicht in restriktivem Sinne beantworten: es ist sehr wohl einzusehen, daß man, wenn man besonders tüchtige Kräfte zu Beobachtern in einer Enquête gewinnen konnte, auch auf deren allgemeine Urteile nicht gern verzichten mag. Das aber ist sicher, daß kein Berichterstatter über irgend einen Enquêtepunkt lediglich wird beschreiben, d. h. also zahlenmäßig unbestimmte Urteile ohne alle Belege wird geben dürfen. Dies jedoch ist in einer ganzen Reihe von Berichten in hohem Maße der Fall, so

[1]) Diese tunlichste Kenntlichmachung ist ein Postulat, das nicht umgangen werden kann. Die statistische Methode κατ᾽ἐξοχήν vergleicht die Zahl der Fälle, in denen eine Erscheinung beobachtet worden ist, mit der Zahl derer, in denen sie möglicherweise beobachtet werden könnte. Aber es heißt natura non facit saltus und die Anforderungen der statistischen, als einer logischen Methode, hören nicht mit einem Male auf. Kann eine Zahl möglicher Fälle nicht ermittelt werden, so bleibt ein höherer, auch die vageren Vorstellungen umfassender Begriff übrig, den man im Anschluß an Kries (Die Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Freiburg 1886) als den Begriff des Spielraums bezeichnen kann. Dies vorgreiflich. Wir kommen darauf weiter unten zurück.

bei Schade (Großherzogtum Hessen), Mahla (Rheinpfalz), Schardt (Eppenrod), dem Anonymus im Regierungsbezirke Kassel u. a. Diese bringen über alle oder fast alle Punkte lediglich Beschreibung, eine Anzahl anderer über die meisten Punkte. Solche Beschreibung schwingt sich dann nicht selten gleichsam mit Adlerflügeln sofort zur höchsten Allgemeinheit auf.

„Der Rückgang des Wohlstandes unserer ländlichen Bevölkerung ist eine offenbare Sache"[1] ... beginnt der Lehrer Schardt seinen Bericht (S. 213), „der mittlere und geringe Bauersmann hat kein Geld, keinen Kredit und ist auf geradem Weg zu seinem Ruin"[2]. (ib.)

... „Der Tagelöhner, der bei hohen Löhnen verhältnismäßig gut leben kann, kennt kein höheres Ziel, als einigen Landbesitz sein eigen zu nennen: ist er dazu gelangt, so ist er kein rechter Tagelöhner mehr, aber auch kein Bauer; er wirtschaftet einige Jahre, bis das meist nicht vollbezahlte Land zwangsweise verkauft wird" ..... (Ungenannter im Regierungsbezirk Kassel. S. 223.)

... „Doch diese Ziele werden so lange noch „Ideale" bleiben, bis Selbstsucht, Hochmut auf der einen und Mißtrauen und Mutlosigkeit auf der andern Seite überwunden sind." (Schardt, S. 218.)

Aussprüche dieser Art waren natürlich überhaupt keines Beleges fähig, aber auch das Belegbare wird oft genug ohne jeden Beleg vorgeführt.

„Weil ja die Sachen ohne Bezahlung hergegeben werden, so kann über den Preis nicht gehandelt werden, der dann immer mindestens 50% zu hoch ist" (Knauer-Gröbers, Provinz Sachsen, 264.)

Warum nicht einige der Beispiele anführen, auf welchen eine solche

[1]) Die Sperrschrift in den Zitaten rührt von mir her. Einschiebungen in dieselben sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht.

(Anm d. Herausg.: Die Seitenzahlen beziehen sich auf Band XXXV der Schriften des Vereins für Sozialpolitik.)

[2]) Mit solchen Verallgemeinerungen kontrastieren dann um so auffallender Unrichtigkeiten über tatsächliche Vorgänge in nächster Nähe. So schließt der recht heftige Absatz über den Viehhandel (S. 216) mit der Bemerkung: „Das Viehverleihgeschäft ist außer Gebrauch gekommen." Ich hatte mich jedoch kaum auf einer einschlägigen Studienreise in die, dem Herrn Berichterstatter sehr naheliegenden Gegenden begeben, als mir auch schon übereinstimmend mehrere Namen von Viehverleihern (Bauern und Handelsleuten) darunter einige höchst bedeutende genannt wurden, und eine Fahrt in das Gebirge, behufs Besuchs einiger armer Ortschaften, ermöglichte es mir bald, durch Aufsuchung von Entleihern, die erhaltenen Angaben zu kontrollieren und zu vervollständigen. Details über die Bestrebungen auf dem Gebiete des Kreditwesens, über welches tätige Persönlichkeiten derselben Gegend gern Auskunft erteilen, hätten gleichfalls mit Vorteil an der Stelle vieler Bemerkungen des Berichtes gestanden. — Weiteres aus dieser Informationsreise bei einer anderen Gelegenheit. (Zusatz während des Druckes.)

Verallgemeinerung beruhen muß? War es nicht gerade dem Zwecke einer Enquête entsprechend, eine mehr oder minder große Sammlung solcher Preisdaten mitzuteilen? Die Daten müssen doch existieren, sollen doch im Besitze des Berichterstatters sein.

„Andrerseits muß betont werden und ist eine alltägliche Erfahrung, daß nüchterne, fleißige, strebsame Leute in die Hände der Handelsleute geraten." (Schade, Oberhessen, S. 75.)

Diese Bemerkung geht ansehnlich über das hinaus, was von den meisten Berichterstattern behauptet wird; um so mehr war zu wünschen, daß der Schreiber in diese seine alltägliche Erfahrung hineingegriffen hätte zum Nutzen der Sache und zur Erklärung, ich kann nicht sagen zur Rechtfertigung, des außerordentlich fanatischen Tones, in welchem das von Anfang bis Ende auf nicht einen Beleg, weder ziffermäßigen noch nichtziffermäßigen, gestützte Referat gehalten ist[1]).

„Die gewöhnlichste Form derselben [sc. der Ausbeutung bei dem Viehhandel] besteht in einer unverhältnismäßig hohen Gebühr für den Zwischenhandel." .... (Dr. Faßbender, Westfalen, S. 234.)

und nun nicht eine einzige Einzeltatsache, nicht ein einziger Gebührensatz! Und einen solchen vagen Satz, der absolut nichts besagt, der weder quantitativ noch qualitativ auch nur in den weitesten Umrissen faßbar ist, einen solchen Satz gibt man uns, während man gleichzeitig versichert, daß man mehrmals eine Aufforderung um Mitteilung von Wucherdaten in je 21000 Exemplaren verbreitet und 90 Fragebogen an kompetente Persönlichkeiten gesandt habe (S. 229), daß man auf die infolge dessen erhaltenen Mitteilungen in Verbindung mit den persönlichen Beobachtungen das abzugebende Urteil stützen könne. Wir aber müssen sagen: „Warum teilen Sie nicht mit, wieviel Antworten Sie z. B. auf die betreffende Frage (Viehwucher) überhaupt erhalten haben, warum nicht, wie viele unter den erhaltenen mehr positiver, wie viele mehr negativer Art gewesen sind? Warum bringen Sie das nicht in eine kleine Tabelle, warum bringen Sie nicht in eine ebensolche, was Sie an Ziffern, die zu hohen Gebühren betreffend, erhalten haben?"[2]). Wahrlich, es ist ferne von mir, deswegen von vornherein den guten Glauben, die redliche Ab-

[1]) Wir bitten den Leser, auf dies Referat einen Blick zu werfen; von Seite 72 ab, wo der eigentliche Bericht beginnt, bis zu Ende wird das Auge durch nicht mehr als zwei, übrigens ganz belanglose, Ziffern auf S. 82 unten beleidigt; die Seitenzahlen, die Nummern hinter den Fragen, das Datum des Wuchergesetzes und die Nummer eines Paragraphen desselben natürlich ausgenommen. Ganz den gleichen Anblick bietet der „Wucher im Regierungsbezirk Kassel" betitelte Beitrag. Da sind ja unsere modernen realistischen Romanschriftsteller die reinen „Tabellenknechte" dagegen!

[2]) S. oben S. 65.

sicht solcher Berichterstatter in Zweifel zu ziehen, es fällt mir schwer, die Arbeiten von Personen zu beanstanden, deren praktische Verdienste zum Teil ja unbestreitbare sind, aber was mit solchen Sätzen geliefert ist, das ist das Gegenteil von Statistik, das ist das Gegenteil von Präzision, das ist ohne Bedeutung.

> „Eine Pfändung folgt der andern, bis schließlich der verschämte Bauer um Haus und Hof gebracht ist. Dieser traurigen Beispiele sind dem Referenten aus seiner nächsten Umgebung nur leider zu viele bekannt." (Ungenannter Berichterstatter der Lokalabteilung Schleiden in einem Berichte des landwirtschaftlichen Zentralvereins für die Rheinprovinz. S. 194.)

Ein einziger Fall ist von humanem Standpunkte aus schon zu viel, aber noch nicht einmal anzugeben, wie viele ihm bekannt sind, das ist zu wenig.

> „Bei fast jedem einzelnen dieser Tausende von kleinen Handelsgeschäften, die täglich von diesen Schnorrern in der Provinz Posen abgeschlossen werden, sei es gegen Geld oder, was noch schlimmer ist, gegen Ware, wird die Unkenntnis der Leute über den Wert der Ware ausgenutzt und also gewuchert." (Landrat v. Nathusius, Provinz Posen, S. 310.)

Man kann keine umfassendere und vergleichsweise schwerere Anklage aussprechen, als es der Referent mit diesen Worten tut, und man kann sie zugleich nicht weniger begründen als geschieht. Aber es gibt kein minima non curat praetor für die exakte Sozialbeschreibung, und ob es auch nur „Schnorrer" seien, die man anklagt, ob es auch nur alte Kleidungsstücke, Lumpen, Hühner, altes Eisen, Knochen, Hasenbälge u. s. w. seien, die sie kaufen — einen andern Weg gab es nicht, man mußte zu einem mehr oder minder umfangreichen, Notierungen auch in Knochen und Lumpen umfassenden, Kurszettel zu gelangen suchen.

Aus seiner Fernschau auf das Königreich Württemberg bemerkt der bezügliche Herr Berichterstatter:

> „Daß es ohne solche [wucherische Ausbeutungen] nicht abgeht, beweisen alle Konkurse und Zwangsvollstreckungen, welche nach übereinstimmenden Angaben und nach den „Gantakten" meistens durch wucherische Umtriebe jüdischer Güterhändler herbeigeführt worden sind." (S. 57.)

Das ist zu allgemein. In der Tat: drei Seiten weiter — der Bericht ist überhaupt nur neun Seiten stark — lesen wir:

> „ebenso haben die Erhebungen über Gante und Zwangsvollstreckungen äußerst günstige Resultate ergeben, indem unter 7 Gantfällen, die bei Landwirten vorkamen, nur einer durch Bewucherung herbeigeführt wurde." (S. 60.)

Möge der Leser zusehen, ob er einen vermittelnden Zwischensatz finde: ich habe ihn vergeblich gesucht.

„Die durch das Bier erhitzten Köpfe, geschickt vom Wucherer aufgestachelter Bauernstolz und die in bäuerlichen Kreisen häufig herrschende Mißgunst und Feindschaft ebnen dem Wucherer die Wege und so kommt es, daß bei solchen Verkäufen im Wirtshause, bei welchen niemals bares Kaufgeld verlangt wird, sondern Zieler unter den sub IIa geschilderten Bedingungen bewilligt werden, öfters 40% über den vom Güterschlächter gezahlten Kaufpreis herausgeschlagen werden." (Trolshagen, Hohenzollern; S. 64.)

Hier, wie auch sonst, beweist der fragliche Bericht, daß man auch auf kleinem Gebiete der Gefahr, sich ins Detail zu verlieren, mehr als recht ist, ausweichen kann.

Meine Herren! Ich würde heute und in einer anderen Sitzung kaum enden können, wenn ich alle die Stellen bezeichnen wollte, in welchen wie in den obigen, allgemeine Beschreibung, Generalisation ohne jeden ersichtlichen oder angebbaren Grund an die Stelle von Belegen tritt, in denen der Beobachter nichts als subjektive Eindrücke gibt [1]. Ja, so vag sind diese Beschreibungen, daß oft auch der subjektive Eindruck nur ganz verschwommen hervortritt, daß man ihnen noch nicht einmal entnehmen kann, welchen Grad von Häufigkeit die Beobachter selbst den einzelnen Vorkommnissen, welche sie in abstracto schildern, beimessen. Oft sagen sie hierüber gar nichts; in diesem Falle aber wird die Beschreibung zur bloß erweiterten Begriffsdefinition [2]; oder aber sie komponieren sich Fälle, die aus Einzelstücken von ganz verschiedener Häufigkeit bestehen: ihre Beschreibungen laufen, von einer breiteren Basis ausgehend, gleichsam spitz zu. So heißt es z. B. in dem Berichte des Freiherrn v. Cetto:

„— Aus Unterfranken wird weiter berichtet: Leider kommen derartige Wuchergeschäfte noch recht oft vor und zwar ausnahmslos von Juden den bäuerlichen Grundbesitzern gegenüber; die gewöhnlichste Form ist das sogenannte „Einstellen" von Vieh, das darin besteht, daß der Jude den Bauern Viehstücke in der Regel gegen 5prozentige Verzinsung des vereinbarten Wertes der Tiere zur Benutzung überläßt. Dieser Wert wird stets höher angenommen als der wirkliche Wert; waren die Tiere jung, dann läßt sie der Jude dem Bauern, bis sie gehörig zum Zug eingewöhnt und herangewachsen sind, um sie dann unter irgend einem Vorwand zu nehmen und andere gering-

[1] Es erhellt, daß zur Hintanhaltung bloßer Allgemeinheiten schon in den Fragebogen sehr viel geschehen kann. (S. Note weiter unten.)

[2] Einwandsfrei, wo und insoweit es sich nicht um tatsächliche Ermittelung handelt — vergl. z. B. die ergreifenden psychologischen Ausführungen bei Stein „der Wucher und sein Recht", S. 38 ff.

wertigere in den Stall zu setzen, die ebenfalls wieder zu einem höheren als dem wirklichen Wert angenommen werden müssen. Waren es Kühe, so gehört dem Juden das erste Kalb ganz, von jedem folgenden die Hälfte. Waren die Tiere recht mager und herabgekommen und der Bauer hat sie einigermaßen herangefüttert, dann nimmt sie der Jude und setzt andere an die Stelle; das verändert die Rechnung jederzeit und der Bauer, der nie eine Aufschreibung macht (!)[1], wird in der Zinsenberechnung gehörig übers Ohr gehauen. Häufig ist der Bauer nicht in der Lage, den Zins zu bezahlen. Dann läßt der Jude denselben zu einer ansehnlichen Höhe anwachsen unter Berechnung von Zinseszinsen, um sich endlich auf dem Wege der Zwangsversteigerung in den Besitz der gesamten Habe des Bauern zu setzen." (S. 94.)

Nun ist aber die große Seltenheit von Zwangsversteigerungen infolge von Wucher statistisch festgestellt[2]; es ist also klar, daß man in einer Stelle wie der obigen in einer unser Maßurteil gänzlich verwirrenden Weise von gewöhnlicheren zu ganz seltenen Vorgängen geführt wird, als ob eben dieser letzte Ausgang einen wesentlichen Teil der Beschreibung bilde[3].

* * *

Ich sage also, allgemeine unbelegte Beschreibungen sind in keiner Enquête das Verlangte, auch da nicht, wo sie, auf vorhandene, aber nicht mitgeteilte Erfahrungen oder Analogien hin, oder aus Zufall oder Intuition das richtige treffen. Daß letzteres in den besseren auch dieser Berichte oftmals der Fall sein werde, ist sehr wahrscheinlich; gewiß bleibt darum doch, daß gerade hier jene vage Darstellungsweise ganz besonders bedenklich war. Denn um so mißlicher werden unbelegte Verallgemeinerungen, je dehnbarere und unbestimmtere Begriffe einander unterzuordnen sind und je mehr erregte Affekte —

[1]) Ausrufungszeichen im Original.

[2]) In Bayern fanden 1886 unter 1348 Fällen von Zwangsversteigerungen, 16 infolge von Bewucherung überhaupt, infolge von Viehleihwucher demnach noch viel weniger als 16 statt. Daß der Bewucherte, auch ohne daß es zum Gant komme, in eine höchst trostlose Lage geraten könne, wird freilich von manchen Berichterstattern ausgeführt und soll gewiß nicht bestritten werden, dies ändert aber nichts an der Untunlichkeit solcher auf rhetorische Wirkung ausgehenden sog. „typischen" Schilderungen. Desgleichen können zwar die in den Zwangsversteigerungsstatistiken angegebenen Ursachenprozente gewiß nicht als exakt angesehen werden; es ist aber kein psychologischer Grund abzusehen, weshalb gerade die der Bewucherung zugeschriebenen Prozente eher zu niedrig (oder gar viel zu niedrig) als zu hoch sein sollten.

[3]) Vorsichtiger dagegen Knebel bei ähnlichem Anlaß: „Es wurde schon hervorgehoben, daß die Beziehungen zu den Handelsleuten zwar nicht selten, aber doch bei weitem in der Minderzahl der Fälle dieses traurige Ende finden". (S. 134.)

Stimmung — der Urteilenden einen Einfluß auf deren Begriffs- und Urteilsbildung auszuüben geeignet sind [1]). Offenbar haben zahlreiche Berichterstatter der Tendenz gehorcht, möglichst viel zu finden, und zuweilen wird man in etwas an das Wort Bacons erinnert, welcher sagt:

> „Hat der menschliche Verstand einmal an etwas Gefallen gefunden (es sei nun, weil er es einmal so glaubt und angenommen hat, oder weil es ihm Vergnügen macht), so zieht er alles übrige mit Gewalt hinein, damit zusammenzustimmen, und wenn auch für das Gegenteil weit bessere Beweise sich anbieten, so übersieht er sie oder verkennt ihren Wert, oder schafft sie durch Spitzfindigkeiten bei Seite..... aber auch da, wo die bezeichnete törichte Vorliebe nicht stattfindet, hat doch der menschliche Geist immerhin jene sonderbare Eigenheit, daß er lieber positiven als negativen Sätzen beistimmt" (Nov. Org. I, 46.)

Manche Berichterstatter tun geradezu, als ob sie, wenn sie nicht positiv antworten, ein Zugeständnis verweigerten; alsdann werden negative Antworten statt einfach und naiv, ängstlich und verschüchtert gegeben, und der verneinende Inhalt erhält eine möglichst positiv klingende Form [2]). So heißt es z. B. in dem, dem Inhalte

[1]) „Es ist in den letzten Jahren in der Stadt N. viel lebhafter geworden" und „die Immoralität hat in den letzten Jahren zugenommen" sind beides Sätze, die als unbelegte Verallgemeinerungen auftreten können: man sieht aber sofort, daß es um letzteren Satz bedenklicher, als um ersteren steht.

[2]) Inwieweit der Fragebogen durch eine gewisse drängende, der Verneinung keinen bequemen Raum lassende Abfassung das Obwalten solcher Tendenzen gefördert habe, will ich nicht eingehender untersuchen: aus eigener Erfahrung ist mir wohl bekannt, wie schwierig es ist, geschehe eine Frage mündlich oder schriftlich, sie so zu formulieren, daß der Befragte sich nicht nach einer Seite mehr als nach der anderen hingedrängt fühle. Schon der Umstand, daß ein Verein wie der Verein für Sozialpolitik zur Ermittelung eines Uebels eine besondere Enquête veranstaltet, wird positive Tendenzen begünstigen (vergl. auch die Bemerkungen von Conrad gelegentlich der Besprechung der „Bäuerlichen Zustände" in den Vereinsverhandlungen von 1884, S. 4 f.); träte andererseits in dem Fragebogen selbst zu viel Skepsis zutage, so könnte leicht Bequemlichkeit der Antwortenden oder Furcht vor Weiterungen negativen Tendenzen die Oberhand verschaffen. Das wirksamste Mittel, zwischen Skylla und Charybdis glücklich durchzukommen, besteht, soweit Tatsächliches ermittelt werden soll — abgesehen von der Heranziehung von Berichterstattern möglichst verschiedener Richtungen — in der unablässig zu wiederholenden Forderung positiver detaillierter Angaben: daß dies in dem Fragebogen nicht geschehen, begründet die wesentliche Einwendung, die ich gegen ihn vorzubringen habe.

Weniger Anstand nehme ich an der suggestiven Form der Fragen. Sie ist im schriftlichen Verfahren, zumal in demjenigen, das mit einer einmaligen Zusendung von Fragebogen seinen Anfang und zugleich sein Ende findet, nicht zu umgehen, da man hier nicht wie im mündlichen, von möglichst unverfäng-

nach durchaus negativen, Berichte aus dem Königreich Sachsen:

„Es mag wohl zuzugestehen [!] sein, daß hier und da der einzelne durch die Verhältnisse gedrängt wird, im voraus Erzeugnisse seiner Wirtschaft gegen Leistung von Abschlagszahlungen an Händler zu verkaufen, oder daß er wegen noch rückständiger Zahlungen für gelieferte Waren z. B. Dünge- und Futtermittel genötigt ist, den ferneren Bezug bei demselben Lieferanten zu bewirken; es kann aber nicht nachgewiesen werden, daß derartige Geschäfte seitens des Händlers den Charakter des Wuchers tragen.“ (S. 299.)

Der Herr Berichterstatter für Württemberg findet in der Tätigkeit der Vermittler bald Schlimmes, bald auch Gutes; aber auch wo er über dieses berichtet, bedient er sich einer finsteren Form:

„Jedes größere Gut hat seinen Hofjuden, der gegen Provision den Ein- und Verkauf besorgt, wobei sich beide Teile gut stehen, denn der Nachteil des Zwischenhandels wird durch die Vorteile aufgewogen, weshalb keine Aussicht [!] vorhanden ist, daß darin eine Aenderung eintreten wird; zu übersehen ist nicht, daß bei den weniger gut situierten Bauern meist die Nachteile überwiegen .... (S. 55.)

Wie oben so hier hat sich der jüdische Händler als Mittelsperson eingeschoben, die einmal der Gewohnheit und Sitte entsprechend ohne

---

lichen Fragen ausgehend, aus den Antworten auf dieselben immer weitere Fragen herausentwickeln kann. Indes empfiehlt es sich als allgemeine Regel, auf die ausführlich gestellte, auf das Positive ausgehende Suggestivfrage die verkürzte, die Negation ins Auge fassende, folgen zu lassen; ich meine also jede Frage, ob irgend etwas sei, mit dem Nachsatze „Ja oder Nein?“ zu versehen. Glaubt man von dem Eröffnen dieser zahlreichen kleinen Notausgangstürchen Umgang nehmen zu sollen, so würde wenigstens der Verneinung einmal eine breitere Pforte aufzumachen sein, in Gestalt eines Hinweises, daß die positive Richtung der Fragen keineswegs das Vorbringen negativer Erwägungen beeinträchtigen dürfe; also eine Aufforderung zu sorgfältigster Prüfung! Den Fragen nach den Merkmalen eines Dinges oder einer Relation, insbesondere den Fragen nach dem Vorhandensein einer etwaigen intensiven Wirkung geht zweckmäßig die Frage nach der Existenz des Dinges, der Relation, bezw. der Wirkung überhaupt voraus, weil der Befragte es leicht einigermaßen penibel empfindet, wenn er auf eine bereits in das Spezielle eingehende Frage mit einer generell verneinenden, bezw. auf einen gleich erfragten hohen Intensitätsgrad mit einer nur einen geringen Grad zugebenden oder die Wirkung gänzlich in Abrede stellenden Antwort dienen soll. (Vgl. z. B. die von manchen auf die Frage 16 in den „Bäuerlichen Zuständen“ gegebenen Erwiderungen.) Diese Anforderungen bedingen allerdings eine beträchtlich ausführlichere Fassung der Fragebogen und eine viel weitergehende Zergliederung der Fragen. Indes selbst wenn man der Ansicht sein sollte, es könne je gelingen, nur solche Personen zu Berichterstattern zu gewinnen, die durch Aeußerlichkeiten nicht beeinflußbar seien, wäre doch nicht zu vergessen, daß diese Berichterstatter den ihnen zugekommenen Fragebogen wiederum häufig weiter an andere Gewährsmänner verschicken.

Schaden für den einzelnen nicht hinausgeworfen werden kann. Mancher Gutsbesitzer, der zum Verkauf seines Gutes genötigt war, mag dank dem hohen Preis, den er von seinem Anwesen durch die Vermittelung des Händlers erhalten hat, vom Gant verschont geblieben sein." (S. 57.) — —

Bei manchen Wendungen ähnlicher Art bin ich an den (authentischen!) Ausspruch eines erzürnten Hausherrn erinnert worden, der zwei Maurer, die in seinem Hofe arbeiteten, beschuldigt hatte, sie hätten ihm Holz entwendet. Er fand bei näherer Untersuchung, daß das Holz vorhanden war. „Wenn es aber gestohlen worden wäre" — rief er aus — „die wären es gewesen!" [1])

In so große Verlegenheit geraten viele, wenn sie sehen, daß sie das Vorkommen von Wucher in ihrem Bezirk verneinen müssen, als ein so unnützes Glied der Gesellschaft fühlen sie sich gleichsam, daß sie dann wenigstens die Verneinung in die Form einkleiden, daß der Wucher bei ihnen nicht so häufig sei wie anderwärts:

> „[es gereicht mir] zur Genugtuung konstatieren zu dürfen", bemerkt ein Berichterstatter aus der Provinz Sachsen (S. 259). „daß ein ländlicher Wucher in dem Sinne und Umfange wie er wiederholt in anderen Gegenden unseres Vaterlandes beobachtet worden ist, im Regierungsbezirk Erfurt nicht existiert ...."

In dem Berichte aus dem Königreich Sachsen heißt es:

> „Ungeachtet der erheblichen Zunahme der Verschuldung sind doch bisher noch in keinem Landesteile Erscheinungen zutage getreten, welche darauf schließen lassen, daß in ähnlicher Weise, wie solches in anderen Teilen des Deutschen Reiches konstatiert worden ist, die zunehmende Notlage des Landwirts gewerbsmäßig durch wucherische Kreditgewährung ausgebeutet wurde." (S. 299.)

Schneider (Brandenburg) sagt:

[1]) Ein fast unübertreffliches Beispiel der im obigen besprochenen geistigen Richtung gab bei einer früheren ähnlichen Gelegenheit ein Berichterstatter aus Spalt (Bayern), Pfarrer Pruner. Derselbe äußerte sich über die Tätigkeit der Vermittler folgendermaßen: Es wird selten ein größerer Handel abgeschlossen, ohne daß ein Jude die Hand im Spiele dabei hat. Daß die Bauern dabei notwendig verarmen müssen [Frage 16] getraue ich mir gerade nicht zu sagen, aber gewiß ist, daß ihnen diese Vermittlung eher zum Schaden als zum Nutzen gereicht. Auch das Hauptgeschäft, der Hopfenhandel, findet nicht direkt, sondern durch Zwischenkauf statt; die Produzenten sind freilich der Ansicht, daß dies gar nicht anders sein kann, und daß sie ohne Vermittelung gar nicht verkaufen könnten. Ich will das nicht in Abrede stellen, aber ich glaube, daß der Zwischenhandel für die Hopfenbauern nachteilig auf die Preise wirkt [!!]. (S. die von Eheberg gesammelten, überhaupt mehrfach auf sehr einseitigem sozialen Standpunkt stehenden Spezialberichte über die „Bäuerlichen Verhältnisse in Niederbayern, Oberpfalz und dem bayerischen Franken" in den „Bäuerlichen Zuständen" Bd. 3, S. 164 f.)

„Im allgemeinen erweist sich der Wucher auf dem Lande in hiesiger Provinz nicht von so großer Bedeutung und von so umfangreicher Benachteiligung für die ländliche Bevölkerung als es in verschiedenen anderen Gegenden Deutschlands wohl der Fall ist.“ (S. 289.)

Die Frage, ob es vorkomme, daß der Wucher sich der ganzen Geschäftsführung des Bauern bemächtige, wird in ebendemselben Berichte in folgender Form verneint:

„Von der — besonders in den Gebirgsgegenden des westlichen Deutschlands — oft beobachteten Form des Wuchers, daß der Wucherer sich der ganzen Geschäftsführung des Bauern bemächtigt, dürfte bei uns wohl kaum die Rede sein, wenigstens nicht in irgend bemerkenswerter Weise.“ (S. 294)[1].

Der Bericht aus Oldenburg sagt:

„Hier hat die schlechte Zeit und wohl auch die Unerfahrenheit der Bevölkerung dem Wucher manche Wege geebnet, wenn auch selber nicht im entferntesten den Umfang zu gewinnen imstande war, wie in andern Bezirken besonders des deutschen Südens.“ (S. 252.)

Ein Sprung vom Meer zum Fels!

* * *

Wie weit diejenigen, welche keine Belege bringen, den Tendenzen weitgehender Subsumtion nachgegeben haben, läßt sich natürlich, eben dieses Mangels wegen, nicht nachweisen. Nur aus den Aeußerungen derer, welche belegen, läßt es sich vermuten. Ich habe schon angedeutet, daß häufig ganz allgemein die hohen Gewinnsätze im Viehhandel angegriffen werden. Einige präzisere Angaben liefern der (sonst ganz vage) Eppenroder und der bayerische Bericht. Jener sagt:

„Wiewohl der Viehhandel fast ganz in den Händen des Juden liegt, und derselbe im geringsten Falle als Mittelsmann seine 3 Mark verdienen will, so läßt sich doch in den wenigsten Fällen ein Wucher konstatieren, weil man „kaufseinig“ wird“ (S. 216.)

Dieser sagt:

„Besonders in den fränkischen Provinzen ist von jeher beklagt worden, daß der Viehhandel sich ausschließlich in den Händen der Juden befindet, welche entweder direkt bei Kauf und Verkauf wucherartigen Gewinn machen oder indirekt als Unterhändler, sog. Schmuser, einen jedenfalls unverhältnismäßig hohen Maklerlohn (1—3 Mark vom Stück Großvieh) und zwar von beiden Kaufparteien beziehen.“ (S. 92.)

Meine Herren! Ich glaube, wir müssen einig darüber sein, daß eine größere Ausgleichung der Erwerbsgewinne auf das drin-

[1]) Man beachte hier auch die gar keinen Sinn gebende Einschränkung im Schlußsatze.

gendste zu wünschen, daß also auch hohe Handelsgewinne so wenig wie andere hohe Bezüge einzelner zu begrüßen sind. Wir sind wohl einig darüber, daß die Zeit vorübergehen sollte, in welcher, wie John Stuart Mill sagt, den größten Mühen der geringste Lohn vorbehalten ist. Wir müssen auch selbstverständlich den Wegfall jedes entbehrlichen Handelszweiges wünschen, ebenso wie wir den Wegfall jedes anderen unnütz gewordenen Rades im wirtschaftlichen Mechanismus wünschen. Aber so lange die Verhältnisse so liegen, wie wir es sehen, so lange kann man doch nicht einzelne Handeltreibende herausgreifen und sie auf Berechnung ihres Profits in einzelnen Fällen hin als ganz besonders Unwürdige gleichsam an den Pranger stellen. Das hätte man vollends erst beweisen müssen, daß 1—3 Mark Maklergebühr für eine Kuh wirklich im Vergleich zu den üblichen Handelsprofiten so exorbitant zu nennen sind; das hätte man bei manchen andern Handelsgeschäften, deren Profit man beanstandet, gleichfalls tun müssen. Kann man das nicht, dann mag man immerhin, wo es am Platze ist, die Ungleichheit der menschlichen Erwerbsgewinne beklagen, dann mag, dann soll man auf andere Organisationsweisen sinnen, aber den einzelnen verletzen soll man nicht. Oder könnte man alsdann nicht in ähnlich kränkender Weise über zahlreiche andere Stände enquêtieren, so daß sie alle ausrufen könnten: „Heiliger St. Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an"? Noch an zahlreichen anderen Beispielen könnte ich dartun, eine wie weite Ausdehnung dem Begriffe Wucher von vielen gegeben worden ist[1]; doch würde dies über die mehr allgemeine methodologische Aufgabe, die ich mir gestellt habe, hinausführen. Nur darauf will ich hinweisen, daß offenbar von vielen auch alle Hausierer, Händler im

[1] Indem teils Transaktionen unter ihn subsumiert wurden, deren Schädlichkeit überhaupt nicht feststeht, teils solche, die zwar sehr wohl als schädlich untersucht, aber doch nicht als Wucher angesehen werden konnten. Manche tragen den Begriff herum wie „einen verschlossenen Brief, den niemand eröffnet" (Leibnitz). — Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß bei der Ausdehnung, welche bereits von seiten der Herausgabe der Untersuchung gegeben werden sollte, der Titel „Wucher auf dem Lande" viel zu eng erscheint, indem es sich eigentlich um nicht viel weniger als um eine Untersuchung über die Rolle der distributiven Gewerbe auf dem Lande und die bei denselben vorkommenden Ausschreitungen gehandelt hat. Die in den im Augenblick im Gange befindlichen Untersuchungen des Vereins über den „Einfluß der distributiven Gewerbe auf die Preise" befolgten Methoden mußten zweifelsohne auch für viele Teile der Untersuchung über den so ungewöhnlich erweiterten Begriff des Wuchers auf dem Lande zur Anwendung kommen.

Umherziehen, ohne weiteres in die Hölle der Wucherer geworfen worden sind [1]).

* * *

Nur solche Berichte oder Teile von Berichten können demnach als zweckentsprechend angesehen werden, welche, soweit sie Maßurteile vorbereiten wollen, dazu gelangen, relevante Einzelfälle mit möglichster formaler Genauigkeit darzulegen, den Grad der Wahrscheinlichkeit ihrer Realität im ganzen und im besonderen zu bestimmen und durch die Mitteilung der hierbei maßgebenden Gründe den entsprechenden Grad von Glauben auch bei dem Leser wachzurufen.

I.

Formale Präzisierung des Einzelfalles.

Die erste Bedingung dafür, daß Einzelfälle eine brauchbare Grundlage zu Maßurteilen abzugeben vermögen, ist natürlich die, daß ein jeder Fall deutlich als ein einzelner erkannt und von anderen unterschieden werden könne [2]). Deswegen ist vor allem erforderlich, daß uns das principium individuationis nicht vorenthalten werde: Ort und Zeit.

„Der Grundsatz, daß dasselbe Ding nicht an verschiedenen Orten des Raumes zugleich sein kann, sichert die nummerische Verschiedenheit der Objekte und die Feststellung ihrer Zahl zu einer bestimmten Zeit.“ (Sigwart, Logik II, 350). Darf über die Zeit jede Andeutung unterlassen werden, so wird dadurch der Uebelstand möglich gemacht, daß in einer aus Berichten verschiedener Personen sich zusammensetzenden Enquête von den einen mehr, von den andern weniger weit zurückgegriffen werde, ohne daß es dem Leser möglich wäre, diese Ungleichheit selbsttätig auszugleichen, wenigstens im eigenen Geiste eine Einheit der Zeit für die verschiedenen Berichte sich wiederum herzustellen. Welche Unmöglichkeiten möglich sind, ersehe man z. B.

[1]) Nach einer Stelle bei Dehlinger (Württemberg) scheint es fast, als ob man auch die Heiratsvermittlung zum Wucher rechne. Ein wohlhabender Ortsvorsteher will seine Tochter durchaus auf einen „in Aussicht genommenen“ Hof bringen — und der Heiratsvermittler allein wird angeklagt. Hat er den Vater gezwungen, seine Dienste anzunehmen? Davon lesen wir nichts, und es ist, da der Vater ein reicher Mann ist, nicht recht wahrscheinlich. Ich habe die Stelle bis auf ihre Quelle, einen nicht signierten Aufsatz im „Württembergischen Wochenblatt für Landwirtschaft“ 1885: „Eine der Ursachen der bäuerlichen Verarmung“ zurückverfolgt, aber auch dort keine aufklärenden Details gefunden.

[2]) Desgleichen, daß die, wenn auch ungenannten, Personen auseinandergehalten werden können.

daraus, daß der Bericht der Lokalabteilung Ahrweiler, um auf eine Frage eine bejahende Antwort geben zu können, um nicht weniger als zwanzig Jahre zurückgegriffen hat.

„Hier liegt", sagt er, „ein Beispiel aus dem Jahre 1866 vor, wo der Wucherer auf diese Weise Grundstücke für den Betrag von 800 Talern sich aneignete und dann dem Verkäufer wieder für 1400 Taler verkaufte, also gleich mit 800 Talern 600 Taler verdiente." (S. 195.)

Wird über den Ort jede Andeutung weggelassen, so sind wir ganz analog nicht mehr in der Lage, zu kontrollieren, wie groß der Raum gewesen, innerhalb dessen die von dem Berichterstatter gemeldeten Fälle sich ereignet haben.

Für unser Maßurteil kann es nicht gleichgiltig sein, ob der Berichterstatter seine Fälle aus einem längeren oder einem kürzeren Zeitabschnitte zusammenstellte, ob er sie bereits auf räumlich begrenztem Gebiete sammeln konnte, oder ob er sie aus räumlich weit von einander entfernten Punkten zusammentragen mußte.

Ich möchte nun zunächst nicht die schroffe Forderung aufstellen, daß von einer durchaus genauen Präzisierung von Ort und Zeit in einer Enquête niemals abgegangen werden dürfe. Zwar ist in delikateren Fällen oft schon mit einer Verschweigung der Personennamen viel getan, aber gewiß wird der private Untersucher auch öfters vor die Alternative gestellt sein, entweder über einen Fall gänzlich zu schweigen oder ihn nur mit einiger Verwischung, namentlich der Ortsangabe (die genaue Zeitangabe ist fast nie bedenklich), mitzuteilen. Aber niemals darf sich die Zeit- und Raumbestimmung von der Präzision weiter entfernen, als es die besonderen Gründe dringend erheischen; Gründe, von denen in jedem einzelnen Falle Nachricht zu geben ist. Man sieht in den Berichten oft nicht im mindesten den Grund ein, weshalb von jenen Bestimmungen Umgang hätte genommen werden müssen. So enthält z. B. der überhaupt die größten Blößen bietende Bericht [1]) von Knauer-Gröbers (S. 263) einen Fall nicht gerade Wuchers, aber gemeiner Spitzbüberei, laut dessen der Geschädigte, ein Taglöhner, gänzlich verarmt und zum Wegziehen veranlaßt worden ist. Wessen Interesse kann hier die gänzliche Verschweigung von Ort und Zeit geboten haben? Warum wird für die beiden vorangehenden Fälle noch nicht einmal die Jahreszahl angegeben? S. 97 läßt der bayerische Berichterstatter einen seiner Gewährsmänner reden und diesen über einen Fall berichten, in welchem Handelsleute alle Anwesen eines Weilers aufkauften und zertrümmerten,

[1]) Besonders bemerkenswert die S. 263 Z. 17 v. o. erzählte Geschichte!

wodurch auf eine nicht ganz klare Weise die sämtlichen Insassen ruiniert worden sein sollen. Daß die Lage eines Ortes, in dem so bedeutende öffentliche Transaktionen vorgegangen sind, nicht näher bezeichnet werden dürfte, als daß er in „Oberbayern“ liege, sieht man nicht ohne weiteres ein. Hätte es sich für den Herrn Referenten nicht dringend empfohlen, seinen Gewährsmann um die betreffende Ergänzung anzugehen, oder wenigstens sich und uns in den Besitz einer motivierten Weigerung zu setzen? Mußte er nicht mindestens die Jahreszahlen festzustellen suchen?[1] Ein geradezu erstaunliches Beispiel der Umgehung einer Ortsbestimmung liefert der erste Bericht aus Hannover, in welchem sogar (und zwar für allgemeine Schilderung) ein ganzer Bezirk anonym bleibt und als „Amtsbezirk N.“ auftritt (S. 246); noch Auffälligeres bietet gleich darauf „Amtsrichter N.“ aus dem Regierungsbezirk Hannover. Dieser Bericht hat geradezu etwas unheimlich Vehmgerichtartiges; unter der Hülle der Anonymität[2]) werden in abgerissenen heftigen Sätzen allgemeine Anklagen vorgebracht, und was von Einzeltatsachen angeführt wird, bleibt unfaßbar, schwankend. In 2¼ Seiten entledigt sich der Herr Referent seiner Aufgabe.

> „Der Wucher“, sagt er zu Beginn, „wird hier zu Lande wesentlich von Juden ausgeübt. Einer [!] ist als Halsabschneider männiglich bekannt; andere stehen in nicht unbegründetem Verdachte. Nur ein verdächtiger Christ ist mir bekannt geworden.“ (S. 248.)

Einige Zeilen weiter heißt es:

> „Ja der Fall ist vorgekommen, daß ein Wucherer einen versiegelten Brief, angeblich mit der Stundungsbewilligung dem flehenden Schuldner an den Gerichtsvollzieher mitgab, welcher im Gegenteile den Auftrag sofortigen Vorgehens an den Beamten enthielt.“

Dann wiederum:

> „Ein armer dummer Teufel von Bauer sagte mir: Wenn er bei dem Wucherer X sei, sitze er immer wie in der Hölle. Er hatte damals schon etwa [?] zehn Hypotheken für jenen bestellen müssen.“

Weiterhin von einem Vollmeier:

> „Der Mann war durch seine früheren Vormünder an den Wucherer geraten und ihm 45000 Mark schuldig geworden.
>
> Dieser selbe [!] Wucherer, vor fünfzig Jahren ein bettelarmer Schacherjude, hat unseren Kreis nach mir nicht unglaubhaften Abschätzungen etwa um 1200000 Mark gebrandschatzt .... Obwohl

[1]) Man durchmustere auf diese Forderung hin u. a. auch den größten Teil der Faßbender'schen Fälle.

[2]) Und dabei fordert der ungenannte Autor andere auf, ungescheut den Kampf gegen den Wucher zu proklamieren, „selbst auf die Gefahr hin, als „Antisemit“ verschrieen zu werden.“

derselbe bereits wegen Meineids im Zuchthause gesessen hat, so ist es doch allen meinen Bemühungen nicht gelungen, bei den Behörden eine Wucherbestrafung gegen ihn herbeizuführen."

Ich glaube fast, wenn wir alle diese Sätze des ungenannten Berichterstatters aufmerksam lesen und zusammenhalten, so können wir uns eines gleichfalls „nicht unbegründeten Verdachtes" nicht erwehren: der Vermutung nämlich, daß der fragliche alte Zuchthäusler mit dem Einen „als Halsabschneider männiglich bekannten", deren es ja sonst zwei wären, (und vielleicht auch mit dem Wucherer X) einfach identisch ist: ein notorischer Spitzbube dürfte dem Herrn Berichterstatter hier vorgeschwebt haben, ein Spitzbube, der vermöge der Weglassung jeder Orts- und Zeitbestimmung wie in einem Debuskop optisch vervielfältigt erscheinen würde [1]). Ich würde es bedauern, wenn ich dem Herrn Berichterstatter, auch ohne seinen Namen zu kennen, mit dieser Vermutung unrecht täte, aber ein Vorwurf träfe nicht mich: er träfe eine Arbeit, die man nach Form und Inhalt allenfalls in einem agitatorischen Tagesblatte suchen sollte.

Ist also tunlichst genaue Orts- und Zeitbestimmung nötig, damit überhaupt die Fälle als individualisiert erscheinen, hält die Möglichkeit eines Maßurteils überhaupt nur gleichen Schritt mit der Erfüllung jener Bestimmungen, so ist sie natürlich auch noch erforderlich, wenn

1) der Leser in die Lage zu einer Selbstprüfung des Falles versetzt werden soll, oder
2) wenn er wenigstens die Ueberzeugung gewinnen soll, daß der Berichterstatter in der Lage war, eine solche Prüfung vorzunehmen.

Hiermit aber komme ich auf die zweite Forderung für die Darstellung von Einzelfällen, nämlich

[1]) Anläßlich dieser Ausführung will ich ein anderes gar nicht unwesentliches Bedenken allgemeiner Natur vorbringen. Es werden in dem Buche manche zweifellos abscheuliche und gewiß zu einem Teil auch verbürgte Vorgänge erzählt: war es nicht geboten, uns überall mitzuteilen, ob sie Gegenstand strafrechtlicher oder zivilrechtlicher Prozeduren geworden sind oder nicht? Daß man dies meist unterlassen, hat zur Folge, daß alles Erzählte den Eindruck machen muß, als ob es neben dem gespielt habe, was in anderer Weise bereits in die Oeffentlichkeit gekommen ist, sowie weiterhin, daß die bestehenden Gesetze jedenfalls unwirksamer erscheinen müssen als sie sind. Man sieht hieraus besonders, wie gänzlich die allgemeinen Beschreibungen (im Gegensatz zu den Einzelfällen) ihren Zweck verfehlen: bei jenen kann man nie wissen, inwieweit nicht der Berichterstatter sich einfach an die Fälle gehalten hat, die ihm aus notorischen kriminal- oder zivilrechtlichen Verhandlungen bekannt geworden sind. Offenkundige Wiedergabe von solchen ist natürlich einwandsfrei.

II.

Der formal präzisierte Fall muß auf die Wahrscheinlichkeit seiner Realität hin im ganzen und im besonderen untersucht werden.

Es muß:

a) erkannt werden können, daß der Berichterstatter alles Erforderliche getan hat, um für die Realität des Erzählten in allen seinen Teilen den erreichbar höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit zu gewinnen;

b) bestimmt werden, welcher Grad von Wahrscheinlichkeit schließlich nach den besten angewandten Bemühungen von seiten des Berichterstatters nach dessen eigener Ueberzeugung erreicht worden ist.

Hiermit wird an die soziale Forschung eine Anforderung gestellt, der sie sich, wenn sie sich nicht selbst als Wissenschaft aufgeben will, unmöglich entziehen kann; der sie sich nicht entziehen kann, wenn sie nicht die Ergebnisse wirklich exakter Untersuchungen in Gefahr bringen will, von dem Wuste des Ungeprüften oder gar des Klatsches erdrückt zu werden. Und nichts anderes wird ja auch in dem obigen verlangt, kein mehreres, als daß sie sich jenen Regeln unterwerfe, die im Grunde in der Jurisprudenz, in der Geschichtsschreibung wie in der Philologie einunddieselben sind — daß sie nämlich Quellenkritik übe. Dieselbe Kritik ist erforderlich, ob man eine längst vergangene, ob man eine zeitgenössische Tatsache behaupte, und wissenschaftliche Urteile dürfen sich an nicht weniger Kautelen als richterliche gebunden erachten.

Aus eigener Anschauung wird im allgemeinen der soziale Beobachter nur einen Teil seiner Mitteilungen schöpfen[1]), er wird keines-

[1]) Es ist nicht unwichtig, daß man dieses Verhältnisses eingedenk bleibe. Das, was man irrigerweise Anschauung nennt, ist häufig nichts anderes als ein System von an Ort und Stelle gesammelten Ur- und mittelbaren Zeugnissen, sowie von Folgerungen aus Zeugnissen und Anschauungen. Es kann auch gar nicht anders sein. „Was wir glauben beobachtet zu haben", sagt John Stuart Mill, „ist gewöhnlich ein zusammengesetztes Resultat, wovon ein Zehntel beobachtet und neun Zehntel gefolgert sein können". (Logik, 4. Buch, 1. Kap. § 2.) Selbst bei jenen, auf ein so eng umschlossenes Gebiet sich konzentrierenden Arbeiten, wie es Familienmonographien sind, also bei jenen gleichsam die Zelle des sozialen Organismus beobachtenden Arbeiten, wird Anschauung höchstens dasjenige sein können, was sich unter unsern Augen abspielt und auch der intimste Verkehr mit der betreffenden Familie würde uns nicht befähigen, ohne die Hinzuziehung von Zeugnissen (wozu auch diejenigen der Familienmitglieder selbst gehören) und Folgerungen ein uns und anderen verständliches Bild zu entwerfen. Es wird z. B. unsere Kenntnis von dem Lohne,

wegs immer, vielleicht vergleichsweise sogar selten selbst Urzeuge sein können. Den größeren Teil seiner Erkenntnisse wird er aus Zeugnissen anderer zu schöpfen haben, und die Prüfung von Zeugnissen, die meist eine Prüfung von Zeugnissen lebender Personen sein wird, steht im Vordergrunde der Aufgabe, welche ihm zugewiesen ist.

Eine Unterscheidung der Zeugnisse nach den für ihre Genauigkeit erheblichen Merkmalen führt leicht auf eine sehr weit verzweigte Klassifikation. Das einzelne Zeugnis kann zunächst ein Urzeugnis sein oder ein mittelbares, der Zeuge kann dem Falle gegenüber auf sehr verschiedene Weise prädisponiert, er kann von ihm in Mitleidenschaft gezogen sein oder nicht; das Zeugnis kann ein mündlich oder ein schriftlich abgelegtes sein u. a. m. Die Bekundung eines Falles kann nun weiterhin auf einem oder auf mehreren Zeugnissen beruhen, wonach wiederum zwei große Gruppen der Beglaubigung eines Falles entstehen, von welchen die eine Gruppe, nämlich die Gruppe der Fälle, über die mehrere Aussagen vorliegen, in so viele Arten zerfallen wird, als Kombinationen aus den verschiedenen charakterisierten Einzelzeugnissen möglich sind. Ueberdies treten nun die einzelnen Zeugnisse in ein bestimmtes Verhältnis zu einander, sie können von einander abhängig und von einander unabhängig sein [1]) und sie können zusammenstimmen oder nicht. Je nach der endlichen Zusammensetzung des Bekundungssystems bestimmt sich die einer vorgegebenen Tatsache zukommende Wahrscheinlichkeit. Es wird z. B. auch eine, von auf einseitigem Standpunkte stehenden Personen, ausgehende Bekundung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit führen können, wenn ermittelt ist, daß die einzelnen Zeugnisse von einander unabhängige sind, und wenn sie in der Wiedergabe einer Tatsache eine Uebereinstimmung zeigen, die nicht aus einer vorhandenen gemeinsamen sozialen Auffassung erwachsen sein kann. So wird z. B. der Lohn, welchen die Arbeiter in einer Fabrik empfangen, auch ohne

welcher einem Fabrikarbeiter ausbezahlt wird, von der Miete, die er entrichtet, nicht leicht Anschauung sein können, sondern es wird wohl immer nur eine Folgerung aus schriftlichen und mündlichen Zeugnissen vorliegen können, zu deren Bekräftigung alles dient, was wir aus der Anschauung schöpfen; eine Folgerung also, die bis zu einer der Gewißheit nahezu gleichen Wahrscheinlichkeit gebracht werden kann. Auch der sorgfältigste und gewissenhafteste Beobachter wird, wenn er nicht ganz genau zusieht, sich leicht über den Ursprung seiner Erkenntnisse täuschen. Zu einer gröberen Täuschung führt allerdings nur Voreingenommenheit oder Mangel an geistiger Schulung.

[1]) Ueber eine brauchbare Unterscheidung von Aussager, Zeuge und Nachsager s. J. H. Lambert, Neues Organon, Bd. 2.

kontradiktorische Verhandlung bis zur Gewißheit sicher aus den Zeugnissen der Arbeiter allein festgestellt werden können, wenn der Verdacht einer Verabredung ausgeschlossen ist, und wenn auf eine ganz präzise Frage durch mehrere eine ganz übereinstimmende Antwort gegeben wird. Wäre die Frage nicht ganz präzis, so könnte sie, wenn sie sich an eine Gesamtheit, die durch gleiche Interessen verbunden ist, richtet, trotz erzielter Uebereinstimmung in den Antworten und trotz mangelnder Verabredung immer noch zu einer Täuschung führen, sobald die Interessengemeinschaft eine gleiche Auffassung eines, in der Frage nicht scharf definierten, Begriffes hervorrufen kann. So würden vielleicht Arbeiter, wenn sie schlechtweg nach ihrem Lohne gefragt würden, wie durch eine gemeinsame Uebereinstimmung unterlassen, an die ihnen etwa zufließenden Naturalleistungen zu denken. So würden Arbeitgeber ihrerseits vielleicht vergessen, gewisse Einbußen, die der Arbeiter notwendigerweise erleidet, Ueberzeit, die er leistet u. s. f., in Anschlag zu bringen. Hierin liegt u. a. das Bedenkliche einer jeden Enquête, die sich vorzugsweise des schriftlichen Verfahrens bedient, hierin liegt zugleich die Aufforderung zur höchsten Präzision, wenn zu einem Fragebogen gegriffen wird. Zur höchsten Wahrscheinlichkeit wird, ceteris paribus, das mündliche, auf zahlreiche Vernehmungen gestützte kontradiktorische Verfahren führen. Die geringste Wahrscheinlichkeit wird für sich haben die durch einfaches einseitiges mittelbares Zeugnis bekundete Tatsache. Unendlich viele Mittelstufen und Kombinationen sind möglich.

Ich glaube, meine Herren, daß aus dem Entwickelten meine Ansicht deutlich hervorgeht: es ist nicht zu verlangen, daß eine private Enquête notwendig nur Tatsachen vorbringen solle, die auf das vollendetste System der Bekundung sich stützen. Aber zu verlangen ist dies: daß auf das Bekundungssystem, über das man verfügt hat, klares Licht falle, daß man dem Zeugnissystem, das man bieten kann, selbst die ihm gebührende Stelle in jener Klassifikation, von der ich sprach, anweise, und daß man die Zeugnisse, deren man sich bedient, charakterisiere und kritisiere von jenen Gesichtspunkten aus, die ich angedeutet habe[1]). Das sind unerläßliche Postulate, und sie sind in einer großen Anzahl von Berichten im weitesten Umfange nicht

[1]) Mit den auf die Prüfung historischer Daten bezüglichen Fragen haben sich, soweit ich absehen kann, die älteren deutschen Erkenntnis- und Methodenlehren (so schon Leibnitz in den „Nouveaux essais") mehr als die neueren beschäftigt, welch letztere wesentlich die Bedürfnisse der Naturwissenschaften im Auge zu haben und jene Fragen den historischen Fachwissenschaften, zu denen auch die Soziologie gehört, soweit sie Nachrichten mitteilt, zu überlassen schei-

erfüllt. In einer außerordentlich großen Zahl von Fällen erfährt man gar nichts über die Stellung des Gewährsmannes zum Falle, ob dieser sich in seiner näheren Umgebung, in der Gegend, welche er bewohnt, ereignet habe oder nicht, absolut gar nichts darüber, ob nur ein Gewährsmann oder viele den Fall bezeugen können, ob der Zeuge als parteiisch oder als unparteiisch angesehen werden müsse. . . .[1]). Einige Berichterstatter nennen sogar, wie schon öfters

nen. (S. übrigens einen kurzen, aber sehr schön geschriebenen Paragraphen bei Ueberweg, Logik 5. Aufl. S. 478 ff.). Sehr interessant, und hier in Frage kommend, sind auch die zahlreichen, von Logikern und Mathematikern ausgehenden Versuche, den Grad der Wahrscheinlichkeit, der einer Bekundung beizumessen ist, zahlenmäßig abzuschätzen. Wenn ich ihrer gedenke, so geschieht es nicht, weil ich glaubte, daß eine solche zahlenmäßige Abschätzung möglich sei, sondern, weil es mir als eine Lebensfrage für die beschreibende Soziologie erscheint, daß sie sich mit dem Ernste und den Gesinnungen, die allen solchen Bestrebungen zu Grunde liegen, möglichst durchdringe, und weil die bezüglichen Kapitel, auch wenn man auf die eigentlichen Rechnungen keinen Wert legt, doch noch des Anregenden und cum grano salis Verwendbaren vieles bieten. Nach einer ähnlichen Richtung liegen die Bestrebungen des großen Philanthropen und gewissenhaften Denkers Bentham, der sich u. a. abmühte, einen vergleichbaren Maßstab für den Grad des Vertrauens zu gewinnen, den der Zeuge selbst in seine eigene Aussage legt. Siehe auch neuerdings Venn (Logic of Chance), der namentlich in den Kapiteln „On the conception and treatment of Modality“ und „The application of Probability to Testimony“, ohne selbst auf dem mathematischen Standpunkte zu stehen, viel Orientierendes über die einschlägigen Fragen bringt.

[1]) Eigentümlicherweise ist gleich die erste Seite des Sammelbandes Bericht des Herrn Ministerialrat Metz über Elsaß-Lothringen) von einem (sogar im engeren Sinne historischen) Zeugnisse eingenommen, dessen Quelle — ein anonymes vor mehr als hundert Jahren erschienenes Pamphlet — der Herr Referent näher zu prüfen offenbar gänzlich unterlassen hat. Der Verfasser der benutzten anonymen Schrift (Observations d'un Alsacien sur l'affaire présente des Juifs 1779) war nun aber ein Greffier namens Hell, der später Landrichter für einige Edelleute wurde und der die Kenntnisse der hebräischen Sprache und Schrift, die er sich angeeignet hatte, dazu benutzt haben soll, um, seine Stellung mißbrauchend, von den jüdischen Gemeinden und Privaten Geld zu erpressen (1758—1767). Die Veröffentlichung der gedachten Schrift war bestimmt, der außerordentlich heftigen Agitation zu dienen, welche Hell nachmals, wie es scheint mit den verwerflichsten Mitteln, in Szene setzte. Wie es weiter heißt, ward Hell daraufhin von Ludwig XVI. zunächst verhaftet und dann aus dem Elsaß entfernt. In weiterer Folge der Hell'schen Agitation gegen die Juden entstand eine der berühmtesten Schutzschriften für dieselben, die niemand andern zum Verfasser hat als den preußischen Kriegsrat Christian Wilhelm Dohm. Bei diesem (Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden 1781) finden wir auch die Hauptquelle obiger Nachrichten (zu denen außerdem noch zu vergl. Grätz, Geschichte der Juden XI, 64 und Isler in den Noten zu Riessers Werken III,

erwähnt, sich selber nicht. Wer sich durch Berichterstattung, insoweit sie auf solche Weise auftritt, genügend instruiert glaubt, der frage sich selbst, was er, auf dem Richterstuhle sitzend, zu ebendenselben Zeugnissen sagen würde, die er jetzt vielleicht zur Unterlage von weitestgehenden Folgerungen nehmen zu dürfen glaubt.

Ich habe wiederholt eingeräumt, daß auch schwächer bekundete Tatsachen mitgeteilt werden können, sobald nur diese Bekundung als eine solche charakterisiert worden ist. Nach Erzielung bester Bekundung war freilich, soweit angängig, zu streben. Da ist denn bemerkenswert, daß von eben jenem kontradiktorischen Verfahren, welches als beste Art der Bekundung gelten muß, kaum jemals etwas zu Tage tritt [1]). In einem sehr weiten Umfange es anzuwenden, war freilich Privaten nicht leicht möglich, aber eine Annäherung an dasselbe hätte vielfach stattfinden können. In einer Reihe von Fällen hätte man gewiß auch entgegengesetzte Urteile sowohl über Tatsachen als über Verhältnisse hören, sammeln und mitteilen können, auch Urteile und Aeußerungen aus dem Handelsstande selbst über das Wesen gewisser Prozeduren im allgemeinen, über Anschauungen inbezug auf die Höhe von Profiten, über Rentabilitätsberechnungen zc.

216) abgedruckt, nämlich ein von der elsäßischen Judenschaft dem Königl. Staatsrat vorgelegtes Memoire, das Dohm „sowohl der interessanten Tatsachen, die es enthält, als des edlen, würdigen Vortrags wegen, sehr erheblich" nennt. Dohm hat das Pamphlet Hells offenbar vor Augen gehabt; er weist mit den Ausdrücken schärfster Verurteilung auf Stellen in demselben hin, in denen die Massenfabrikation falscher Quittungen (als deren Hauptteilnehmer Hell angegeben worden) eingeräumt und damit gerechtfertigt wird, daß die Juden sie durch ihre Sünden verdient hätten. „Dieser Schriftsteller", sagt Dohm von Hell, „bemüht sich mit einem unsres Zeitalters und einer aufgeklärten Nation höchst unwürdigen Fanatismus, die Verfolgung gegen die Juden zu predigen . . und wiederholt die Lügen der Mönche finstrer Zeiten mit gläubiger Zuversicht" . . Ich verzichte darauf, weiteres aus den Zitaten, welche Dohm gibt (auch die „Brunnenvergiftung" spielt dabei eine Rolle; vgl. überhaupt S. 60 f., 62 f., 78 ff. der Dohm'schen Schrift), beizubringen und nehme gern an, daß dem Herrn Referenten das Pamphlet im Original nicht vorgelegen hat. Aber müssen Methoden nicht aufgegeben werden, nach denen es möglich ist, daß eine im Jahre 1886 unternommene soziale Enquête mit Zitaten aus einer Schrift beginnen kann, welche ein Autor des vorigen Jahrhunderts (Dohm) „eine im Jahre 1779 seltene Erscheinung" nennt, ohne daß mindestens zugleich irgend ein Wort über die benutzte Quelle verlautet? — Dem Sammelband folgend hat nun auch bereits Platter (s. u.) — gleichfalls ohne weiteres — auf das gedachte Pamphlet Bezug genommen.

[1]) Gut erzählte Gerichtsfälle können als Heranziehung anderweitig kontradiktorisch ermittelten Materials betrachtet werden.

Will ich damit sagen, daß der Berichterstatter die Ansicht seines Zeugen aus dem Handelsstande hätte adoptieren müssen? Gewiß nicht. Er mag sie in Grund und Boden hinein verdammen, er mag zeigen, wie wenig haltbar sie ist, dann hat er ja nur der Sache genützt, der er dienen will. Entgegengesetzte Anschauungen zusammenzufassen ist die Sache derer, welche berufen sind, aus diesen Berichten die Resultate zu ziehen, soll auch, wie ich einräumen will, die Sache der Berichterstatter selber sein: aber ein Urmaterial, das solche Gegenäußerungen auf der ganzen Linie ferne hält, das ist eben nicht dasjenige Urmaterial, welches eine Enquête in erster Linie zu liefern bestimmt ist. Gleichsam nur aus Kuriosität werden ein- oder zweimal Handelsleute, in ihrem Jargon redend, aufgeführt: ist es denn den Untersuchenden nicht beigefallen, daß in diesem, wie es scheint, ihnen komisch dünkenden Verfahren überall, wo es anging, in den Grundzügen, wenn auch nicht notwendigerweise in dem Dialekt, zu beharren war? 1 bis 3 Mark Maklergebühr per Partei vom Stück Großvieh [1]) mögen dem Untersuchenden vielleicht schließlich zu viel dünken, was auch der Handelsmann sage: aber so schauerlich klingt doch a priori die Sache nicht, so verworfen erscheint doch a priori der Makler nicht, so exorbitant kann doch wahrlich der fragliche Gewinn nicht einem berichterstattenden Großgrundbesitzer vorkommen, daß er davon hätte absehen dürfen, irgend einen solchen Makler auch einmal zu befragen und sich von ihm ausrechnen zu lassen, wie er sich dabei stehe. Ja, daß er ihn auch vielleicht einmal in seinem Interieur aufsuche, wäre eine unbillige Forderung nicht. Wahrlich, wenn ich solche Verfahrungsweisen überdenke, wenn ich denke, daß derartige Berichterstattung von irgend einer Seite her für erheblich oder gar exakt genommen werden kann, dann muß mir die gleichzeitige Existenz eines regelmäßigen Gerichtsverfahrens fast wie ein Wunder erscheinen. „Man soll sie hören Beede" will mit nichten sagen, daß Beede Recht haben, will mit nichten sagen, daß der, welcher zuerst gesprochen, wahrscheinlich Unrecht haben müsse. Der Zweite muß hier gehört werden, was man auch von jenem denke. Es sind noch keine zwanzig Jahre her, da erschien es gar manchen derjenigen in Deutschland, die über Arbeiterverhältnisse schrieben, als ein unerhörtes Wunder, wenn jemand seine Angaben nicht lediglich von den Arbeitgebern bezog, sondern sich mit dem Arbeiter selbst in Beziehung setzte. Das erschien ihnen damals wie ein unzuverlässiges, gewagtes, abenteuerliches Verfahren. Ich erinnere

[1]) Vergl. S. 92 i. B. XXXV d. Schr. d. Ver. f. Soz.-Pol.

mich noch aus einer weniger langen Vergangenheit, welches Erstaunen mir von manchen Seiten her über den engen Verkehr, den ich für meine Untersuchungen mit Arbeiterfamilien gepflogen habe, bekundet worden ist. Man scheint es heute für ganz exorbitant zu halten, wenn analog in einer Untersuchung, welche sich mit Handelsgeschäften zwischen Bauern und Handelsleuten befaßt, auch die Handelsleute irgendwie zum Worte gelassen würden. „Aber die Handelsleute sind sämtlich Spitzbuben", wendet man mir ein, oder denkt es, „wir brauchen sie nicht zu hören". Schön! Legen wir diese Aeußerung in den Mund eines Richters, der über Spitzbuben zu urteilen hat und sagen wir — was wir von der Qualifikation des Richters denken [1]).

[1]) Im obigen ist zunächst an das kontradiktorische Verfahren vor dem Berichterstatter gedacht. Die Zusammenführung der Aussagenden muß nicht notwendig eine „körperliche", sie kann auch eine „ideelle" sein (G. Cohns Terminologie; die Bezeichnungen „körperliches" und „ideelles Kreuzverhör" möchte ich für die Fälle der Befragung eines Zeugen durch mehrere Untersucher, was eine weitere Vervollkommnung darstellen würde, reservieren).

Die „körperliche" Konfrontation wird dem privaten Untersucher vielleicht selten möglich sein; unmöglich ist sie auch nicht. Ich bin am 22. August dieses Jahres ohne jegliche Empfehlung in einem Landstädtchen des Westerwaldes angekommen: zwei Stunden später hatte ich bereits den Vorsteher einer Raiffeisen'schen Kasse und einen Viehmakler zum Meinungsaustausche neben mir sitzen. Der Vorsteher hatte mir auf meinen Wunsch, den er nur billig fand, seinen sachlichen aber durchaus nicht persönlichen Gegner sofort selbst hereingerufen, als derselbe, infolge eines auf dem Lande nicht ungewöhnlichen, nicht etwa mich allein begünstigenden Zufalles, an seinem Hause vorüberging. —

Eine Art kontradiktorischen Verfahrens ist auch noch in einem folgenden Stadium der Enquête denkbar, möge es in dem ersten stattgefunden haben oder nicht; dann nämlich, wenn mehrere Berichterstatter zum Referate über einen und denselben Abschnitt einer Materie (hier also über ein und dasselbe räumliche Gebiet) zugelassen werden. Einen Anklang hieran bietet in der Wucherenquête die Behandlung von Schlesien und die von Ostpreußen, wenn anders man die wenigen Zeilen von Alfieri über die ganze letztgenannte Provinz überhaupt in Anschlag bringen will. In beiden Fällen sind in der Tat auch voneinander abweichende Ansichten zu Gehör gekommen.

Etwaige in letzter Instanz über eine veröffentlichte Enquête nachmals stattfindende Verhandlungen (Kongresse), können das in der Enquête selbst Versäumte nicht leicht wieder gut machen. Das in der Regel viel stärkere Volumen des von den nachherigen Verhandlungen gesondert erscheinenden Enquêtebandes, die (zuweilen nur scheinbar) nahen Beziehungen der Mitarbeiter zum Urmaterial, die größere Menge sachlichen Inhalts — er möge beschaffen sein, wie er wolle — sichern dem durch die Enquête hervorgebrachten Eindruck ein schwer auszugleichendes Uebergewicht vor demjenigen, den die nachhinkende, obendrein vielfach an Rücksichten gebundene, Erörterung in den Verhandlungen hervorbringen kann.

So also steht es um die Art und Weise, wie die Berichte im allgemeinen Aufschluß über die Einzelfälle geben, und so erhellt für mich denn, um zu resümieren: daß die Berichte großenteils als über den Umfang und die Verbreitung der einzelnen Wucherformen wissenschaftliche Erkenntnis gebend nicht betrachtet werden können.

* * *

Dies sage ich, und nichts anderes. Daß Sie und wer meinen Worten mit demselben guten Willen folgen will, mit welchem ich sie ausspreche, mich nicht mißverstehen werden, daß Sie daraus nicht folgern werden, ich wolle „dem Wucher das Wort reden", das weiß ich, und darum werde ich mich zu trösten wissen, wenn von leidenschaftlicher oder flüchtiger Seite, so klar auch das ist, was ich sage, andere Auslegung meinen Worten zu teil werden sollte. Man verteidigt nicht Mord und Brand, wenn man dartut, daß eine bestimmte Beweisführung bedenklich sei; man will das Verbrechen nicht ungesühnt wissen, wenn man aus einer geführten Gerichtsverhandlung Anlaß nimmt, auf eine Verbesserung des Gerichtsverfahrens hinzuweisen. Den entsprechenden Vorwürfen zu entgehen, darf freilich darum niemand hoffen; aber wer sich ihnen bewußt aussetzt, wird auch die Kraft haben, sie abzuschütteln.

Noch weniger folgt aus unseren Darlegungen, daß, weil die Enquête im Tatsächlichen so wenig gelungen, deshalb überall das Gegenteilige das Wahre sei oder gar, daß deshalb Abstand davon genommen werden müsse, alle in Frage kommenden Heilmittel gegen Uebel ernstlich zu diskutieren, deren Existenz zu einem Teile schon aus deduktiven Gründen unleugbar scheint; Mittel, die in Betracht zu ziehen ja auch geboten war, wenn diese Berichte überhaupt nicht geschrieben worden wären. Die Zulässigkeit mehrfacher Maßnahmen bleibt unabhängig von der Beweiskraft, welche diesen Berichten innewohnt, und der für die Leiden der wirtschaftlich Schwachen wahrhaft Empfängliche bedarf am allerwenigsten jener ungesunden Anfachung, wie sie von zahlreichen unter ihnen ausgehen soll. Es folgt auch aus unseren Darlegungen nicht, daß nicht unter den Berichten solche enthalten seien, die in ihren mehr argumentierenden Teilen und gerade auch in der Erörterung der Heil- bezw. Linderungsmittelfrage ernstliche Betrachtung verdienen.

Als solche möchte ich u. a. nicht nur auf Ausführungen des als ruhigen Erwägers bekannten Ministerialrats Buchenberger[1],

[1] Vergl. auch dessen Aufsätze in Schmollers Jahrbuch 1886 und 1887 mit dem Knies'schen Bericht.

sondern auch auf solche des auf gewiß ausgesprochenem Standpunkte stehenden Landrats Knebel hinweisen: Ausführungen, die man keineswegs unbeachtet lassen darf [1]). Nicht zu reden von der Förderung, die wir dem ländlichen Kreditwesen angedeihen zu lassen schuldig sind, empfiehlt sich u. a. auch alle diejenigen Maßregeln in Erwägung zu ziehen, durch welche die Gesetzgebung einen direkten oder indirekten Zwang zur Lebens- und Sachversicherung ausüben kann. Daß noch immer die Existenz zahlreicher Personen durch Unglücksfälle wie Feuersbrunst, Viehfall, Hagelschlag plötzlich zerrüttet werden kann, muß als eine unerträgliche Anomalie erscheinen. Der aufmerksamen Erwägung der Juristen darf vielleicht der Gedanke unterbreitet werden, ob nicht die periodische unaufgeforderte Einsendung von Abrechnungen seitens der Handelsleute an ihre Kunden gesetzgeberisch gefördert werden könnte [2]). Freilich, soll diese rechte Wirksamkeit erlangen können, so wird der Bauer gleichzeitig in der Lage sein müssen, aus eigener Buchführung solche Abrechnungen zu kontrollieren und in ihrer Tragweite zu überschauen. So unwahrscheinlich jene allgemeinen Schilderungen klingen, nach welchen der Bauer den plumpsten Uebervorteilungen auch in den einfachsten Transaktionen beständig unterliegen soll, so sicher ist es doch andererseits, daß die Bildung, welche ihm, wie der dem Lande entstammenden Bevölkerung überhaupt, die Volksschule zu teil werden läßt, zu den Rechten, die ihm gebühren und den Verpflichtungen, welche ihm erwachsen, in durchaus keinem Verhältnisse steht [3]). Gelingt es demnach, freilich bewußt absehend von dem größeren Teile dessen, was in der fraglichen Enquête zu Tage gefördert worden ist, gelingt es unabhängig hiervon, oder, wo nötig, gestützt auf bessere, wissenschaftliche Erhebungen, den Erörterungen über die Wucherfrage eine wissenschaftliche Basis zu sichern und daraufhin zu gedeihlichen Maßregeln

[1]) Um Mißverständnisse zu vermeiden, bemerke ich jedoch ausdrücklich, daß die Vorschläge in dem besagten Berichte Knebels sich mit denjenigen in der später entstandenen Petition des Vereins gegen den Wucher im Saargebiet (besonders in Punkt 2 der letzteren) nicht decken. Die Petition ist überhaupt in einer wesentlich anderen Tonart verfaßt, und sie zitiert die im obigen analysierten Wucherberichte, ohne irgendwelche Kritik an sie anzulegen, in einer das Bessere von dem Wertlosen gar nicht unterscheidenden Weise.

[2]) Sehr erwünscht wäre es u. a. auch gewesen, wenn die Berichterstatter Ansichten über etwa den amerikanischen Heimstätten- und Pfändungsgesetzgebungen zu entlehnende Maßnahmen gesammelt hätten.

[3]) Vergl. die Ausführungen über dieses Thema in meinen: Fünf Dorfgemeinden auf dem hohen Taunus S. 173 ff.

zu gelangen, dann werden diese als eine Folge der vom Verein für Sozialpolitik ausgegangenen Anregung gewiß zu begrüßen sein. Aber gleichfalls zu begrüßen wäre es, wenn von seiten des Vereins aus, der Anlaß ergriffen würde, einer solchen Art methodologischer Behandlung, wie sie in den Berichten zu Tage getreten, Einhalt zu tun. Nicht zu begrüßen wäre es, wenn es nicht gelingen würde, die Wirkungen tunlichst wieder aufzuheben, welche durch die Wiedergabe zahlreicher animoser, eine unselige Tendenz fördernder Aeußerungen zu erwachsen drohen.

* * *

Meine Herren! Ich kann die Erörterung dieses Punktes nicht übergehen, soviel des Peinlichen, ich möchte sagen Unschönen, ihr auch innewohnt. Allein nicht alles Streiten ist notwendig mit dem Reize der Romantik umgeben, und es ist auch eine Zeit gewesen, sie liegt nicht lange hinter uns, in welcher noch nicht wie heute, jedermann Sozialpolitiker sein wollte, und in welcher das Eintreten für die Rechte des Arbeiterstandes nicht wie jetzt belobt, oder mit harter aber ehrender Abwehr bekämpft wurde, sondern in der es ein ziemlich sicherer Weg war, um Verdächtigungen und Kränkungen, teilweise schnöder Art, einzuheimsen. Indes, je peinlicher die Berührung bestimmter Punkte ist, desto wahrscheinlicher ist es, daß man nicht recht daran tue, ihr aus dem Wege zu gehen. Eine ganze Blumenlese beleidigender, die Juden als solche verächtlich machender Aeußerungen und Wendungen, ist aus zahlreichen dieser Berichte zusammenzustellen, und der jüdische Jargon ist der einzige Dialekt, den diese Berichte, die doch alle unter Bauernbevölkerungen spielen, zuweilen in Naturtreue glauben wiedergeben zu sollen[1]). Eine solche

[1]) Ich bin glücklicherweise der leidigen Aufgabe enthoben, eine Reihe solcher Aeußerungen auch hier im Drucke zusammenzustellen. J. Platter in Zürich hat sich dieser Aufgabe, freilich nicht in meinem Sinne, mit einer außerordentlichen Vollständigkeit unterzogen und seinen Aufsatz: „Der Wucher und die Bauern in Deutschland" in Pernerstorfers „Deutschen Worten" (April- und Maiheft 1888) allergrößtenteils mit ihnen angefüllt. Diesen Aufsatz bitte ich also dort nachzulesen. Keinen Ausfall gegen die Juden hat Platter zweifelnd weggelassen. „Der Bericht sagt" — und damit gut; alle sind sie ihm hierin gleichen Werts. Platter haßt die Orthodoxie; aber kein Jude, in Kaftan und Locken, hat im tiefsten Polen je gleich orthodox über dem Talmud gesessen, wie er über „den Berichten" saß. Platter ist Statistiker, aber keine statistische Divination, sei sie so unerklärlich wie sie wolle, die er nicht an sein Herz geschlossen hätte, wenn sie nur in seinem Sinne war. Und doch, es ist ein gewisser allseitiger Impetus in seiner Arbeit — und es war eine — der etwas

Schreibweise hätte auf alle Fälle aus einer, unter der Aegide eines wissenschaftlichen Vereins erscheinenden Schrift, fernbleiben müssen. In Anknüpfung an die Frage: „Wer betreibt hauptsächlich den Wucher?" hat es, wie angesichts gewisser Strömungen begreiflich, nur wenige gegeben, die es versäumt hätten, die Konfession oder Rasse zum wesentlichen Einteilungsgrund zu machen. Auf die andern kann man Börnes witziges Wort variieren, welcher sagt:

> „Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude bin, die Andern verzeihen mir es, der Dritte lobt mich gar dafür, aber alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus".

In drei Gruppen können wir danach die Mehrzahl der Referenten unterbringen:

> in solche, welche die Einteilung möglichst unparteiisch machen; in solche, die von „auch Christen" reden; in solche, welche die Konfession nur angeben, wenn von Juden die Rede ist.

Ich glaube, ich brauche über die Unzulässigkeit des letzteren Verfahrens kein Wort zu reden.

> „Der Leinölkuchen", „wurde in der Stadt Oldenburg zu 14 Mark für 50 kg von den Krämern verkauft, die Konsumvereine waren in der Lage, prima Ware mit gleichem Gewicht zu 7 Mark 90 Pfg. zu liefern." (S. 256.)

In demselben Berichte heißt es weiter:

> „Eine den Wohlstand vielfach gefährdende Unsitte mancher Bauern ist die, alle Bedürfnisse bei dem Krämer gegen spätere Abrechnung zu decken. Dabei wird selten nach dem Preise gefragt. . . Ja es geht so weit, daß in einem mir bekannten Landstädtchen die Kaufleute die Steuerbücher der umwohnenden Bauern in Händen haben, um auch die Last der Steuerzahlung in liebenswürdiger Weise denselben abzunehmen." (S. 255.)

Sind die Krämer Juden? Der Berichterstatter, Herr von Mendel, sagt es nicht, aber das offenbar eine Mal, wo er Gelegenheit findet, das beliebte Epitheton anzubringen (es handelt sich um eine Firma im Amte Kloppenburg; S. 253), hält er nicht damit zurück. —

> „Die Pachtpreise sind meist hoch emporgeschroben und der Pächterstand hat demgemäß um seine Existenz schwer zu kämpfen." (Ebenda 252.)

> „Bei Geschäften dieser Art, zwischen Eltern und Kindern, pflegen die Eltern nur an sich und ihren Vorteil zu denken, und nur sie selbst

Versöhnendes hat, und ich möchte fast glauben, daß er es im Grunde seines Herzens weniger schlimm meint als andere, die versteckter zu Werke gehen.

gut fortzukommen. Die Geschwister der Uebernehmer des Gutes gehen ganz oder zum Teil ihres Anrechtes verlustig. Der Gutserwerber besteht nur dann, wenn er das Glück hat, daß die von seinem Schweiße lebenden Eltern baldigst das Zeitliche segnen." (Landrat von Nathusius, Obornik S. 315.)

Konfession der Verpächter? Konfession der Eltern? — Vacant. — In ähnlichem Geiste handeln diejenigen, denen als „Beispiele" immer nur Juden beifallen („So hat z. B.", „So ist z. B. ein Jude"), handelt vornehmlich auch Herr Kaplan Dasbach, in dessen 40 Fällen (von denen übrigens mehrere, entgegen der Darstellung des Sammlers, nach keiner Richtung hin relevant sind) nur Händler mit jüdischen Eigennamen vorkommen, so daß hier wiederum und aus anderem Grunde wie oben (S. 67) nach den übrigen gefragt werden muß und vielleicht gehofft werden darf, der fruchtbare Schriftsteller werde bei einer zweiten Auflage seines Berichtes, den er im Sonderabdruck zugleich mit anderen lebhaften Werken verbreitet, zu einer Ergänzung sich veranlaßt finden[1]). So operieren ferner diejenigen, welche, wenn sie eine Geschichte von Juden erzählen, diese auch im Laufe der Erzählung immer nur die „Juden" nennen, so daß die Szene bezw. das Blatt förmlich von ihnen zu wimmeln scheint, während sich in Wahrheit nur einige wenige Personen auf ihr bewegen, die wie bei einem Aufmarsch auf einer kleinen Bühne immer wieder zum Vorschein kommen. Wer bezweifelt, daß so etwas wirke, der vergißt, daß die Mehrzahl der Leser nur mit den Augen liest. Herr von Cetto, der von einem Händler vom „Stamme Israel" spricht, obschon die betreffenden Stämme meines Wissens verloren gegangen sind, und, wenn sie irgendwo wuchern, jedenfalls außerhalb des Bereichs sozialer Enquêten wuchern, Herr von Cetto

[1]) Im Kataloge der Paulinus-Druckerei zu Trier finden wir — Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten — den „Wucher im trierischen Lande, Sonderabdruck aus den Schriften des Vereins für Sozialpolitik", fest eingeklemmt zwischen einem Schriftchen über die Luther-Feier, einer „Geistige Blutvergiftung" betitelten „Kulturkampfs-Novelle" und einem „Drama in einem Aufzuge: Socialis Politicus. Freiheit den Orden!" Jedes um ein Billiges. — Agitatorische Tätigkeit an und für sich kann weder Herrn Kaplan Dasbach, noch sonst jemandem, zum Vorwurf gereichen; eine solche für eine Sache, die einem am Herzen liegt, zu entwickeln, kann unter Umständen füglich ebenso ehrenvoll sein als exakte Sozialbeobachtung. Ob man aber, indem man Herrn Dasbach zum doch alleinigen Berichterstatter in nicht kontradiktorischem Verfahren über einen wichtigen Bezirk bestellte, sich eines unparteiischen Referats versehen durfte? ... Im kontradiktorischen würde auch ich auf seine Sachkenntnis in manchen Stücken nicht gern verzichtet haben.

erwähnt einen Regensburger Riesenprozeß, aber die Konfession der 17 verurteilten Personen zu erwähnen, vergißt er ganz, vergißt er wirklich, denn ich glaube bei ihm durchaus nicht an Absichtlichkeit [1]). Herrn von Settos Bericht kann übrigens in manchen Stücken auch in die zweite Kategorie gerechnet werden. Da heißt es z. B.

„Mit solchen Wuchergeschäften befassen sich nicht nur die Juden, sondern auch die Christen verschiedener Berufsarten."

Aehnliche Stellen massenhaft in zahlreichen Berichten. Tun Juden und Christen ganz dasselbe, so ist vielen Referenten das „Sosein" doch eigentlich ein „Anderssein" und das Gleiche ein Verschiedenes: „die beiden Brüder Obermeyer sehen sich doch merkwürdig ähnlich", war einmal in den Fliegenden Blättern zu lesen, — „besonders der Eine". — Die Zahl derjenigen, welche die Konfession objektiv erwähnen, die also das tun, was in einer statistischen Tabelle, die eine Spalte für die Konfession enthält, selbstverständlich wäre, nämlich sie auszufüllen, gleichviel ob es ihnen passe oder nicht, die Zahl solcher objektiver Verzeichner der Konfession ist gering. Wären aber auch alle so verfahren, eine schwere Ungerechtigkeit hätten sie, es vielleicht nicht wollend, doch begangen. Denn warum hier gerade Wert auf die Unterscheidung legen? Müßte man sie nicht gleichfalls durchführen, wenn man etwa die Lage der ländlichen Arbeiter untersuchen wollte, nicht gleichfalls alsdann die Gutsherren nach der Konfession, der Abstammung unterscheiden? Man denke sich alle anderen erdenklichen Enquêten, die gemachten und die noch zu wünschenden, ebenso mit den Bezeichnungen Juden, Christen u. s. w. durchsetzt, und der größere Anteil, welchen jene vielleicht am ökonomischen Unrecht gerade dieser Enquête, aus wahrlich zum Ueberdruß wiederholten historischen Gründen tragen, würde rasch verschwinden [2]). Nicht als

[1]) Ich war, wider meine Gewohnheit, so leichtsinnig, diesen Satz hinzuschreiben, bevor ich noch das Regensburger Tageblatt vom 21. bis 24. September 1886 eingesehen hatte; — ich habe ihn nachmals nicht streichen müssen. —

[2]) Die gerechte Untersuchung der Frage würde keine einfache sein, denn sie setzt mindestens voraus, daß die Zahl der Wucherer nicht mit der Zahl der Angehörigen der verschiedenen Konfessionen schlechtweg verglichen, sondern daß nach Kategorien, welche die mehr oder minder größere Gelegenheit zum Wucher zum Einteilungsgrunde haben (Gewerbe-, Land- oder Stadtaufenthalt u. a. m.) geschieden werde. Man braucht nur kurze Zeit auf dem Lande zu verkehren, um zu gewahren, wie leicht übertriebene Vorstellungen daselbst entstehen können. Auf dem Lande wohnen die Juden zusammen in kleinen Massen, homogen durch dort starrer und abgeschlossener verbliebene Sitte, nahezu alle treiben sie Handel; unter der übrigen Bevölkerung bilden die Handeltreibenden die verschwindende Minderzahl: sie wohnen zerstreut unter denen, welche anderen Gewerben

ob deshalb die Verallgemeinerung solcher Unterscheidungen zu verlangen wäre: daß sie vielmehr gerade aus solchen Enquêten weichen möchten, muß der aufrichtige Wunsch jedes erleuchteten Menschenfreundes, des wissenschaftlich gebildeten insbesondere sein. Die Wissenschaft, helfen wollend, sucht die Kausalitäten auf: nichts kann bedenklicher sein als die proteusartig wandelnden Erscheinungsformen allgemein menschlicher Eigenschaften zunächst auf besondere Rasseneigentümlichkeiten zurückzuführen; nichts kann mehr davon abhalten die organisatorischen Gegenmittel aufzusuchen, die geeignet sind, jene allgemeinen Eigenschaften in ihren verderblichen Wirkungen zu paralysieren. Das befreit nie aus drangvoller Enge, daß jeder auf seinen Nachbar losfahre und ihm zurufe: du bist's! Ruhig bleiben, die sachlichen Gründe des Mißbehagens untersuchen, wo immer möglich zunächst nach der eigenen Verschuldung fragen, das ist nicht nur der Liebe, sondern auch der Weisheit Anfang. Bietet uns nicht die ganze Wirtschaftsgeschichte aller Zeiten, aller Länder eine Reihe mehr oder minder bewußter, ausbeuterischer, gewalttätiger Handlungen, ökonomischer Bedrückungen dar? Wer kann, wer darf, wenn er sie durchliest, an Verursachung durch eine besondere Rasse denken?[1]

folgen. Das rasche oder ungeübte Denken vergleicht nun dort wie hier die Unreellen mit dem Kreise, aus dem sie stammen, aber dort deckt sich der Kreis nahezu mit den Handeltreibenden, hier nicht. Oft habe ich heftig anklagende Worte gehört, die bei ruhiger Erörterung leicht einer gerechteren Würdigung wichen: wie oft habe ich dann herrliche Anschauungen zum Durchbruch kommen sehen, die es mich um so schmerzlicher haben bedauern lassen, daß in die Erörterung einer Frage, vor der nur die Schlechten zittern sollten, ohne Not so viele Verbitterung hineingetragen werden muß. Es ginge ohne diese, man glaube es mir, es ginge! Und was von edlen Kräften auf dem Lande zu gemeinnütziger Tätigkeit bereit ist, würde nur um so reiner, um so geläuterter, um so wirksamer sich entfalten können!

[1] Man denke an das latifundia perdidere Italiam, an die Ausbreitung der Leibeigenschaft in Europa, an die Legung der Bauernhöfe in Deutschland: man blättere in den Annalen der Kolonialgeschichte. Man greife selbst nach Schriften, die wir in neuester Zeit haben entstehen sehen (und es ist eine preisgekrönte dabei), und man sehe, wie der Neugründung einer Sklaverei, schlecht verhüllter Art, das Wort geredet werden konnte, wie man empfehlen konnte, mit Leib und Gut schwarzer Landleute — oder handelt es sich um etwas anderes, als um schwarze Landleute? — umzugehen. Von dem Wucher speziell sagt Lorenz von Stein, daß, „so lange es eine Geschichte gibt, es auch einen Wucher und Gesetzgebungen gegen denselben gegeben hat", er nennt, ihn „eine Erscheinung, die seit Jahrtausenden die Weltgeschichte durchzieht, die in all diesen Jahrtausenden, trotz aller Anstrengungen der Gesetzgebung, sich wiederholt" (S. 3 und 4 a. a. O.) — —. Nicht grundsätzlich opponiere ich einer streng

Nein, der Egoismus ist nicht das Erbteil einer einzigen Rasse ... Nur von den Prinzipien allumfassender Menschenliebe ausgehend, dies ist wenigstens m e i n e Ueberzeugung, werden die sozialreformatorischen Bestrebungen unserer Tage Erfolg haben können, wahren Erfolg, denn darunter verstehe ich einen solchen, der die Herzen rein läßt und der jenen Urquell frohen Zusammenwirkens in ungeschwächter Kraft erhält. Man beachte, daß nicht Haß gegen das Schlechte dem Klassenhasse weiche: leicht dienen viele unvermerkt Götzenbildern, während sie noch Idealen zu huldigen glauben. Die menschlichen Lose nach Gerechtigkeit und liebend für alle gleicher zu gestalten, das haben, mehr oder minder weitgehend, edle Männer, besonders der neueren Zeiten auf ihre Fahne geschrieben, dafür haben sie gewirkt, gekämpft; daß aber Stand gegen Stand streite, das ist n i c h t n e u, dazu hätte es keiner modernen Forschung bedurft: für eine Literatur der Ungunst und des Erwerbshaders, welche ganze Bibliotheken und Archive füllen kann, hat eine Reihe von Jahrhunderten reichlich Sorge getragen. Möchten schöne Bestrebungen, wie diejenigen, deren Förderung der Verein für Sozialpolitik mit in die Hand nahm, fürderhin vor solchen Trübungen verschont bleiben. Möchten sich diejenigen, die auf dem Gebiete der sozialen Forschung zum Amte von Richtern und Zeugen berufen werden oder die sich selbst zu solchen bestimmen, die Worte B a c o n s gesagt sein lassen und möchte man sie ihnen an das Herz legen:

> „A l l e n V o r u r t e i l e n m ü s s e n w i r s t r e n g e u n d f e i e r l i c h f ü r i m m e r e n t s a g e n, d e n V e r s t a n d r e i n i g e n u n d f r e i m a c h e n, i n d e m i n s R e i c h d e r M e n s c h e n a u f E r d e n, w e l c h e s i n d e r W i s s e n s c h a f t b e g r ü n d e t i s t, n i e m a n d a n d e r s e i n g e h e n k a n n, a l s i n s H i m m e l r e i c h, n ä m l i c h d a d u r c h, d a ß e r w e r d e w i e d i e K i n d e r."

wissenschaftlichen Untersuchung des Einflusses der Abstammung auf die Charakterbildung der Individuen. Aber damit würden wir an höchst subtile und zugleich verantwortungsvolle Aufgaben der Sozialwissenschaft herantreten, deren Gelingen überdies vielfach bei dem gegenwärtigen Stande unserer Hilfsmittel kaum erwartet werden kann, und die Resultate würden zweifelsohne weniger sensationell ausfallen als diejenigen, welche von vielen mehr erraten und erwünscht als entdeckt zu werden pflegen. Daß die Gegenwart mehr als irgend eine andere Zeit zu solchen erregenden Erörterungen neigt, bei denen der Einsatz nicht leicht in ein Verhältnis zu dem zu erhoffenden Preise zu bringen ist, darf nicht befremden, muß doch die Rassenbefehdung geradezu als d i e Krankheit unseres Zeitalters bezeichnet werden. „Ja, alle schüren, niemand dämpft", ruft in seiner jüngsten Schrift (Der österreichische Sprachenzwist) Adolf F i s c h h o f, der edle „Einsiedler von Emmersdorf", dessen Schriften all' denen warm empfohlen seien, die sich gerne in die Hallen weihevollen, ruhigen Denkens flüchten.

Nachwort des Herausgebers.

In den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik, die Ende September 1888 in Frankfurt a. M. stattfanden, stand die Frage des ländlichen Wuchers und der Mittel zu seiner Abhilfe auf der Tagesordnung [1]). Der Referent über diesen Gegenstand, der vor mehreren Jahren verstorbene Professor von Miaskowski, namentlich aber der Correferent Geheimrat Thiel, der den für die Erhebungen hierüber verschickten Fragebogen gezeichnet hatte, ging in seinen Ausführungen auf die von Schnapper-Arndt in seiner Broschüre an dieser Erhebung und den erhaltenen Gutachten geübten Kritik lebhaft ein. Schnapper-Arndt selbst fand während der Debatte Gelegenheit, seinen Standpunkt nochmals kurz zu präzisieren. Zu einer gegenseitigen Ueberzeugung kam es natürlich nicht. Immerhin aber durfte Schnapper-Arndt mit Genugtuung konstatieren, daß der von ihm behauptete Mangel an Wissenschaftlichkeit bei den eingelaufenen Berichten offen zugestanden wurde. Dies allein möchte schon genügen, um die sachliche Berechtigung der Streitschrift festzustellen. Daß jedoch auch die maßvolle Form der Kritik die Anerkennung der Kritisierten fand, spricht ebenfalls für den Autor; eine Anerkennung, die schon ihrer Seltenheit wegen registriert zu werden verdient.

[1]) S. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. XXXVIII.

II.

Zur deutschen Wirtschafts- und Kulturgeschichte.

Einleitung.

So berechtigt es auch war, daß sich im Methodenstreite die deduktiv gestimmten Nationalökonomen mit Entschiedenheit gegen die „Irrtümer des Historismus“ wandten, so geht doch Karl Menger, ihr vornehmster Wortführer, in seiner Polemik [1]) vielleicht etwas zu weit. Denn dieser hervorragende Gelehrte wird doch wohl dem Wesen und der Bedeutung wirtschaftshistorischer Monographien nicht ganz gerecht, wenn er zum Beispiel an die Fleischpreise einzelner Städte erinnert, die — wie er meint — notwendigerweise erst noch monographisch bearbeitet werden müßten, ehe eine ausreichende historisch-statistische Grundlage für theoretische Forschung im Sinne der induktiven Schule gewonnen werden könnte. Ist es doch ein Irrtum zu glauben, für den Anhänger der historischen Schule seien die einzelnen Fakten an sich von solchem Interesse, daß er in Spezialforschungen darüber die Hauptaufgabe seiner Wissenschaft sehe. Derartige anscheinend nicht allzu belangreiche wirtschaftliche Erscheinungen werden ja nicht schon dadurch beachtenswert, daß sie **historisch** sind, sondern sie werden es nur unter der Voraussetzung, daß sie als **typisch** gelten dürfen [2]). Nur soweit also, wie sie zur Erkenntnis bestimmter wirtschaftlicher Zustände im großen Zusammenhange einer bestimmten Zeit notwendig sind, wird man — um bei dem Menger'schen Beispiel zu bleiben — der Kenntnis von den Fleischpreisen bedürfen. Daß man aber, um zu einem ausreichenden Wissensschatz dieser Art zu gelangen, keine historische Mikrographie braucht, wird unschwer zugegeben werden . . .

Unter den zahlreichen monographischen Darstellungen, die während der letzten Jahrzehnte zu einer so wesentlichen Bereicherung un-

[1]) Karl Menger, Die Irrtümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie. Wien 1884.

[2]) E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode. 3. u. 4. Auflage. Leipzig 1903. S. 5.

serer wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Kenntnisse beigetragen haben, dürfen die Arbeiten Schnapper-Arndts mit an erster Stelle genannt werden. Die selbstverständliche Voraussetzung für ein solches Urteil ist natürlich zunächst, daß sich diese Untersuchungen lückenlos dem vielgliedrigen Systeme methodischer Funktionen einfügen lassen, die für wirtschafts- und kulturgeschichtliche Forschungen in Betracht kommen. Aber mehr noch als Wissenschaftlichkeit allein setzt es voraus. Gewiß bleibt die strenge Schilderung der Tatsache, wie bedingt und unschön sie auch sei, ohne Zweifel das oberste Gesetz einer Historie (Ranke). Doch innerhalb dieses Rahmens soll es zu einer Vereinigung kommen zwischen streng wissenschaftlicher und ästhetisch anziehender Darstellung.

In den Aufsätzen, für die diese Einleitung bestimmt ist, wird das durch seine Kunstmittel erreicht. Schnapper-Arndt besaß in reichem Maße das sympathische Talent, uns mit seinen Schilderungen nicht nur in ein Milieu einführen zu können, sondern er verstand es auch, uns damit rasch vertraut zu machen. Freilich wird die Ursache dieser Wirkung zum Teil wohl in den Objekten seiner Untersuchungen zu finden sein. Doch um in uns ein wärmeres als ein rein sachliches Interesse an dem zu wecken, was uns in Vergangenheit und Gegenwart fremd anmutet, muß ebenso an das Gefühl wie an den Verstand appelliert werden, und das wird nur dem gelingen, dessen Wesenheit der künstlerischen Note nicht entbehrt.

Steht aber solches nicht in Widerspruch mit der Forderung nach Objektivität? Durchaus nicht. Denn da auch die möglichst objektive Forschung nie ohne einen bestimmten Standpunkt und bestimmte Werturteile ans Werk geht, so ist dem Interesse der Objektivität — wie paradox es auch klingen mag — vielleicht besser gedient, wenn der Autor in seiner Darstellung diesen subjektiven Standpunkt bekennt als wenn er ihn dahinter verborgen hält [1]). In jenen Aufsätzen, die Vergangenes behandeln, findet Schnapper-Arndt allerdings kaum Veranlassung zu besonderer Betonung seines persönlichen Standpunktes. Doch dort, wo seine Aufmerksamkeit auf Fragen der Gegenwart gerichtet ist, wo seine Arbeit eine selbst erlebte ist, da gelangt stets in diskreter aber doch unverkennbarer Weise seine Grundanschauung zum Ausdruck: seine wahrhaft soziale Gesinnung.

[1]) Vergl. Bernheim a. a. O. S. 739.

1.

Wanderjahre des Johann Philipps Münch als Kaufmannsjunge und Handlungsdiener 1680 – 1694.

Von ihm selbst beschrieben Anno 1698.

Lebens-Memorial von Johann Philipps Münch, welches ich auß dieszem Klattbuch nach gelegener Zeit in ein sauberes Buch nach richtiger Ordnung bringen will

— so schrieb der eben Genannte im Jahre 1698 auf den ersten von 19 in Quart zusammengelegten Bogen derben Schreibpapiers. Bringen will! .... die gelegene Zeit ist ihm niemals herangekommen, die Blätter sind ungeheftet geblieben bei 200 Jahre lang, bis ich sie vor einiger Zeit gelegentlich wirtschaftshistorischer Studien in damals noch unrevidierten Akten über Handelssachen des Frankfurter Stadtarchivs aufgestöbert und der Herr Archivar sie säuberlich und stilgerecht hat binden lassen. Mit einer ordnungsmäßigen Aufschrift „Chroniken 56" versehen, stehen sie nun da, als ob der gute Philipp niemals etwas anders beabsichtigt hätte, als mit einem reglementsmäßigen Band in die endlosen Reihen und Glieder eines Museums einzutreten.

Wer ist Johann Philipp Münch, den wir wegen seiner harmlosen Aufzeichnung im Grabe stören, weil diese ohne sein Wollen zu einem kleinen „kulturgeschichtlichen Denkmal" geworden ist? Denn den Namen eines solchen Denkmals verdient sie unserer Ueberzeugung nach. Haben uns doch gar selten Leute aus bürgerlicher Stellung Memoiren hinterlassen ... taten sie es, so blicken wir bei ihrer Durchlesung gewöhnlich wiederum hinaus in die große Welt, nicht hinein in den kleinen Kreis, dem sie angehörten, in dem sie schafften, sich freuten und sich plagten. Sie berichten wie ein Kurfürst angefahren zu Schiffe auf dem Mainstrom, wie hohe Herren aus- und

eingeritten sind; wie die Stadt sie traktiert, sie schreiben von den Welthändeln, so gut oder so schlecht sie es verstehn: über ihre eigenen prunklosen Querfahrten schweigen sie, über ihre „Lebenshaltung" gewiß! Wer soll sich auch hiefür interessieren können und was kann in dem Kleinen für Wechsel sein?

Nicht so unser Schreiber. Wenn auch nicht für uns, wenn auch nicht für das Archiv, so doch für sich und die Familie hat er aufgezeichnet, wie es am Ende des 17. Jahrhunderts einem jungen Menschen gegangen, der als Kaufmannsjunge und Handlungsdiener in der Welt herumgezogen ist. Und er hat es in höchst anschaulicher Darstellung mit trefflichem Humor und in einem allerliebsten naiven Stile getan.

Aber noch einmal. Wer ist dieser Johann Philipp Münch? Von wem und von wannen stammt er, wer sind die Vorfahren, die Vettern, Basen, Schwäger und Schwägerinnen?

Auch das hat er uns genau erzählen wollen. An zahlreichen Stellen seines Heftes hat er zu einer Familiengeschichte angesetzt, manche Angaben zu dem von mir beigegebenen Stammbaum hat er geliefert. Aber doch ist nichts lückenhafter als gerade dieser Teil seiner Notizen, den wir deswegen auch nicht wörtlich haben mitteilen mögen. Münch hat das Schema, das er sich vorgeschrieben, meist nicht ausgefüllt.... „mein lieber Vatter ist in dieße mühefeelige Welt gebohren A° — — —" (Lücke). „Sein lieber Vatter ist geweßen — — —" (Lücke wiederum). „Nun folgt die Zahl meiner lieben Geschwister und Brüder, welche Gott meinen lieben Eltern bescheert und gegeben hat" ... sie folgt nicht und wir werden gleich sehen, daß hier wie in anderen Fällen die ungeheuerliche Größe der Aufgabe eine Entschuldigung für die Unterlassung bildet.

Da Johann Philipp von seinen Vorfahren so wenig meldet, wollen wir es soweit möglich ergänzen. Großvater väterlicher Seite ist Johann Anselm Münch, ein Bürgerssohn, der 1633 zugleich mit seinem Bruder Conrad Bürger wird. Von 1637 bis 1643 finden wir denselben als Münzmeister, um 1649 wird er Handelsmann und Mitpfleger des Almosenkastens genannt, 1654 kommt er in den Rat. Die Kirchenbücher führen aus den zwei Ehen, die er eingegangen, zwölf Kinder auf; das älteste, Johann Matthäus, ist der Vater unseres Autobiographen. Johann Matthäus Münch besuchte das Gymnasium, studierte neun Jahre lang in Straßburg, Heidelberg und Tübingen, verlobte sich aber nicht mit der Wissenschaft, sondern mit der Ratsherrntochter Anna Margaretha geb. Ulmer,

die er kurz nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt 1658 ehelichte. In den vierzig Jahren ihres Ehestandes gebar Anna Margaretha ihrem Gebieter achtzehn Kinder, von denen sechzehn lebend zur Welt kamen; als der Vater 66 Jahre alt starb, waren von ihnen noch elf, nämlich sechs Söhne und fünf Töchter am Leben. 1681 kam Johann Matthäus in den Rat, 1689 war er jüngerer Bürgermeister. Er war offenbar ein sehr wohlsituierter Mann, der zu den Höchstbesteuerten gehörte und seinen Kindern eine gute Erziehung angedeihen ließ. Als er 1698 die Augen schloß, sangen, wie das damals beim Tode angesehener Leute üblich war, Kinder, Verwandte und Freunde ihr Leid in Versen und ließen es drucken. „Pater optime“ ruft Johann Hieronymus der Gymnasii Exemtus, „tu vale chare pater“ der junge Peter und selbst der 14jährige Johann Martin stammelt seine Verse: unser Johann Philipp schweigt deutsch sowohl wie lateinisch, sei es daß sein praktischer Verstand mit dem Versemachen nicht zurecht gekommen, sei es daß dem einfachen frischen Gemüt Ostentation und Schnörkelwesen widerstrebte: man lege sich dies nach Belieben aus. Eine wesentlich geringere Schulbildung wie seine Brüder, die ja zum Teil auch Handelsleute wurden, wird Philipp darum nicht genossen haben. Sprechen wir hier gleich von der Orthographie Münchs und der Art, wie wir sie behandelt haben. Herr Münch hat, wie seine meisten Zeitgenossen recht nachläßig und wankelmütig geschrieben, trotz der immerhin zahlreichen Anweisungen zur Rechtschreibung, die auch damals schon im Kurse waren. Ich schrieb zunächst einige Seiten mit „diplomatischer Treue“ ab, sah aber schließlich nicht ein, warum man den Leser einer Plauderei im Text über all die Schwankungen und Undeutlichkeiten stolpern lassen soll, über welche man selbst gestrauchelt ist, um ihn allenfalls erst in den Noten wieder aufzuheben. Dann geriet ich in das andere Extrem und behielt in Erinnerung der Sybel-Schmoller'schen Prinzipien in Edition der Acta borussica nur die Sprachform bei. Aber warum sollte ein gedruckter Münch so viel moderner aussehen als seine gedruckten Zeitgenossen, weil er sein Manuskript dem Kinde eines andern Jahrhunderts überlassen hat? Das Sybel-Schmoller'sche Prinzip, bei Aktenpublikationen treffliche Vorzüge bietend, ist wohl auch nur für solche gemeint, nicht für Schriftstücke von literarisch-biographischem Interesse. So wählte ich den, übrigens nicht neuen, Weg, dem Autor seine Liebhabereien möglichst abzulauschen, das Vorwiegende zu bevorzugen und das Zufällige abzuschleifen, so zu schreiben, wie er es vielleicht selbst getan hätte, wenn er sein „Klattbuch“ in Ordnung gebracht

haben würde [1]).

Mit der Lehrzeit beginnt die Erzählung. Der 17jährige Münch wird nach Straßburg geschickt, nach der befreundeten Reichsstadt, die im 16. und 17. Jahrhundert in lebhaften Geschäftsverbindungen mit Frankfurt gestanden hat. Ein Verwandter, Johannes Münch, wohl geeignet den jungen Ankömmling zu überwachen, befindet sich schon daselbst in Kondition und zwar bei Frau Kniebsin: wer diese Frau war, kann man bei der Menge der Kniebse und Kniebisse, die es, der gütigen Mitteilung des Straßburger Stadtarchivs zufolge, in Straßburg gegeben, niemanden zu ermitteln zumuten [2]). Münchs Prinzipal hieß Franz Pressler (dies, nicht Bressler, scheint die übliche Schreibweise). Er gehörte einer Apothekerfamilie an: der ältere Bruder, der Stiefvater, der Stiefbruder, sie sind alle Apotheker, und der Vater ist es vermutlich gleichfalls gewesen. Ein ungünstiger Stern muß Franz von dem lukrativen Familiengewerbe ferngehalten haben. Sein Handelsgeschäft geht, wie die klugen Münchs merken, „den Krebsgang", er falliert, kommt in den Turm und stirbt. Nicht indes so früh, wie es nach der Erzählung seines Lehrlings scheinen will. 1683 verkauft Pressler noch seinen Anteil am Familiengute dem Bruder.

Der schlechte Geschäftsgang diente dem jungen Manne zum Anlaß sich zurückzuziehen. Zur mißbräuchlichen Verwendung der Lehrlinge, als „Küchenjunge" oder „Stallknecht" gab es in jener Zeit, wo dieselben im Hause des Prinzipals wohnten, ohnehin nicht wenig Gelegenheit; es leuchtet ein, daß, wo es bergab ging in Geschäft und

[1]) Münch schreibt: lassen, lasen, laßen; müssen, müsen, müßen; reisen, reißen; Haus, Hauß; groser, großer; also, alßo u. s. f. — Pferd, Pferdt; Freund, Freundt u. s. f. — Wald, Walt; Feld, Felt; dauern, tauern, thauern; — Weeg, weg; seegeln, segeln; — auff, auf; Kopff, Kopf; — möchte, mögte; — wohl, wol; — allzu, alzu; — allwo, alwo; — hate, hatte; — Gut, Guth (in Zusammensetzungen.) — Stark bevorzugt von Münch das eigentlich ältere ckh z. B. Zweckh; V für U selten; U- und Ü-Zeichen im Manuskript ziemlich willkürlich verwendet: hier wird meist ü geschrieben. — Dialektische Eigentümlichkeiten wurden, soweit solche vorkamen, berücksichtigt; verdorbene Fremdwörter der Verständlichkeit halber meist verbessert. — Die Interpunktion und die Einteilung in Abschnitte rührt selbstverständlich von mir her: Punkte und Absätze anzubringen hat Münch sich nahezu völlig erlassen.

[2]) Ein Straßburger, Jakob Knibs, brachte Ende des 16. Jahrhunderts den Frankfurter Magistrat in Verlegenheit und die Causa Knibsiana spielt in den Ratsprotokollen jener Zeit eine große Rolle. Knibs war nämlich der Kontravention gegen die Münzedikte beschuldigt, der k. Fiskal verlangte dessen Abholung und der Rat, auf seine Hoheitsrechte fußend, widersetzte sich.

Haushaltung, die Lage des Lehrlings sich vollends übel gestalten mußte. Recht charakteristisch lautet es in einem Briefsteller:

„meines Herrn Handlung ist also beschaffen, daß kaum alle acht Tage ein kleines Briefgen gewechselt wird, welches von keinem sonderbaren Belang ... Sonst drücken uns die einzuhebende Wechsel nicht hart, und sind die vor etlichen Jahren beym Anfang seiner Handlung gemachte Geldsäcke noch ungebrauchet und unbeschmutzet ... In unserm Winkel findet man nicht für 100 Rthlr. Waren, wiewol die mit Papier umwundene Hölzer, als wenn es lauter Seidene und Wollene Stoffen wären, ein großes Aussehen machen. Was auch noch, obwol sehr wenig, bar verkauft wird, das gehet in der kärglichen Haushaltung auf, in welcher bey so gestalten Sachen, wie leicht zu erachten, wenig lecker Bißgen, ja kaum des Leibes Unterhalt vorfällt, also daß ich oft mit hungrigem Magen würde müßen schlafen gehen, wenn mich nicht meiner werthen Vormünder Gütigkeit durch Uebersendung eines kleinen Sackpfennigs unterhielte. Und weil dieser elende Zustand unsers Hauses meinen Herrn dahin gebracht, daß keine Magd, weil sie ihres Lohns nicht mächtig werden kan, mehr bey ihm dienen will, als fallen alle deren Verrichtungen, als Wassertragen, Holzhauen und dergleichen, auf mich, dahingegen das Contoir wegen Mangel von Geschäften acht Tage verschlossen bleibet" [1].

Johann Philipp setzte seine Lehrzeit in Nürnberg fort und trat in die Hans Maul seel'sche Handlung ein. In den Nürnberger Totenbüchern findet sich der Eintrag:

„Der erbar und vornehm Johann Maul bey st. Lorentzen am vischbach [2] 9 decembris 1642. — Dem eltesten sohn ist ein Curator, dem jüngsten aber zwei vormünder geordnet worden".

Roth in seiner Geschichte des Nürnberger Handels [3] führt einen Hans Maul als „Genannten 1627" auf. Durch eine Verwandte des Hans Maul war die Handlung in die Hände der Familie Fürer von Haimendorff gekommen. Es war nämlich Anna Elisabetha geb. Schlüsselfelderin von Kirchensittenbach [4] eine Enkelin eines gewissen Gabriel Maul, der auch Hans Maulens Großvater gewesen sein

[1] Marperger, Handels-Correspondent I, 816 ff.

[2] Die heutige Karolinenstraße — den im Gasthof zum Strauß absteigenden Fremden wohlbekannt.

[3] II, 74.

[4] Geb. 5. Juli 1626.

dürfte. Diese erbte, wie Münch erzählt, nach Mauls Tod die Handlung, sie heiratete 1646 den Stadtrichter Johann Leonhard Fürer [1]), dessen erste Ehefrau vor zwei Jahren gestorben war und brachte diesen sonach an die Spitze des Geschäfts. (Seinen „Ober-Patron" nennt Münch den Stadtrichter.) „Complimentär" wurde damals der im Geschäft aufgewachsene Georg Schubbart; wohl derselbe, welcher von Roth als „Georg Schubarth Genannter 1654" aufgeführt wird [2]). Unter Komplimentär versteht das heutige Handelsrecht den unbeschränkt persönlich haftenden Gesellschafter im Gegensatz zu dem nur kapitalistisch beteiligten Kommanditisten: der ältere Begriff war ein bescheidenerer. „Complementarius", heißt es in einer alten „Erklärung fremder Handelswörter", „ist in solchen Handlungen, in welchen der Patron abgestorben (oder worzu große Herren, wie in Italien gebräuchlich, das Geld schießen, und so unter andern Nahmen, damit es ihrer Würde und Ehre nicht nachtheilig sey, führen lassen) derjenige, welcher, so zu reden, das Faktotum ist, und die ganze Handlung disponiret, wenn auch gleich ein Patron selbst sollte zugegen sein, welcher sich der Handlung nicht viel annimmt, sondern alles auf seinem Complementarium beruhen läßt" [3]). Noch einfacher heißt es anderwärts: „Complimentaris, der oberste Diener oder Buchhalter einer Handlung" [4]).

Anfang 1682 war Münch eingetreten und meinte „gar fest zu sitzen": am 15. April starb indes der Patron und einige Wochen danach — Münch sagt ungenau 8 Tage — starb die Ehefrau [5]). So kam die Handlung auf deren leibliche Kinder, die Kinder aus zweiter Ehe des Herrn Fürer. Der Lehrling siedelte in das Haus des Komplimentärs über — auf nicht gar lange. Aus der Belagerung von Wien zurückkehrende Kämpfer schleppen im folgenden Jahre die „ungarische Krankheit" in das Haus und der Tod hält unter dessen Insassen eine reiche Ernte.

Die „ungarische Krankheit", welche heute den allermeisten Medizinern nicht einmal dem Namen nach mehr bekannt ist, hat im 16. und 17. Jahrhundert eine bedeutende Rolle in Europa gespielt: selbst die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienene Zedler'sche Enzyklopädie widmet ihr noch einen mehrere Foliospalten

[1]) Geb. 5. Sept. 1615 [2]) II, 98.

[3]) Marberger, a. a. O. I, S. 85.

[4]) „Kurze Bibliothec der Wissenschaften", S. 154.

[5]) Vgl. zu den Daten über die Familie Fürer u. s. w. die Biedermann'schen Tafeln 388, 389, 623a u. 185.

langen Artikel[1]). Nach Haeser[2]) führen die frühesten Nachrichten über ihr Erscheinen auf das Jahr 1542 zurück; die Krankheit verbreitete sich damals in dem Heere, das unter dem Markgraf Joachim gegen die Türken zog. 1566 entstand sie in den Lagern bei Komorn und Raab; die fremden Truppen litten dabei am meisten, während die Ungarn wie die Türken fast ganz verschont geblieben sein sollen. Die entlassenen Soldaten verbreiteten alsdann die Keime der Krankheit über Deutschland, Böhmen, Burgund und Italien, ja bis nach England hin. Am meisten litt Wien, wo die öffentlichen Gebäude mit kranken Truppen erfüllt, die Straßen mit Leichen und Sterbenden bedeckt waren. 1597 brach die ungarische Krankheit bei der Belagerung von Papa von neuem aus, namentlich unter den Italienern. 1695 herrschte sie unter den Schweden im Stift Bremen. 1717 litt unter ihr das Heer Prinz Eugens und der Feldherr selbst wurde ergriffen. 1788 und 1789 soll sie im Feldzuge gegen die Türken über 30 000 Mann, meist Deutsche, dahingerafft haben. Die Zufälle der ungarischen Krankheit kommen nach den älteren Beschreibungen durchaus mit denen des entwickelten Petechialtyphus überein. „Ihre Uebereinstimmung mit den typhösen Lagerfiebern, welche bis auf die neueste Zeit jeden Kriegszug begleiten, ist unzweifelhaft. Nur darin vielleicht besteht ein Unterschied, daß die endemischen Malariafieber der Donauniederungen wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung derartiger Seuchen ausüben“ [3]).

Ob im Jahre 1683 die ungarische Krankheit in Nürnberg als Epidemie herrschte, oder ob nur einzelne eingeschleppte Fälle sich ereigneten, vermag ich nicht anzugeben. Die Festschrift „Nürnberg“, dargeboten den Mitgliedern und Teilnehmern der 65. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte (Nürnberg 1892), tut der ungarischen Krankheit nur zu den Jahren 1572 bis 1632 Erwähnung[4]).

1684 tritt Münch in Kassel als „Diener“ ein, er wäre sonach, wenn man annimmt, daß er nicht bereits in Frankfurt zu lernen angefangen, nicht länger als etwa 4 Jahre Lehrling gewesen; wenn ich nicht irre, relativ wenig, denn mir scheint, daß Verdingungen auf fünf, ja sieben Jahre nichts Seltenes gewesen sind. Es ist schade, daß Münch uns über Lehrkontrakt, Lehrgeld und Abschiedszeugnis nichts Näheres mitgeteilt hat. Ein solches Zeugnis sah — um die

[1]) S. Hungarica febris.

[2]) Lehrbuch der Geschichte der Medizin Bd. 3.

[3]) Haeser, a. a. O. III, 378.

[4]) Frdl. Hinweis des Nürnb. Kreisarchivs.

Lücke einigermaßen zu ergänzen — ungefähr so aus:

„Ich Endsunterschriebener . . . bekenne und bezeuge hiemit, daß Vorzeiger dieses Briefes N. N. bey mir nach Handelsgebrauch sieben Jahre lang für einen Kramjungen treulich und fleißig gedienet, sowol in der Fremde als zu Hause, aller Orten und Zeiten meinen Nutzen und Vorteil bestermaßen gesucht und befördert, dahingegen allen Schaden seines äußersten Vermögens nach verhütet und abgewendet, meine Handlung und Handelsschriften und alles, so ihm anvertrauet worden, in geheim gehalten, ohne meinen Consens sich nicht von Haus begeben, den Gottesdienst fleißig besucht, züchtig ehrbar und schamhaft in Worten und Geberden erzeiget und sich allerdings, wie es einem frommen, getreuen und fleißigen Lehrknaben anstehet und gebühret, verhalten, also daß ich und die Meinigen wie auch jedermänniglich mit ihm wohl zufrieden“ [1]).

Die Türkennot und ihre Folgen hatten die Lehrzeit Münchs gestört: dem heranwachsenden Kommis bereiten während seiner Dienstjahre die Kämpfe des Reichs mit den Franzosen manches Ungemach. Münch hatte im Jahre 1687 in dem Kölnischen Hause David van den Enden seel. Anstellung gefunden; der damalige Chef der Firma dürfte wohl auch David van den Enden geheißen haben, wenigstens erscheint Jemand dieses Namens 1654 als protestantischer Taufzeuge in Mühlheim am Rhein, dann zwischen 1674 und 1680 mehrfach als ebensolcher in Köln [2]). Münch ist auf seinen Prinzipal als auf einen „Erzschabhals“ (Geizhals), bei dem er hungert und schlechten Sold bekommt, übel zu reden, noch mehr verdrießt ihn aber der Sold, den er wider Verhoffen bezieht, als man ihn zwangsweise unter die Soldaten steckt und zum Fähndrich macht. Dies muß wohl im Frühjahr 1689 gewesen sein.

Anlaß der kriegerischen Begebenheiten in dortiger Gegend war die durch Frankreich versuchte gewaltsame Einsetzung des Kardinals Wilhelm von Fürstenberg zum Erzbischof von Köln [3]). Am 3. Juni (n. St.) 1688 war Erzbischof Maximilian in seiner Residenz zu Bonn gestorben und das zu Köln versammelte Domkapitel hatte trotz der Einsprache der kaiserlichen Abgesandten den französisch gesinnten

[1]) Marperger, a. a. O.

[2]) In dem ältesten Adreßbuche von Köln aus dem Jahre 1797 kommt der Name nach gef. Mitteilung des Kölner Stadtarchivs nicht mehr vor.

[3]) Vgl. Theatrum Europaeum vol. XIII und Ennen, Frankreich und der Niederrhein, Bd. I.

Fürstenberg, der im Januar schon zum Koadjutor gewählt worden war, mit 13 Stimmen zum Erzbischof postuliert: 9 Stimmen waren auf den bayerischen Prinzen Joseph Clemens, 2 auf andere Kandidaten gefallen [1]). Sofort nach der Postulierung bezog Fürstenberg den kurfürstlichen Hof zu Bonn, vereidigte die Beamten und rüstete, um dem drohenden Widerstande des Reiches mit Gewalt zu begegnen. Bonn, Rheinsberg, Kaiserswerth, Neuß wurden mit geworbenen Truppen besetzt, ein am 12. September 1688 erlassenes Edikt gab von dem Heranziehen französischer Truppen unter Marquis Boufflers Kenntnis; sie seien nur gekommen, um das Land laut der mit dem verstorbenen Kurfürsten geschlossenen Allianz in ihren Schutz zu nehmen. Zu den Gegnern Fürstenbergs gesellte sich der Papst. Er ließ durch seine Kongregation die Wahl des bayerischen Prinzen für rechtskräftig erklären. Am 9. Oktober 1688 langte das päpstliche Breve in Köln an, die Majorität des Kapitels fügte sich dem Spruche und Fürstenberg wurde aufgefordert im Verlauf einer Stunde Bonn zu verlassen. Ohne Erfolg: Fürstenberg schaffte vielmehr alle in Bonn gewesenen deutschen Soldaten ab und nahm französische Besatzung auf. Zahlreiche Kämpfe fanden in der Folge statt zwischen den Franzosen einerseits und den alliierten Truppen andrerseits; auf der deutschen Seite kämpften u. a. kaiserliche, hannoverische, holländische, namentlich aber brandenburgische Truppen, zuletzt unter der Führung des Kurfürsten Friedrich III. selbst. Am 12. April 1689 entwich Fürstenberg nach Metz, die Franzosen als Hüter von Bonn zurücklassend; wie es heißt, waren dieser geglückten Flucht bereits mehrere durch die Franzosen vereitelte Versuche vorangegangen.

Die Haltung des kölnischen Magistrats war anfangs eine unentschiedene gewesen. Noch am 2. Juli 1688 hatte sich derselbe unter dem Einfluß des Bürgermeisters Rodenkirchen gegen die Aufnahme von Kreistruppen erklärt, am 6. September 1688 kam jedoch infolge der Bemühungen des Grafen Kaunitz ein Beschluß zu Stande, dem zufolge 2600 Mann brandenburgischer und neuburgischer Kreistruppen aufgenommen werden sollten; späterhin erbat sich die Stadt zu ihrer

[1]) Die Wahl war hiernach eigentlich ohne entscheidendes Resultat geblieben. „Fürstenberg, dem wegen Ermangelung des Wahlbefähigungsbreve ein kanonisches Hindernis im Wege stand und der als im Besitze eines mit Kurköln inkompatibeln Benefiziums des Bistums Straßburg nur postuliert werden konnte, hatte nicht die erforderlichen zwei Drittel der Stimmen und Joseph Clemens nicht die zur Gültigkeit seiner Wahl nötige einfache Majorität.“ (Ennen, a. a. O. I, 492.)

Sicherheit vom Direktor des westphälischen Kreises noch 2000 Mann und legte dem kaiserlichen Gesandten, General Beck, der in Köln als Stadtkommandant auftrat, das Versprechen ab, bei Kaiser und Reich auszuharren [1]). Wenn Münch erzählt, daß er mit dem Beginn der Belagerung Bonns den Dienst quittierte, und „als ein Freyherr“ lebte, so muß dies spätestens im Juli 1689 gewesen sein, denn am 18./28. Juli wurde die Stadt bereits einem heftigen Bombardement ausgesetzt. Am 2./12. Oktober wurde sie dem Kurfürsten von Brandenburg und den Alliierten auf Akkord übergeben.

Von Köln aus macht der junge Münch einen Abstecher nach Amsterdam, um die „notablen“ Dinge daselbst kennen zu lernen, und bald danach 1690 einen zweiten mit einer ganzen „Compagnie“ von Frankfurtern. Der Kompagnie war es um Vergnügen und Belehrung, dem Kommis um eine neue Kondition zu tun. Nach acht Tagen des Suchens überdrüssig, beschloß Münch vom Abgang einer Kauffahrteiflotte zu profitieren, und den Seeweg nach Hamburg zu nehmen.

Nicht ohne große Fährlichkeiten kam man an das Ziel der Reise, nachdem man vom 17. August bis 15. September 1690 unterwegs gewesen.

Waren doch seit der Seeschlacht von Beachy Head, in welcher die Franzosen einen bedeutenden Sieg gegen die verbündeten Holländer und Engländer errungen hatten, kaum zwei Monate vergangen. Hamburg selbst hatte sich, so ungern es sich auch seines Handels halber dazu verstanden, endlich doch offen auf die Seite der Alliierten stellen müssen. Bis vor kurzem hatte die Stadt noch ungehindert mit Frankreich in Handelsverkehr gestanden, weil sie es unterlassen, die kaiserlichen mandata avocatoria von Ende 1688 zu publizieren. Am 10./20. April war indes von der englischen Regierung ein Beschluß gefaßt worden, welcher den hamburgischen Schiffsverkehr mit den härtesten Maßnahmen bedrohte, wenn nicht sofort Hamburg die Avokatorien verkündigen und dem französischen Gesandten seine Pässe zustellen würde. Hamburg hatte zwar noch durch einen nach dem Haag entsandten Syndikus weite Nachsicht zu erlangen versucht, sich jedoch endlich dem Verlangen der Alliierten — 17. Mai — fügen müssen [2]).

Die Kauffahrteiflotte war offenbar von vornherein auf Gefahren vorbereitet, denn sie ließ sich, wie Münch erzählt, von Convoyern,

[1]) Ennen, a. a. O., S. 501 f.

[2]) Theatrum Europaeum XIII, 1088; 1231 ff.

also von Kriegsschiffen, zur Bedeckung geleiten. Folgendes war der übliche Weg: Wollten sich Kauffahrteischiffe zu unsicheren Zeiten von Convoyern beschützen lassen, so begaben sie sich an einen bestimmten Sammelplatz, Schiffe z. B., die von der Ostsee nach der Westsee gingen, in den Sund zwischen Helsingborg und Helsingör. Für den Convoy wurde der Admiralität ein bestimmtes Geld erlegt; jedes Schiff, das unter Convoy segelte, erhielt einen sog. Admiralitätsbrief, nach dem es sich zu richten hatte. Der Admiral des Convoy wurde Befehlshaber der ganzen Flotte. Nach einer Ordnung der General-Staaten von 1677 gab der Admiral das Zeichen zum Aufbruch durch einen Schuß und ließ eine gewisse Fahne wehen oder des Nachts zwei Laternen am Hinterteil aufstecken, worauf alle Schiffe mit den gleichen Signalen zu antworten hatten. Bemerkte während der Fahrt ein Schiff den Feind, so hatte es eine rote Flagge aufzustecken, einen Schuß zu lösen und auf den Feind loszugehen, falls es sich aber zu schwach fand, den Admiral zu Hilfe zu rufen. Auf Befehl des Admirals waren die bestbesegelten der Schiffe sämtlich verbunden, sich an einer Aktion zu beteiligen. Die Fahrtschnelligkeit richtete sich nach dem wenigst besegelten Schiffe, dem Admiralitätsschiffe durfte unter gewöhnlichen Umständen keines vorbeisegeln. Wir lesen, daß die Flotte, mit welcher Münch fährt, diese Regeln nicht beobachten konnte und durch Sturm zertrennt wird; Münchs eigenes Schiff entgeht den Nachstellungen der französischen Kaper; nicht so glücklich sind einige Wallfischfänger (Grönlandsfahrer), die gleichzeitig in die Elbe einlaufen wollten. Solche Grönlandsfahrer wurden von holländischen, dänischen, hamburgischen, bremischen, später auch englischen Kompagnien ausgerüstet, sie begaben sich zur Sommerzeit nicht nur nach Grönland, sondern auch nach Nowaja Semlia und Spitzbergen. Wo die schöne, von den Franzosen erwischte Ware wohl unter den Hammer gekommen sein mag? Furcht vor feindlichen Kapern, „die fast stündlich dem sorgfältigen Kaufmann Netze stellen", quälte ehedem den Großkaufmann manche schlaflose Nacht hindurch, Hoffnung, billige gekaperte Ware zu ersteigern, bereitete ihm manche frohe Stunde.

„Entwichenen Donnerstage seynd fünff Schiffe von Venedig in Salvo hier arriviret, bringen Zeitung, daß die spanischen Galleen etliche Tür'ckisch Galliatzen unter Cypern angetroffen, dieselben mit großer Furie angegriffen, etliche hart beschädigt, drey in Grund geschossen und vier erobert mit köstlichen Levantischen Wahren seynd in Genua angebracht. Hiermit nebenst

freundlichen Gruß der getreuen Obacht des Herrn empfohlen"[1]).

Warum sollte man früher die Völker weniger als heute gelehrt haben, zum heiligen Florian zu beten?

Von Bremen legt Johann Philipp Münch eine recht abenteuerliche Reise nach der hannöverischen Stadt Münden bei Kassel zurück. Der gemachte Weg ist der bei Zeiller[2]) beschriebene über Bassum, Minden, Rintelen, Hameln, Bovenden, Kloster Corvey. Münchs Prinzipal hieß Huppeden oder Hüppeden; Nachkommen dieses Kaufmanns haben mindestens seit Anfang unseres Jahrhunderts in dem Städtchen nicht mehr gewohnt und der Name kommt daselbst nicht mehr vor. Welchen Handel gedachter Herr betrieb, verrät uns sein Kommis nicht. Die wesentlichsten Erwerbszweige in Münden bildeten vormals der Breyhan (Weißbier) und der Mühlstein-Handel und es fanden daselbst jährlich drei Märkte statt[3]). Münch ordnet die in Verwirrung geratenen Geschäftsbücher des Herrn. Die Kunst richtiger Buchführung war damals jedenfalls weniger verbreitet als jetzt, und mehr noch als heute dürften sich kleinere Geschäfte damit geholfen haben, daß sie einen gelernten Buchhalter lediglich auf einige Tage in der Woche, nicht zu ständiger Arbeit engagierten.

Vetter Berlin aus Nürnberg hatte Münch brieflich schon früher eine „gar gute Condition in Regenspurg bey Herrn Hanß Christoph Dallensteiner" offeriert, zu diesem begab sich Münch, als er mit seiner Arbeit in dem ruhigen Münden zu Ende war. Münchs Chef, ein sehr potenter Handelsherr, deswegen auch „fourienser Herrn Kopff" ist offenbar derselbe Johann Christoph Dallensteiner, der am 20. Februar 1722 dem Alumneum zu Regensburg 1200 Gulden vermachte: die Zinsen dieses Legats wurden zum ersten male 1723 verteilt und noch 1810 fand die Verteilung in der herkömmlichen Weise statt[4]). In Dallensteiners Dienst machte Münch häufige Reisen, besonders nach Linz, wo jährlich zwei Märkte, einer von 14 Tagen, auf Quasimodogeniti und einer von drei Wochen um Bartholomäi stattfanden.

---

[1]) Der Teutsche Secretarius, S. 448. [2]) Itinerarium Germaniae.

[3]) Vgl. Hübner, Natur-, Kunst- etc. Lexicon u. Marperger, Messen 3 Kap. S. 28.

[4]) S. 36. Bd. der Verhandlungen des h. Vereins v. Oberpfalz und Regensburg. — Nach einem Urkundenregest im 26. Bande der gleichen Zeitschrift (S. 330 f.) erwarb der Bürger und Handelsmann Johann Christoph Tallensteiner 1678 eine Eckbehausung nebst Garten und Hofstatt am Sterzenbach um 500 Gulden rh.; die, wie es scheint, gleiche Behausung ging 1722 nach dem Tode Tallensteiners an den Kauf- und Handelsmann Hieronymus Löschenkohl über um die gleiche Summe. — (Gef. Hinweise des k. Kreisarchivs Amberg.)

Von Regensburg nach Linz fahren die Reisenden moderner Handlungshäuser heute $5^1/_4$ und, wenn es hoch kommt, $8^1/_2$ Stunden: der Sohn des Ratsherrn geriet auf dieser Tour dreimal in Lebensgefahr. Einmal auf der Donau bei Straubing, ein andersmal stromabwärts hinter Passau, endlich hätte er gar fast nächtlicherweise im Gebirge seinen Tod gefunden. Die hier eingehaltene Route ist offenbar die von Zeiller also beschriebene: „Von hier" — nämlich von Aschach — „vber das Gebürg, die Schlegelleuten genant, da im nächsten Ausstand die Bauren vbel hauß gehalten bis nach Dorf Schlegel, so an der Thonau gelegen, 3 Meilen".

In Regensburg bezog Münch einen Gehalt von 150 Reichstalern, den er ungewöhnlich hoch zu finden scheint.

Bei dieser Gelegenheit einige tunlichst kurze Andeutungen über die in dem Memorial vorkommenden Geldausdrücke. Wir sagen: „tunlichst" kurze. Denn um ganz knapp und bestimmt antworten zu können, ist nötig, daß man über zwei Dinge verfüge: über eine ausreichende Unbekanntschaft mit der deutschen Geldgeschichte, insbesondere den Eigentümlichkeiten des Geldverkehrs, und über eine wohltätige Unklarheit über die Begriffe, welche in Frage kommen.

Die Periode, aus der die Aufzeichnungen Münchs stammen, gehört teilweise zu den übelsten der deutschen Geldgeschichte, was schon einiges heißen will. Die Zeitgenossen sprechen oft von ihr als einer zweiten „Kipper- und Wipperzeit". Dies Wort erweckt den Glauben, als ob die Geldverschlechterung in erster Linie das Werk von Privaten gewesen, während sie selbstverständlich in der Hauptsache das Werk der herrschenden Faktoren und die „Kipperei und Wipperei" nur eine meist ganz unausweichliche Folgeerscheinung der Sünden offizieller Stellen war. Gekippt und gewippt wurde in allen Ländern, in denen das Münzwesen im Argen lag, in keiner andern Literatur ist jedoch meines Wissens das Akzidenz so sehr betont worden, als es in den deutschen Schriften des 17. Jahrhunderts, nicht zum wenigsten aus Aengstlichkeit, geschehen ist. Das Wort also war und ist ein irreführendes; in der Sache aber hatte man Recht. Von 1566 bis zum Schluß der ersten sog. Kipper- und Wipperzeit, einschließlich der folgenden Reform von 1623, war man von einem $10^1/_5$ Gulden-Fuß ($10^1/_5$ Gulden aus der köln. Mark) auf einen $13^1/_2$ Gulden-Fuß gefallen; von 1658 ungefähr bis 1690 fiel man von dem $13^1/_2$ Gulden-Fuß auf einen 18 Gulden-Fuß. Für die Epoche 1680—1690 genau zu entscheiden, in welchem Fuße eine Zahlung erfolgt ist, erfordert eine außerordentlich ins Detail gehende, zuweilen

überhaupt nicht zu erlangende Kenntnis der lokalen Handelsgebräuche. Man kann indes, ohne großen Fehler zu riskieren, annehmen, daß in den letzten Jahren des Jahrzehnts die Zahlungen des gemeinen Verkehrs oft annähernd im 18 Gl.-Fuß — auch ehe er noch offiziell galt — geschehen. Es stellt sich der Gulden in Sorten dieses Fußes, bezw. in Sorten, die sich in ihrem Kurswert nach ihm regulierten, auf 12,99 Gramm geprägten feinen Silbers und, mit Rücksicht auf die geltende Proportion, auf 0,86 Gramm geprägten feinen Goldes. Die von Münch häufig erwähnten Reichstaler sind fast überall Rechnungstaler, d. i. $1^1/_2$ Gulden Current, d. i. also 19,485 Gramm Silber oder 1,29 Gramm Gold. Eine in Rechnungstalern ausgedrückte Zahlung kann natürlich auch in effektiven Talern geleistet worden sein, dann aber wurde der gezahlte Taler nicht für $1^1/_2$ Gulden, sondern mit einem Agio berechnet, das bei reichsgesetzlichen Talern, wenn entsprechend vergütet, $33^1/_3$ % hätte betragen müssen. Nur einmal erwähnt Münch eine Zahlung in Speziestalern. Der reichsgesetzliche harte Taler hatte 25,98 Gramm fein Silber: es werden jedoch überaus häufig, gerade um jene Zeit, unter Talern in specie ausländische Taler verschiedener Gattungen von etwas geringerem Gehalt verstanden. Die „Rößles-Gulden", welche Münch von Herrn Hüppeden geschenkt wurden, sind nach dem 18 Gulden-Fuß geprägte, mit dem springenden Pferd versehene, sog. $^2/_3$ Stücke, d. h. $^2/_3$ eines Rechnungstalers, also einen Gulden geltend. Dem Gulden holländisch kann ein Gehalt von 9,59 Gramm beigelegt werden.

Nach alledem bezog also Münch (1691 ff.) in Regensburg 2922,75 Gramm geprägten f. Silbers oder 193,545 Gramm geprägten Goldes; er sollte in Münden haben 1558,80 Gramm geprägten Silbers oder 103,224 Gramm geprägten f. Goldes; er spricht von schlechten Buchhaltern, die um 389,7 Gramm Silber oder 25,806 Gramm Gold dienen, und die Gratifikation, die er in Münden erhielt, betrug ebensoviel. Er hatte in Bremen Kost und Logis — aber „blutschlecht" — um 29,227 Gramm Silber die Woche oder um 1,935 Gramm Gold und in Amsterdam, gleichfalls wöchentlich, um 67,13 Gramm Silber oder ca. 4,45 Gramm Gold.

Solche Grammangaben sind logisch und in manchen wissenschaftlichen Werken sehr bevorzugt. Immerhin kann sich bei ihnen eigentlich nur der Postschalter-Beamte, der sein Grammgefühl besonders fein ausgebildet hat, so recht behaglich fühlen. Man wird wohl deutlicher, wenn man wenigstens zusatzweise sagt, daß in dem in Silber entrichteten Gulden so viel fein Silber enthalten war, als in

0,7794 preußischen Talern und daß in den entsprechend kursierenden Goldmünzen der Gulden so viel Gold enthielt als in 2,40 Goldreichsmark enthalten sind. Der in Gold ausgezahlte oder in Gold umgewechselte Gehalt von 150 Reichstalern würde also so viel Gold enthalten haben als 540 Goldreichsmark, der erwähnte Gehalt von 20 Talern so viel als 72 Goldreichsmark, der Pensionspreis in Bremen soviel als 5,40 Mark.

Kann man danach kurz sagen, daß der „Gulden" von damals „in unserm Gelde" 2,40 Mark, der Rechnungstlr. 3,60 Mk. „werth" war? Gewiß nicht. Man kann nur den Gehalt alter Münzen mit dem Gehalt neuer Münzen gleichen Metalls vergleichen, nicht für den s. Z. in Gold oder auch in Silber sich verkörperlichenden abstrakten Gulden eine ihm an „Wert" gleichkommende Metallmenge angeben. Es geht dies nicht, schon wegen der veränderten Proportion. Der in Silber erlegte Gulden wäre heute nicht 2,40 Mark, sondern erheblich weniger „wert".

Indes, man denkt, wenn man nach dem „heutigen Werte" alten Geldes fragt, gewöhnlich an ein anderes: an dessen „Kaufkraft". Dann kann gesagt werden, daß in den Jahren 1689, 1690, 1691 (ziemlich teuere Zeiten; die folgenden Jahre jedoch geradezu Notjahre) der Rechnungstaler, Roggenmehl gegenüber, ohngefähr die Kaufkraft von 5,77 Mark in den Jahren 1884—1893 hatte; ein Gehalt von 150 Talern also die Kaufkraft von 865½ Mark. Gegenüber Schweinefleisch in den gleichen Jahren die Kaufkraft von 10,72 Mark, also der bewußte Gehalt diejenige von 1608 Mark. Die Bemessung der „Kaufkraft" an einzelnen Waren gibt unvollständige Vorstellungen, wie man sieht. Man kommt dahin, sie an einem geeignet komponierten Inbegriff von Dingen messen zu wollen, etwa an einem „Budget". Aber welchen Inbegriff von Bedürfnissen sollte man bilden können, den es vernünftig wäre zugleich bei einem Kommis des 17. wie bei einem solchen des 19. Jahrhunderts vorauszusetzen? Die Aufgabe aller einschlägigen Untersuchungen bleibt es, in beharrlicher Detailarbeit zu ergründen und schildernd darzulegen, über welche Gütermassen in alter Zeit eine Geldsumme verfügte und mit welchen Opfern letztere erworben wurde; mit diesem Verhältnis ist dann freilich zu vergleichen das entsprechende Verhältnis in neuer Zeit, ein Vergleich, der aber nur in ganz einzelnen Partien einen zahlenmäßigen Ausdruck finden kann[1]). Die Suche

[1]) Der Autor dieser Zeilen hat sich über die obigen einschlägigen Fragen mehrfach in Vorträgen im Freien Deutschen Hochstift, dem Verein für Geschichte

nach der exakten „Kaufkraft“-Bemessung gehört zu jenen unglückseligen „Steinen der Weisen“, von denen einmal G. F. Knapp bei einer andern Gelegenheit gesprochen und von welchen jede Wissenschaft sich zu befreien hat.

Hier einige wenige Löhne aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zur Gegenüberstellung. Der Lohn einer Köchin betrug — wenn es hoch kam — in Frankfurt 14 bis 15 Gulden jährlich, eine Waschfrau bekam 16 Kreuzer, also 0,266 Gulden täglich. Ein häufig vorkommender Lohn von Tagelöhnern ist 1/3 Gulden (ein „Kopfstück“) nebst Kost per Tag[1]).

Zur Beurteilung der Frage, wie weit ein lediger Kommis mit seinem Gehalte reichte, ist eigentlich die Kenntnis des Kleidungsbedarfs weitaus das Wesentliche: Nahrung und Wohnung wurden vom Prinzipal geliefert und die neben der Kleidung zu bestreitenden Ausgaben nahmen einen sehr geringen Teil des Budgets in Anspruch. Ich habe Grund zur Annahme, daß ein jüngerer Mann aus sehr wohlhabendem Hause um die Wende des 17. Jahrhunderts etwa 50 Gulden jährlich für Kleidung ohne Schuhwerk brauchte, für Schuhwerk etwa 10 Gulden.

Ergötzlich ist Münchs Erzählung von der komplottierten Reise nach Westindien und von deren Scheitern. Die Verschworenen fallen voneinander ab und wenden sich anderen „westindischen Reisegefährtinnen“ zu. Unserem Münch wird durch die Vermittlung des Stadtschreibers Itter dessen Schwägerin Anna Margaretha geborene H e r m s d o r f f, Witwe und Mutter dreier Söhne, als Gattin zugeführt. Sie war die Tochter des Buchhändlers Christian Hermsdorff von Rochlitz in Meißen, der sich in Frankfurt niedergelassen und 1653 daselbst Bürger geworden war. Sie heiratete 1687 den Bürger und Handels-

und Altertumskunde in Frankfurt a. M. und der Société d'Economie sociale in Paris (s. u. a. Korr.-Blatt der Westd. Zsch. f. G. 1890, 28 ff.; Reforme sociale, Paris, février 1890) ausgesprochen. Hoffentlich wird es ihm vergönnt sein, die mühevollen Untersuchungen über Geldverkehr und Lebenshaltung, mit welchen er nun schon seit Jahren beschäftigt und die ihn auch auf den „Münch“ geführt, in nicht zu langer Zeit wenigstens teilweise veröffentlichen zu können.

[Anm. d. Herausg.: Vergl. hierzu das in meiner Anmerk. auf S. 27 Gesagte.]

[1]) Anm. d. Herausg.: An dieser Stelle bereits mag bemerkt werden, daß diese Angaben hauptsächlich aus Haushaltungsbüchern Frankfurter Patrizierfamilien des 17. und 18. Jahrhunderts stammen. Diese Haushaltungsbücher, die sich im Frankfurter Stadtarchiv befinden, sind von Schnapper-Arndt in fachkundigster Weise bearbeitet worden und sie bilden den Ausgangspunkt seiner umfassenden wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen, auf die oben, wie auch schon in anderem Zusammenhange, mehrfach hingewiesen wurde.

mann Andreas Mühl, den Sohn des Gold- und Silberschmieds Mühl in Nürnberg und Schwager des auch außerhalb seines Geburtsorts bekannt gewordenen Kaufmanns, Dichters und Schriftstellers Andreas Ingolstätter. Bei diesem brachte Münch die drei Stiefsöhne Mühl zuerst unter; nachmals dürften sich dieselben wohl alle in Frankfurt als Handelsleute niedergelassen haben; wenigstens ist dies von dem jüngsten bezeugt. Von Ingolstätter heißt es, daß er in bürgerlichen und Privatstreitigkeiten das Orakel seiner Zeit gewesen sei. Er war Mitglied der Blumengesellschaft unter dem Namen Poliander, Verfasser von Kirchenliedern, theoretischer und praktischer Sozialpolitiker[1]). Auch mit dem Arzte Peter Theodor le Cerf aus Caen, der damals noch in Darmstadt wohnte, wurde Münch durch die Heirat verschwägert.

Gelegentlich der Erwähnung seiner Hochzeit gibt uns Johann Philipp von dem Wohnhaus seiner Eltern Kenntnis: es war ein Haus neben dem „gulden Ring" auf dem Roßmarkt. Der Nothelfer Battonn belehrt uns, daß die beiden Häuser Lit. F. No. 106 und 107 den goldenen Ring bildeten und aus Krug folgt, daß Lit. F. No. 108, also das nebenanstehende Haus, mit Am Salzhaus No. 5 nach der neuen Nummerierung identisch war. Die Häuser am Salzhaus werden überhaupt in älteren Kaufbriefen „nicht anders als am Roßmarkt beschrieben".

Wenn Johann Philipp sein Tagebuch in höherem Alter wieder einmal vorgenommen hätte, so würde er gar viel haben berichten müssen ... wenig wahrscheinlich von glücklichen und unglücklichen Fahrten in fremden Landen, aber um so mehr von Freude und Trauer im engen Kreis, von getäuschter Hoffnung gegen das Lebensende hin.

Ohngefähr drei Jahre nach dem Tode seiner Anna Margaretha am 20. Juli 1699 heiratete der 36jährige Münch zum zweiten Male. Seine Frau ist Maria Salome, Tochter des Handelsmanns Ludwig Lang, der früher in Straßburg gelebt und sich nun in Frankfurt als Beisasse niedergelassen hatte. Genau so lang währt dieser Ehebund wie der des Vaters Johann Matthäus, nämlich vierzig Jahre; einen „sonderbar erfreulichen und seeligen" hat ihn Münch genannt in der einzigen, frühen Aufzeichnung, die sich auf ihn zu beziehen scheint[2]). Auch kaum weniger reich ist der Kindersegen, so reich, daß bei Anmeldung des letzten Kindes der Vater selbst irre geworden: „Johann Christian als der Mutter 14tes Kind erster Ehe, des in

[1]) Vergl. Roth II, 62; Wills Gelehrtenlexikon, auch die Deutsche Biographie.
[2]) S. unten.

der andern Ehe lebenden Vaters aber 16tes" heißt es im Kirchenbuch; es war aber Johann Christian der Mutter fünfzehntes Kind. Maria Salome beschenkte den Gemahl mit acht lebend geborenen Knäblein und ebensoviel Mägdelein, rüstigen Sprößlingen obendrein, denn nicht gar viele scheinen im eigentlichen Kindesalter dahingerafft worden zu sein, sogar die Zwillingsmädchen Susanne und Kunigunde erreichen fast das 30. Jahr.

Lange Jahre hindurch muß Johann Philipp der Kaufmannschaft obgelegen haben; auch die Söhne, soweit sich mir das ergab, hat er dem Handelsstande bestimmt. Der älteste, Johann Matthäus, trat bei dem Stiefbruder Joh. Christ. Mühl in Frankfurt als Lehrling ein.

1721 wird Johann Philipp genannt „Bürger und Handelsmann in dem Hochadel. Gan-Erbhaus zum Vornfleck". Geschäft und wohl auch Wohnung befanden sich also in dem bekannten „Steinernen Hause" auf dem Markt. Aber Münch starb nicht als Handelsmann: das Glück scheint ihm nicht gelächelt zu haben und er ist trotz seiner emsig gesammelten Kenntnisse in seinen materiellen Verhältnissen immer mehr zurückgegangen. Im Schatzungsregister 1701/2 auf fl. 5200 veranlagt, erscheint er 1724/27 auf fl. 1000 und nachmals noch weiter herabgemindert. Der Nachkömmling zweier Ratsherren starb, über 80 Jahre alt, als kleiner städtischer Beamter am 5. September 1743, „Bürger und Handelsmann, seithero aber in hiesiger Stadtwag gewesener bürgerlicher Gegenschreiber" meldet das Totenbuch.

Hoffentlich hat den Greis in seiner bescheidenen Stellung jene gute Laune nicht so ganz verlassen, mit der uns nun der Mann von den 14 Wanderjahren seiner Jünglingszeit berichten wird.

1.

Anno 1663[a]) den 31. May alß Sontag Abends zwischen fünff und sechs Uhr bin ich Johann Philipps Münch von vorstehenten meinen lieben Eltern auf dieße vergängliche Welt erzeugt und gebohren worden, welche mich auch in damahliger gewöhnlichen Zeit meinem Herrn Jesu Christo vortragen und durch Empfahung der heyligen Tauff der christlichen Kirche und Gemeinte einverleiben laßen.

a) Blatt 12 des Ms. Vorher Titel (Blatt 1) und ein unausgefülltes Schema zu genealogischen Notizen (siehe Einleitung). — Weitere genealogische Notizen Bl. 30—31 (s. unten).

Wobey vor mich das Wort gethan und vor mich geredt[a]) und geantwort Herr Johann Philip Walter alß meiner lieben Mutter — — — —[b]) Bruder[1]). Gott seye ewig Lob und Danckh gesagt, daß er mich durch dieß heylige Badt[c]) zu seinem Kindt auf- und angenomen und die ewige Seeligkeit durch Christum versprochen hat. Dan Alle die getaufft sind, haben Jesum Christum angezogen. Ich bin getaufft, das ist mein höchster Trost zu aller Zeit in allem Kreutz und Traurigkeit. Habe alßo meines Herrn Petters Nahmen zum Zeugnus meiner heyligen Tauff bekommen.

2.

Anno 1680 die Herbst-Meß bin ich auf Gutfinden meiner lieben Eltern in meine erste jungen Jahren bey Herrn Frantz Breßler nach Straßburg verobligirt worden, welcher mich dan auch selbst in selbiger Meß auf seiner Heimreiß zu Pferdt mit sich genomen hat. Weilen er mich nun alzu streng hielte, auch bei ihm wenig mehr zu sehn war, weilen schiene seine Hundlung den Krebsgang ginge, alß haben mich meine liebe Eltern auf Gutfinden Herrn Johannes München[2]), welcher dazumahl alß Buchhalter bey Frau Kniebßin Wittib in Diensten stunde, wiederumb nacher Hauß beruffen. Habe alßo meine Rückhreiß nach dem Neuen Jahr Anno 1681 15 Mertz wieder angetretten, alßo bey meine erste Handlungs-Dienste — Gott erbarm es! — schlechtes Glückh verspührt. Doch schiene es, alß ob[d] Gottes Wille mich so geführt hat, wie dan einhalb Jahr nach meiner Ab-

a) Mſ. gered.

b) Die Gedankenstriche bedeuten Lücken im Mſ.

c) Das Mſ. wiederholt hier das Wort „mich".

d) Mſ.: alſo ſtatt alß ob.

[1]) Ein Johann Philips Walter, J. U. L., Bürgersohn, wurde 1. Nov. 1703 Bürger: von einem Johann Philipp Walter, welcher der Zeit nach unseres Münch Pate sein könnte, habe ich in den amtlichen Büchern nichts gefunden. Die Verwandtschaft ist vielleicht die folgende: Die Mutter der Anna Margaretha Münch geb. Ulmer (Stammtafel I, 2) mit Vornamen Elisabeth war dreimal verheiratet, das dritte Mal mit Ulmer, das zweite Mal aber mit Martin Walter, Bierbrauer aus Thüringen. Martin Walter war also einer der beiden Stiefväter von Joh. Philipp Münchs Mutter und Münch hätte die obige Stelle vielleicht ausschreiben müssen „meiner lieben Mutter Stiefvaters Bruder". Doch könnte die Sache auch noch verwickelter oder ganz anders liegen; zweifelnde Genealogen laden wir zu weiteren Nachforschungen freundlichst ein.

[2]) Ein Johannes Münch, Bürgersohn, Würzkrämer, wurde 18. Sept. 1663 Bürger.

reiß mein liederlicher Patron ein bößliches Falliment begangen, so ihme doch nicht glückhen wollen, wie er sich vielleicht eingebiltet hat. Dan er wurde gleich darauf in Thurm gelegt und alßo schimpflich mit ihme verfahren worden. Ueber welcher Melancolie er entlich seinen Geist aufgeben. Gott wolle seiner Seelen gnädig sein und an jenem Tag unter die Zahl der Außerwehlten komen laßen. Amen.

3.

Von selbiger Zeit bin hernach nach Nürnberg in meine Lehrjahr getretten und Anno 1682 pr^o Januarii mich in die Hanß Maulische Seel. Handlung vor einen Jungen verobligirt, in welcher mir das Glückh auch nicht favorisiren wollen. Dan alß ich meinte, ich stunde nun gar fest, starbe mir mein Ober-Patron, der wohledelgebohrene und gestrenge Herr Leonhard Führer, damahliger Stattrichter, deme auch seine Liebste acht Tage hernach auch seelig, zwar alle Beide in hohem Alter, gefolget ist. Weilen nun gemelte Frau Führerin seelig dieße Handlung von ihrem Vetter Herrn Hanß Maul seelig völlig geerbet hatte, alßo fiele[a]) sie auch wiederumb auf ihre Herrn Söhne und Tochter nahmens Juncker Moritz [1]) alß Rats-Verwandter und Junckher Hanß Leonhard [2]), dann Frau Holtzschnerin [3]), welcher Junckher damahls Pfleger im Pfandt-Hauß war. Weilen nun Herr Georg Schubbart in dießer grosen Handlung seine Lehrjahr erstanden, auch darin einige Jahr Diener geweßen, alß haben ihme gemelte Herrn Erben nach Absterbung Herrn Hanß Maul seelig vor ihren Complimentär angenomen und jährlich ein Salarium von 1000 Reichstaler zugelegt mit Bewilligung sein aigen negotium dabey zu führen. Welcher Herr Schubbart dan auch seine Stelle biß bey Absterbung gedachten Tit.[b]) Herrn Führern glückhlich geführet, deßwegen ihme dann auch die gestrengen Herrn Söhne dieße Handlung de novo anvertrauet, mit den Conditionen, wie er es bey seinem vorigen Patron auch genoßen.

Weilen ich nun bey Absterbung meines alten Patrons eine neue Logirung benöthiget[c]) ware, alß stelten mir es die Herrn Erben frey,

a) Mſ.: viele.
b) Nicht ganz deutlich im Mſ. c) Mſ.: benödiget.

[1]) Johann Moritz, geb. 1651.
[2]) Soll wohl Christoph Leonhard heißen; Christoph nicht Hans Fürer hieß in der Tat der damalige „Oberpfleger des Leyhhauses“.
[3]) Helena Elisabeth, verheiratet seit 1674 mit Sigmund Elias Holzschuher. — Vgl. Biedermann a. a. O.

ob ich bey ihrer Einen, oder zu Herrn Schubbart ins Hauß wolte. Habe ich Herrn Schubbarts Logiment erkießet, da ich dan auch nach allem Contentement bin logirt und mit Speis Noturfft gantz genüglich gehalten worden. Allein solches dauerte auch nicht lange. Dan mein Herr Schubbart hatte einen Sohn, nahmens Johann Gabriel, der war unter dem Nürnberger Statt-Kürassier[a]) Regiment unter Compagnie von Junckher Greff[1]) Cornet, unter welcher Stelle er auch das Glückh gehabt Anno 1683[b]) die Statt Wien zu entsetzen. In welcher Campagne die meiste Manschafft im Felt kranckh worden; er aber ist allezeit frisch blieben. Alß er aber nach Hauß kam, legte sich acht Tag hernach sein Knecht und Pferdts-Jung an der ungarischen Kranckheit zu Bett[c]), nach ihnen folgte ihr Herr, der Cornet, seine Jungfer Schwester Anna Magdalena, welche Jungfer Hochzeiterin mit Herr Matth[2]) ware: dießer legte sich auch selbiges Tags in seinem Hauß bey Viatiß[3]). Nach denen legte sich mein Herr Schubbart, ich, seine Haußfrau und unser Magt, so daß nun von Zeit acht Tag unser gantzes Hauß an der ungarischen Kranckheit lag und Eins mehr dan das Andere fabulirte[d]). Solches aber werete nicht lang. Dan Gott machte Enderung. Dan in Zeit von 14 Tag, starb Herr Matth, seine Liebste — Jungfer Schubbartin — der Cornet Schubbart und entlich mein lieber Herr Schubbart selbst, welches in Wahrheit ein großer Fall war, indeme in Zeit von 14 Tage unser halb Hauß außgestorben. Weilen nun mit Verliehrung unsers Complimentärs die Handlung nicht wohl mehr an Andere zu über-

a) Courassier.

b) Ursprünglich Lücke; später von Münchs Hand irrtümlich eingetragen 1682. c) Mſ.: Beth. d) Mſ.: vabulirte.

[1]) Undeutlich im Mſ.

[2]) Roth erwähnt einen Anton Matth, Genannten und Assessor am Banco publico 1653, und einen Genannten Joh. Andreas Matth, geb. 1625, † 1663. — Nachsuchungen über mehrere der hier erwähnten Persönlichkeiten sind, wie mir das k. Kreisarchiv (dem ich mehrere freundl. Mitteilungen verdanke) schreibt, dadurch erschwert, daß eine Reihe Totenbücher, darunter das von 1683, in Abgang gekommen.

[3]) Unter dem Viatis'schen Hause ist ein von Mitgliedern der berühmten, aus Venedig nach Nürnberg gezogenen Kaufmanns-Familie erbautes oder innegehabtes Haus zu verstehen. Ein großes und kostbares Wohnhaus an der Museumsbrücke, sowie das heute als „Pellerhaus" bekannte schöne Gebäude am Aegidienplatze rührten von den Viatis her. Vgl. Roth I, 389, II, 107 f. Joh. Andreas Matth (s. o.) war ein Schwiegersohn des Bartholomäus Viatis. (Priem, S. 221.)

laßen ware, als resolvirten die Herren Erben zum Verkauff der Handlung, welche dan unter die Reformirte komen und hats entlich Einer nahmens Hartisan[1]) bekomen. Wie es nachgehents damit gangen, ist mir unbewust.

4.

Anno 84 30. August reißete ich in Gottes Nahmen wiederumb nacher Hauß, und alß ich alhier glückhlich arrivirte, ersuchet mich Herr Jacob Herff[2]) nunmehr seelig, ob ich nicht zu Cassel bey Herrn Johann Balthasar Eberharts seel. Wittib Galanterie-Waaren Händlerin Condition alß Diener nehmen wolte. Weil es nun meine liebe Eltern zufrieden, alß acceptirte solche Condition, so ich auch zwey Jahr laut mein Abschiedt ehrlich servirt. Reißete alßo Anno 85 Oster-Meß von hier dahin.

Anno 87 5. Januarii kame wieder von dar nacher Hauß, und weilen dazumahl Herr Johannes Schickh in Maintz eines Dieners benöthiget[a]) ware, so nahm ich bey selbigem in Nahmen Gottes Condition, so ich auch anno 87 in Oster-Meß angetretten. Weilen aber bey diesem Patron nicht sonderlich in Negotiis[b]), sondern bloß in Wein[c]) und Spedition, so mir doch nicht sonderlich nützlich zu sein erachtete, alß ersuchte ich Herrn Vetter Peter Münch[3]), er solte vor mich eine Condition unter Landts alß in Cöllen und dergleichen suchen. So er auch gethan und mich zu Herrn Davidt van den Enden seel. in Condition unterbracht. Weilen aber dießer ein rechtes Contrefait eines Ertzschabhalßes[4]) und Hungerleider[d]), ob er gleich ein Junger-Gesell von 70 Jahren von grosem Reichthum ware, sein meinstes negotium auch bloß in Wexel bestunde[e]), so ich zwar niemahls recht practicirt, er es doch Alles auf Exacte von mir erzwingen wolte, so ware mein Bleibens da nicht. Dannoch habe mich

a) Mſ.: benödiget. b) Mſ.: negoty. c) Mſ.: Weyn.
d) Mſ.: Hungerleitter. e) Mſ.: in Wexell bestunden.

[1]) Die Schreibart scheint unzweifelhaft, doch ist der Name nicht ermittelt.

[2]) 1675 wird dem Jakob Herff, Bürger und Handelsmann, ein Kind getauft. — 23. Aug. 1694 zahlen die Kinder eines verstorbenen Jakob Herff die Schatzung mit 51 fl. p. a. — Siehe auch Lersner, II b, 132.

[3]) Peter Münch jun., ein Sohn des Christoph Münch. (Tafel 1, 8). Derselbe heiratete 20. Juni 1702 die Maria Catharina Sparr, Tochter des Apothekers zum weißen Einhorn, Johann Heinrich Sparr.

[4]) Mſ.: Ertzschabhaltzes, „Einer der den Hals nicht voll genug bekommen kann“ „Lasset die alten Schabhälse geitzig sein“ (Simpl. cit. Grimm).

einen gantzen Winther durch bei ihme in groser Hungersnoth aufgehalten und entlich bei ihme anno — — Abschiedt genomen. Ja, er war nicht einmahl so discret, daß er mir ein Recompens vor dießes Jahr geben hette! Dieße Ehre ist mir entlich in Cöllen wiederfahren. Dan wie sich die Frantzosen in Bonn[a]) 2 Meylen ober Cöllen in Guarnison befunden und einen Anschlag auf Cöllen hatten, da muste die junge Mannschafft, so sich dazumahl über 12000 Mann befunden, das Gewehr ergreiffen und würckliche Soldaten-Dienste thun. Weilen nun die Franckfurter[b]) wegen ihres guten Soldaten-Exercitii in Cöllen vor Andern den Vorzug hatten, alß wurde ich von damahlige Kriegsherrn alß Deputirte des Stattraths zum Fendrich unter den jungen Leuth gemacht. Und ob mich gleich deßen sehr weigerte, vorgebent ich könte dem Commando alß eines Herrn Bedienter[c]) (der mich ohne deme lieber im Contoir alß auf der Wacht gesehen), nicht abwarten und wolte ich lieber der Compagnie, welche in 800 Kopff bestunde einen Recompens geben, wan sie iemandt anders vor mich erkießen wolten (deren es ohnedem genug gab, die sich wegen dieser Ehr noch was hetten kosten laßen), halffen meine Excusen mich nicht[d]): ich muste zu meinem Fändlein schweren. Allein Gott hat's gewendt, daß wir junge Leuth balt zu Hauß blieben, indeme wir biß 13000 Mann Auxiliar-Völckher in Guarnison bekomen, so Alles geendert. Und weilen ich bey Anfang der Belagerung Bonn meine Dienste quittirte und vor mich alß ein Freyherr lebte, so fande bey mir gut zu sein eine Tour nacher Hollandt zu thun. Und weilen eben ein junger Arentz von Oldenburg in Diensten bei Wittib Schönebrockh[1]) in Cöllen zu Amsterdam was zu thun hat[te], tractirte ich mit ihme, daß er mich hieunter nehmen thete, so er auch gethan, und gabe ich ihme 12 Reichsthaler in specie. Davor mußte er mich franco hin und herschaffen, wie auch in Amsterdam Logiment und Kost frey, auch was in Amsterdam Notables zu sehen sein mögte, mich auf seine Kosten Alles zuweißen. So er auch redlich gehalten,

a) Ms.: in Bonn, sage Bonn.

b) Frankfurt, Frankfurter im Ms. immer geschrieben Ffort, Fforter.

c) Bedienten.

d) Ms.: „allein meine Excusen halffen mich nicht"; dieses unabsichtliche Anakoluth ist aus dem ohnehin langen Satze der Deutlichkeit halber beseitigt worden.

[1]) Nach gef. Mitteilung des Kölner Stadtarchivs kommt dieser Name im ältesten Adreßbuche der Stadt nicht mehr vor.

dan ich bin versichert, were ich vor mich geweßen, es hette mich wenigst noch einmahl so viel gekostet.

5.

Anno [a]) — — — seint wir wieder in Cöllen arrivirt und weil nicht leicht marode herumgehen wollen, so habe anno — — — [a]) meine Reiß wieder zu Hauß zu Landt durch das Sauerlandt gethan und den — — — Gottlob wieder zu Hauß arrivirt, aber so außgehungert, daß mich meine aigene Leuth nicht mehr gekannt haben. Ware alßo nöthig [b]) mich wiedernmb ein wenig zu mesten, damit mich wiederumb bei Ehre-Leuth dörffte sehen laßen. Weilen ich aber das Müßiggehen nicht gewohnt ware, so habe mich wiedernmb umb neue Condition beworben, aber vergebens, indeme sie sehr rahr waren. Weilen aber einige gute Freunde alß Frau Gebhartin [1]), Herr von Schelen [2]) Jungfer Tochter, Herr Hopffer von Venedig, Herr Peter Münch [3]), meine ältere Schwester Anna Margaretha [4]), der junge Hanß Peter Thielen [5]) Willens waren eine Spatzier-Reiß nacher Hollandt zu thun, resolvirte ich auf Gutheißen meiner lieben Eltern mit dieser Compagnie wieder fort zu reißen, ob vielleicht unterwegen oder [in] Hollandt, Hamburg, Bremen eine Condition antreffen mögte.

Seint also zu Waser Anno 1690 den 1. August alhier abgereist und den 10. ditto in Amsterdam arrivirt. Die gantze Compagnie vertheilte sich zu ihren Freundten, ich aber bey Frau Foury einer Wittib von Heydelberg logirent in Kost à 7 Gulden holländtisch per Woch, alß des Tags zwey Mahlzeiten, Logiment und Bett, bey welcher ich den jungen Georg Hendrich Sparr [6]) und andere Hochdeutsche mehr antraffe, so daß recht wohl logirt ware. Allein weilen ich mein Zweckh in Findung einer Condition nicht fande, so resolvirte meine Reiß durch die See nacher Hamburg zu nehmen. So ich auch an-

a) Zu ergänzen wahrscheinlich 1689 b) Mſ.: netig.

[1]) Ein Gottfried Gebhard, Handelsmann aus Breslau, wurde am 7. Juli 1683 Bürger, ein Joh. Christoph Gebhard, verheiratet, aus Eisleben am 4. Juni 1685.

[2]) Keine Anhaltspunkte gefunden.

[3]) S. oben und Stammtafel I, 12.

[4]) Stammtafel I, 15.

[5]) Wahrscheinlich der nachmalige Handelsmann Joh. Peter Thielen, getraut 3. Okt. 1698, ein Sohn des nach Stricker 1666 an der Pest gestorbenen Physikus ord. Dr. med. Gerhard Thielen.

[6]) Mſ.: Spaar, was aber jedenfalls unkorrekt. — Ein Handelsmann Georg Henrich Sparr, Sohn des Bürgers und Handelsmanns Joh. Philipp Sparr, wurde 8. Januar 1701 getraut.

getretten adi 17. Augusti Anno 90 mit [Capitain][a]) Carsten Everzen von Hamburg, welcher noch selbige Mitternacht gegen 1 Uhr des Nachts von Amsterdam abgesegelt. Weil wir aber stets[b]) contrary-Windt gehabt, daß die meinste Zeit laviren musten, alß seint wir erst den 28. August in Vlieland[1]) arrivirt, da wir eine gantze Flotte von 130 Schiff und 2 Convoyers angetroffen. Des andern Tages machten die [Capitaine][a]) Cameradtschafft und den 30. ditto begaben wir uns in die See. Hatten aber eben wohl contrary-Windt mit Donner gleich vorher, so daß die Flotte nicht lang zusamen halten konten, sondern wurden balt von einander verschlagen. Und weilen eben Kundschafft kam, daß vier Frantzösische Capers vor der Elbe lagen, so auf die Retour-Cronlandts-Fahrer wartete[n], welche in unser Flotte mit zwantzig Schiff begriffen waren[c]), alß ware unserm Capitain nicht wenig bang, daß uns etwan auch das Unglückh mit treffen mögte, zumahl unser Flotte gantz zertrent, auch wegen grosem Sturm unsern Haubt-Mast verlohren hatten. Dan alß wir im Gesicht von Heylig-Landt ware[n], kam ein Caper von der Seiten und suchte ein Schiff, so weit zurückh ware, weg zu schnappen. Allein weil es mit einige Schuß Loßung gab und die Convoyer umb Hülff anrieff, so drehete[d]) sich sogleich der Hamburger Convoyer und nahm sein Cours recht auf den Caper. Allein dießer erwartete ienen nicht, sondern gabe die Flucht. Weil ihme aber auß Unvorsichtigkeit ein Boot ins Waser fiel, muste er es dahinden laßen, welches unserm Convoyer zur Beuthe kam. Allein dießes machte sich der Caper wohlbezahlt, indem er vor der Elbe vier der Cronlandts-Fahrer in seine Klauen bekam, welches ihr Unglückh ware, daß sie ein Tag ehender dan wir vor die Elbe kamen. Dan alß wir kamen, hatten die Caper[e]) sich bereits salvirt, so uns recht lieb ware, daß wir unsere Haut gantz davon brachten.

6.

Seint alßo nach außgestandener schwerer Reiß den 15. September in Hamburg arrivirt und habe mein Logiment bei Herrn Marx Friedrich Stenglin genomen. Allein ich ware in Hamburg nicht

a) Dem Sinn nach ergänzt an Stelle eines mir unverständlichen Abkürzungs-Zeichens. b) Ms.: stehts. c) Ms.: begriefen ware.
d) Ms.: drähete. e) Ms.: sie.

[1]) Ms.: Flieelandt. — Eine der Inseln, welche den Zuidersee von der Nordsee trennen.

glückhlicher dan in Amsterdam. Es presentirten sich zwar einige scrupslose Conditiones, solche aber habe nicht acceptiren mögen.

Weilen mir nun in Bremen Hoffnung zu einer Condition gemacht wurde, so resolvirte hienüber zu reißen. Habe alßo meine Reiße auß Hamburg nach Bremen in Fracht per Reichsthaler $2^1/_2$ den 22. November umb 11 Uhr Vormittag angetretten und den 24. ditto daselbst glückhlich arrivirt. Mein Logiment nahme wegen Menage auf dem Teerhof[1]) gegen Bremen über, wo die Schiff gebaut werden, bey einem Kammacher von Nürnberg, Meister Hieronimus Beyr, in wochentlich Kost und Logimentgelt $1^1/_2$ Reichsthaler. Das Logiment war blutschlecht, kalt, ohne Fenster, das Bett[a]) aber ware noch geringer, unten ein Strohsackh, oben ein wullen Deckh. Mein[b]) Schlaff-Cameradt aber ware ein gantz grindigter[c]) Kammacher-Gesell. Doch hat mich der liebe Gott vor dießer juckende Kranckheit bewahrt. Was thut man nicht der Menage halber!

Im Darseinde verheurathete sich mein gar guter Freundt nahmens Andres Messerschmidt mit einer Bremer Jungfer von zimliche Mitteln. Hat mich also auch darauf invitirt, der[d]) ich dan auch, zwar mit schlechtem Contentement, beygewohnt. Dan die Mahlzeit ware in keinem warmen Logiment, sondern im kalten Hauß-Ehren[2]): daselbst wolte mir das Eßen wegen alzu groser Kälte nicht schmeckhen. Entlich gab man uns unter den Tisch Kohlfeuer zu wärmen. Weil ich nun ein solches ungewohnt, so muste es auch mein armer Kopff erfahren. Der Trunckh ware Bier und der Wein Brandt-Wein und einige Pfeiffe Tabackh[e]).

Die Conditiones waren auch sehr rahr, deßwegen ich keine bekomen. Es wurde mir zwar eine Condition bey einer ledigen Jungfer, so mit Tabackh starckh negotiirte, offerirt, auch ein gutes Salarium versprochen. Allein weilen dieser Persohn Nahmen nicht allzu reputirlich ware wegen ihres stettes Conversirens, so habe mich dießer Condition und Hauß gantz entschlagen. Weil nun auch kein Apparent eine Condition zu erhalten vorräthig ware, so resolvirte meine Reiß nacher Hauß zu nehmen.

a) Ms.: Bet. b) Ms.: Mit. c) Ms.: krindigter.
d) Ms.: derer.
e) Im Ms. noch „und pat." (Abkürzung für Patisserie?)

[1]) Theerhof, an der Spitze des Werders gelegen, welcher die Weser von der kleinen Weser trennt. Jenseits des Werders und der kleinen Weser heute die Neustadt.

[2]) D. i. Hausflur. Siehe Grimm bei „Hausähren".

Indem ich nun im Abschiedt-Nehmen meiner Freundte begriffen[a]) ware, so kombt obgemelter guter Freundt Messerschmid zu mir, sagende sein Herr Vetter Heinrich Huppeden in Münden bey Cassel habe ihme gemelt, wan er einen capablen[b]) Diener wüste, solte er ihm solchen recommandiren, allein das Salarium würde nicht gar hoch sein. So er mir dan auch vorgetragen mit ferner Offerirung, ich solte meine Reiß dahin nehmen, er wolte machen, ob wir gleich nicht zusamen accordiren würden, so solte mir dennoch sein Herr Vetter meine Reiß-Unkosten bonificiren. Weilen ich nun ohne deme meine Hauß-Kehr-Reiß vorgenomen hatte, so ließe mich auch so eher dazu bequemen.

Weil nun diese Messerschmits Junge-Frau auch ihres Mans Freundtschafft gern gekant hette, truge sie ihme vor, er mögte ihr erlauben mit mir in Compagnie nacher Münden zu reißen. So er auch gleich Willens ware, mir alß seinem Hertzens-Freundt seine Liebste zu vertrauen. Weilen er aber selbst Nothwendiges zu Cassel zu verrichten hatte, wohin er im Frühling reißen muste, resolvirte er entlich selbst in Compagnie mit zu reißen, so mir auch desto angenehmer ware.

Ehe wir aber auß Bremen reisten, bekome ich Briefe von Herr Vetter Berlin[1]) auß Nürnberg, worin er mir eine gar gute Condition in Regenspurg bey Herrn Hanß Christoph Dallnsteiner offerirt, auch so gleich meine Reiß-Unkosten von Bremen per Regenspurg versprechen thut, so mir nun gantz angenehm ware und sage[c]), daß mich der liebe Gott mit Gewalt des Müßiggangs entledigen wolte, welches ich auch gantz müde ware. Ob mir nun gleich die Regenspurger Condition gar sehr recommandirt war, so nahme mir doch vor die Mündische Condition zuerst zu versuchen umb zu sehen, ob mit einander einig werden könnten. Were es dan nicht, so hette ich dannoch eine Zeit außgeruhet und des Landts Arth erkant.

7.

Bin alßo in Compagnie obigs Mans und Junge-Frau den 28. Januarii Anno 91 in der gröste Kälte auf einem Ordinari[d]) Bauers-Laiterwagen auß Bremen gereist in Fracht à 3 Reichsthaler per Per-

a) Ms: begriefen. b) Ms.: cabalen.
c) Kann auch s a h e heißen. d) Ms.: Ordinarii.

[1]) Roth erwähnt einen Wilhelm Gerhard Berlin, geboren 1661 zu Heilsbrunn, Genannter 1695, gestorben 1735.

sohn biß Minden in Westphalen[a]), daselbst wir den 30. ditto arrivirt seint. Von dar musten wir einen gleichen Wagen nehmen biß Münden in Fracht zusamen à $10^1/_2$ Reichsthaler. Den 1. Februar haben wir Hameln passirt und den 4. ditto in Münden arrivirt, da ich dan mein Logiment bei gemeltem Herrn Huppeden genomen.

Auf dießer Reiß haben auch wegen der alzu grosen Kälte und viele Wölffe in Waltungen viel leiden müßen. Ja, die Kälte ware so groß und dauerte[b]) so lang, daß ich auch das Wilt in Parteyen todt im Walt liegent funden, so Einen recht gedauret hatte. Dan hat uns ein Man von dem Closter Corvey auß einen unrechten Weg im Walt gezeigt, so daß wir bey der Sonne Untergang auf ein Holtzweg gerathen. Alß wir nun meinten, weil dießer Weg lang dauerte[c]), siehe, da stackhen wir am Endt des Wegs und Nachts 1 Uhr über manshoch im Schnee und mitten[d]) im Walt, daß uns einseit die grose Kälte und anderseits bey 10 Wölffe groß Drangsall anthaten[e]). Wir spanten entlich 2 Pferdt auß dem Wagen in Meinung ein guten Weg außzuspühren. Allein umbsonst — dan ich fiel mit dem Pferdt fast birckentieff in Schnee hienein, daß ich über zwey Stundt zu thun, ehe mich und das Pferdt auß der Gefahr der Wölff errettete. Wie ich nun herauß und wir sahen, daß nicht weiter zu endern[f]) ware, musten wir wieder unsern Rückh-Weg biß Corvey nehmen, da wir Mittags gespeiset hatten. Und dauerte mich nichts alß[g]) unser armes Weible, dan sie ware so steiff erfrohren, daß wir ein gantzen Tag zu thun hatten, biß wir sie wiederumb ein wenig erkoberten[1]). Ja dieße herte Nacht-Kälte hatte dießen paar junge Eheleute so zugesetzt, daß sie acht Tag hernacher in Münden ein grose Kranckheit mit Lebensgefahr außstehen musten. Mir aber, alß der ich bereits zimlich in der Welt herumbgereist ware, thate es Gottlob nicht das Geringste, so sie Beide verwunderten. Ja, ich glaube, wan ich auf dießer Reiß nicht were bey ihnen geweßen, sie weren beide vor Frost und Wölffs-Angst crepirt!

Alß mich nun bei meinem neuen Herrn funden, fande ich zwar zimlich zu thun, aber Alles in ordentlicher Confusion und fast kein Buchhaltens. Das macht, wan man Diener hat, die zu 20 Reichs-

a) Ms.: Westphahlen.
b) Ms.: thauern, tauern etc. c) sic. d) Ms.: miten.
e) Ms.: daten. f) Ms.: endtern. g) Ms.: alß daß.

[1]) „Sich erkobern, sich erholen“ — „als ich mich besser erkoberte“. (Simpl. K. 209 cit. Grimm.)

thaler das Jahr dienen! Ich machte mich hinter die Scripturen und brachte Alles auf das Einfältigste, alß es nur sein könen, in Ordnung, so meinem Herrn sehr wohl gefiel und [er hätte] gerne gesehen, wan ihme auf einige Jahr hette Dienste thun können. Allein weil ich ein junger Mensch, welcher selbst gerne noch was Rechts gesehen, auch die Regenspurger Condition ihren Fortgang gewann[a]), so war meines Bleibens nicht, sondern weil ohnedeme meine Gedanckhen im Reißen Plaisir funden, so machte mich wieder reißfertig.

Wie nun mein Herr den Ernst sahe, ware er in Wahrheit sehr betrübt und suchte, ob er mich behalten mögte. Ja, er bote mir entlich 80 Reichsthaler Salarii, so vor mir Keinem wiederfahren. Ja, alle Kauffleuthe, deren es über zehen nicht da gibt, verwunderten sich sehr hoch darüber, daß mir so viel Salarium geboten und ich doch nicht [im] Sinne hätte zu bleiben: darin könten sie sich nicht finden .... Alß ich hernach weg ware, so reuete es mich doch! Dan ich sande meine Regenspurger Condition in Effect nicht gleich mir einbiltete: ich[b]) fande zwar Arbeit Tag und Nacht mit weniger Ruhe, aber auch einen furieusen Herrn Kopff. Da aber hatte ich ein[en] sanfftmüthigen[c]) Herrn und durffte nur befehlen, was meinem Hertz gelüste, ware auch da mit die 80 Reichsthaler soweit komen alß da mit die 150 Reichsthaler. Aber es war geschehen! Bey dem Abschiedt gabe mir mein Herr[1]) meine Reiß-Unkosten und 20 Reichsthaler Recompens in lauter neue Rößles Gulden, so mich recht erfreuet hatte, nicht wegen des Gelts, sondern wegen guten Willen des Herrn.

Weil ich nun bey einige Monath zimliches Gelt verreist, so dänchte mich, ich müste[d]) nun auch wiederumb menagiren. Gabe alßo mein Reißkoffer auf die Fuhr und marchirte in Compagnie eines Franckfurter Kindts nahmens — — — per pedes apostolorum nacher Cassel und Franckfurt zu.

8.

Meine Abreiß war auß Münden den 4. Mertz und Ankunfft in Franckfurt den 12. Mertz. Alda thate ich ein wenig bey meinen lieben Eltern außruhen und den 5. Juny 1691 wiederumb von Hauß gereist über Nürnberg, den 15. ditto aber in Regenspurg glückh-

a) Ms.: gewan. b) Ms.: dan ich. c) Ms.: mütigen.
d) Ms.: miste.

[1]) Huppeden.

lich ankomen und meine Condition bey Herrn Hanß Christoph Dallnsteiner angetretten, welche Condition ich mit groser Beschwörnus von Arbeiten und beschwörlichen Reißen in die drey Jahr lang bedient. Were auch noch länger gerne gelitten[a]) worden. Allein ich funde einen Scrupel bey unser Handlung, so mir nicht gestatten wollen, länger zu bleiben. Dießer Patron hatte auch 4000 Man Kayserliche Völckher im Schwartzwalt stehent zu proviantiren, wozu wir nicht wenige Beschwörlichkeiten im Reißen hatten, biß wir alle Woche 1000 Centner Mehl und Haber zusamen brachten. Allein es muste doch sein. Absonderlich ginge es uns beschwörlich, als Anno — — die Theuerung so einreißen thate[1]) und wir überall das Korn wegnehmen thaten. Dießes gab ein solcher Haß von die Burger auf unser Hauß, daß sie auch einstens Willens waren unser Hauß zu stürmen, so auch würckhlich geschehen were, wan wir nicht Kayserliche und Churbayerische Salve-Guarde gehabt hetten. Gingen wir auß, so wolte man uns steinigen, so daß wir Alle, so im Hauß waren, unsers Lebens nicht mehr sicher waren. Ja, wan wir außgingen, so nahme ein Jeder einen Saibel und ein paar scharff geladene Pistole unter den Mantel umb in allem Fall sein Leben zu retten. Nun, umb diesen wüthenden[b]) Pöbel in etwas zu stillen, so thate mein Herr ein gutes Werckh: er machte seine Korn-Speicher auf und ließe einem ieden Burger, so viel er zur Haußhaltung brauchte, Korn vor das Gelt zumeßen, welches Ambt mir vertrauet ware. Darüber wurde uns die Burgerschafft gantz holt und hießen mein Herrn ihren Landts-Vatter. Ja, er thate auch dem gantzen Landt nachgehents viel Guts, dan er reißete selbst in Ungarn, kauffte alda viel Tausend Malter Frucht und führte es ins Landt und theilte es auß; ja, die Augspurger holtens mit grosen Wagen bey uns ab. Dießes brachte meinem Herrn ein grosen Nahmen, aber auch ein grosen Reichthum in die Cassa.

9.

In dießer meiner Dienstzeit bin ich dreymal auf der Reiß in der äußerste[c]) Lebensgefahr geweßen, aber Gott hat mir allezeit glückhlich davon geholffen: zweymal zu Waser auf der Thonau und einmahl zu Landt umb Mitternacht auf dem Schlägelßberg.

a) Ms.: geliden. b) Ms.: wietenden. c) Ms.: euserste.

[1]) Es war dies 1693.

Das erste mahl, da reiste ich mit meinem Herrn, weil er mich vor allen Andern gar wohl leiden mögen, gantz allein nach Lintz. Alß wir uns nun zu Straubingen in Mitternacht auf die Thonau in ein gar geringes Schiffle von drey Bretter gelegt, dan sitzen haben wir nicht könen, und in Gottes Nahmen von Landt fuhren, auch wegen des eingenomenen Weins gleich einschlieffen, so ginge unter mir ein Ast auß dem Boden-Brett des Schiffs, so daß wir in Kurtzem (doch unvermerckh des Schlaffs) mit der Helfft des Leibs bereits im Waser lagen. Alß mir es nun zu kalt ward[a]), erwachte ich und fand uns in höchster Lebensgefahr, zumahl unser liederlicher Schiffer auch entschlaffen war. Da ware guter Rath theuer, dan mein Herr und den Schiffer konte ich nicht erweckhen und weil mich nicht einmahl regen dörffte, auch wegen Finsterung der Nacht nicht sehen konte, wo wir waren, alß glaubte ich gäntzlich, diese beiden würden[b]) schon im Waser ertrunckhen sein. Ich resolvirte alßo, setzte mich ins Schiff und fiuge an das Waser mit dem Hut[c]) auß zu schöpffen, biß ich entlich das Loch fande und mit einem Geltsackh zu stopffte. Wan mich nun Gott nicht erwachen laßen, so wären wir alle Drey in Gottes Nahmen ohne Brauchung eines Nachen nacher Ungarn zu marchirt.

Das zweyte mahl reißete ich mit dem Lintzer Marckhschiff nacher Lintz zu. Weil der Schiffer Nahmens Ziegeler das Schiff alzu starckh geladen hatte, so blieben wir gleich unter Paßau, wo das Gebirg anfängt, mitten in der Thonau auf einem Stein sitzen, so daß auch unser Schiff in Boden ein Spalt bekomen, welches wir doch entlich noch retteten[d]) und inwendig vermachten, so gut wir konten. Fuhren also in Gottes Nahmen wieder fort. Alß wir aber in die Krümme und Gebirg hienein kamen und nicht weit mehr von Haffner Zell[1]) waren, fuhr das Schiff mit gröster Gewalt auf einen grosen steinerne Felßen auf, so daß das gantze Schiff erschütterte und verschiedene Löcher bekam. Weil nun zu beiden Theil das Ufer sehr hoch, die Waser wegen starckhem Strohm und groser Tieffe sehr grausam und alßo den Todt vor Augen sahen, befahle sich ein Jeder seinem Gott und erwartete nur, wan das Schiff gar zerfallen würde. Dan wir meinten anders nicht, dan es were Alles zerschmettert[e]), bevor wir

a) Mſ.: wart. b) Mſ.: wirden.
c) Mſ.: Hudt. d) Mſ.: reteten. e) Mſ.: zu schmettert.

[1]) Marktflecken im Bistum Passau unweit der österreichischen Grenze, so benannt, weil fast nur Hafner daselbst wohnten, heute Obernzell genannt.

schon unser Schiff geflickht hetten. Alß aber das Schiff nicht scheitern wolte, fällt[a]) dem Schiffer heiß ein, daß er einen großen Fisch-Kasten neben an die Zulle[1]) gehangen, worin er bey 400 Gulden-werth Ahlfisch hatte. Wie er nun darnach sehen thut, findet er den Kasten gantz zerscheitert und die Ahlfisch all weg geschwomen zu sein, so daß er auch kein Stückh mehr sehen konte. Da solte man das Lamentiren gesehen haben! Ich glaube, daß, were er allein geweßen, er were auß Desparatigkeit ins Waser gesprungen und hette sich gleich seine Ahlfisch ersaufft. Doch ware es besser alle Fisch fort, dan 50 Seelen verlohren, so dazumahl auf dem Schiff waren.

Das dritte mahl schickhte mich mein Patron auß dem Lintzer Bartolomeymarckh naher Hauß. Alß wir in unser Compagnie ie 15 Mann und 4 Weibsbilter zu Aschach alß bräuchlich Pferdte nahmen, umb über den Schlägelßberg zu reiten, schickhte es sich, daß wir Abents nach 9 Uhr zuerst außgeritten waren: ich aber hatte fast das geringste Pferdt. Alß es nun nach Mitternacht ware und fast sehr finster ware, verfehlten unser drey unstarckh Reiter des rechten Wegs oben auf des Berges Spitze im Walt. Die nun vor mir ritten, kamen in ein Hohlweg und vor sich ein tieff weites Loch habent wolten wir nun unser Compagnie nicht gantz verlihren. So musten uns wagen hiendurch zu setzen. Die zwey Erstere versuchten dan durch Sprung gantz glückhlich. Alß sie nun durch waren[b]), meinten sie nicht anders, ich würde gleich sie glückhlich durch komen, und ritten in starckhem Galopp[c]) fort. Alß ich nun mit meiner Schintmähr[d]) ins Loch setzte, auch wohl zusprach, daß es mit die Vorder-Füß wohl ansetzen und mit die Hinder-Füß mit einem Nachsatz heraus springen solte, thate es dieß anfänglich mit gantzer Force, muste aber wieder zurückh[e]). Alß es nun zum zweyten Mahl noch ein Sprung wagte, auch mit die Hinder-Füß bereits auf festem Boden ware, fiele es zuerst wieder hinderrückh ins Loch. Weil mich nun nicht salviren konte, alß kame ich ins Loch, so etwas Morast im Grundt hatte, mit dem Rückhen zu liegen und das Pferdt gleichergestalt auf mich und seine vier Füß aufwerts gegen Himmel schwe-

a) Ms.: felt. b) Ms.: hier wie öfters wahren für waren.
c) Ms.: Kalop. d) Schintmeer.
e) Ms.: Anakoluth: welches er anfänglich mit gantzer forse dathe aber wieder zuruckh muste, alß es nun.

[1]) Zulle, „Flußfahrzeug vom kleinsten Nachen an bis zur größten Art". S. Schmeller, Weigand.

bent stehent. Dan weil es gegurt und das Loch in Form eines halben Eyes oben weit und unten spitz zu ware, so konte das Thier mit seine Füß nicht hafften, viel weniger im Grundt ansetzen. Muste ich also leider das gantze Roß schwebent auf meinem Leib tragen in Zeit von incirca 3/4 Stundte und wan meine zwey vorauß reitende getreue Compagnons mich nicht vermißet und im Zurückh-Jagen nicht gesucht hetten, so hette ich in weniger Zeit hernach unter dem Pferdt mein Geist aufgeben müßen, dan der Morast ginge mir bereits wegen des Pferdts vieler Bewegungen an das Maul. Alß sie mich aber in meinem elendten Standt fanden, schnitten[a]) sie dem Pferdt die Sattel-Gurt entzwey[b]): damit konte das arme Tiehr auf Seit fallen und also mich vom Todt salviren. Gewiß ists, ich machte mir schon die Rechnung, daß ich auß diesem Loch lebendig nicht komen würde. Da kan man sehen, was getreue Reißgefert vermögen, dan weren meine Compagnons nicht umgekehrt[c]), so were es um mich gethan geweßen, dan wir so weit vom rechten Weg verirt geweßen, daß mich in langer Zeit kein Mensch würde funden haben. Merckwürdig war es, daß mich damahlß mein kleinster Bruder zu Hauß in Franckfurt[1]) im Hauß-Ehren persöhnlich mit Augen gesehen hat, welches doch ein Vorbilt meines in wenig Stunden hernach komendes groses Unglückh muß angezeigt haben.

10.

Habe alßo meine Heimreiß den 16. December 93 antretten[d]) wollen. Alß aber bey einigen meiner Freundte Abschiedt nahme, haben sich noch zwey funden, so auch ohne Dienst waren; die hatten Lust eine Plaisir-Reiß nacher West-Indien zu thun. Ersuchten mich alß, weilen doch auch ohne Condition und bereits zimlich in Herrn-Dienst herum vagirt ware, ich mögte ihnen als vertraute Hertzens-Freundte Compagnie leisten. Weil ich nun Zeit Lebens und noch gegenwerdig meine große Freude zur Seefahrt hatte, ließe mich nicht lange bitten, sondern machte[e]) ihrem Sinn den meinigen gleich. Machten alßo folgenden Contract mit einander. Es solte ein Jeder zuvor die Seinige nochmahl zu Hauß besuchen. Darnach wolten wir auf eine gewiße Zeit bei mir alhier in Franckfurt zusamen komen,

a) Ms.: schniten. b) Ms.: entschwey.
c) Ms.: dan weren sie meine Compag. nicht umgekeert.
d) Ms: angetretten. e) Ms.: magte.

1) Der etwa 9jährige Johann Martin; Stammtafel I, 29.

umb unser Reiß über Cöllen und Hollandt in Gottes Nahmen nacher West-Indien fortzusetzen. Zweytens solte ein Jeder fest an der Compagnie biß ins Landt gebunden sein. Im Fall aber Einer unter Wegen eine annehmlich Condition bey einem Herrn oder ein Weib zu heurathen rencontriren solte, so solte er seinen beide Cameradten die völlige Reiß-Spese, biß ans Orth alwo er bleiben möge, nebst 25 Reichsthaler, zusamen 50 Reichsthaler, im Landts-Gelt vergüten und alßo nach Gefallen bleiben, wo er wolle. Dießes haben wir alle drey aigenhändig unterschrieben und Jedem ein Original in Handen geben, welches [a]) nun gantz wohlgemacht ware. Allein der liebe Gott alß unser aller Vatter hat unseren Sinn gantz anders gekehrt [b]). Dan der Erste reißete nacher Sachsen und der Zweyte nacher Heilbronn bey den Ihrigen Abschiedt zu nehmen. Allein wie sie Beide zu Hauß waren und den Ihrigen die weit entlegene Reiß offenbahrten, forchten sie, sie mögten nicht mehr zu Hauß komen, und geben einem Jeden ein Weib an Halß, bey welcher sie gleichwohlen nacher West-Indien seegeln mögten. Seint auch Beide nicht wohl gefahren. Ich thate meine Reiß auch zu Hauß umb mich auf dieße Reiß zu schickhen. Alß ich aber hier kome, enderte mir Gott gleichfalß meine Gedanckhen und schickhte mir ein ander westindische Reiß-Gefertin als nemlich

Herrn Andreas Mühls seelig Wittib, eine gebohrne Christian Hermsdorffin, Nahmens Anna Margaretha durch Mit-Hülff Herrn Schwager Johann Christian Itter Stattschreiber [1]) und Gutheißen Herrn Schwager Andreas Ingolstatter alß Herrn Mühl seelig Schwager. Und hat mir meine Liebste (nunmehr seelig) drey Söhne von ihrem vorigen Mann seelig zubracht, welche sie in folgende Jahren erzeugt haben und finden sich gegenwerdig Anno 1698 zu Nürnberg bey obgemeltem Herrn Ingolstatter noch im Leben bey guter Gesundheit, welche ihnen der liebe Gott noch viele Jahr verleihen wolle.

1688 adi 1. Februar der erste Sohn nahmens Andres Christian, welchem Herr Schwager Andres Ingolstatter Petter ist.

1689 adi 11. October der zweyte Sohn nahmens Georg Heindrich, welches Schwager Georg Heindrich Bauer [2]) seelig Petter ist.

1691 adi 24. September der dritte Sohn nahmens Johann

a) Mſ: welche. b) Mſ.: gekeert.

[1]) Stammtafel I, 15. [2]) Stammtafel II, 3.

Christian, welches Schwager Christian Itter Stattschreiber Petter ist.

Ist alßo unser Reiß-Compagnie völlig mit Contentement gescheitert und habe mich alßo in Gottes Nahmen mit Vorwißen meiner lieben Eltern und Herrn Schwagers Ingolstatter (welches Herrn Mühl seelig Mutter seelig leiblicher Bruder ist) mit obgemelter meiner Liebste seelig im Juny 1694 versprochen und verlobet und [bin] auf 3. July gedachten 94sten Jahres alhier in der Baarfüsser Kirche durch Herrn M. Starckhen evangelischen Predigern[1]) copulirt worden. Meine beide Führer waren mein lieber Herr Vatter Schöff und des Raths und Herr Schwager Peter Le Cerff[2]) Dr., so dazumahl in Darmstadt wohnhafft ware. Unser Hochzeitsmahl haben gehalten auf dem Roßmarckh neben dem gulden Ring, in meiner lieben Eltern Wohnhauß, wobei Alles in Friedt und Einigkeit hergangen. Die Hochzeit-Geste bestunden in beiderseits Eltern, Geschwister, Schwäger, Geschwister und meiner Kinder Vormundt Herr — — — Zwirle, deßen Herr Bruder — — — Zwirle[3]), M. Starckh und Herr Graim[4]) auf der Herrn-Stube und ihre Weiber.

Ob mir zwar diese Verheurathung vor ein sonderlich Schickhung Gottes gehalten, auch zeit beysamen seinde friedlich und gantz vergnügt zubracht haben, so hat mir dannoch der liebe Gott diese Freudt nicht lang gegönnet, sondern mein liebes Weib mir alzu zeitlich auß den Armen zu sich in seine himlische Freude entzogen, wie Folgentes zeigen wird, dan ich nach der Ordnung gehen und zuvor meiner lieben Kinder Geburth melden [will.][5])

. . . .

. . . .

[1]) Johann Starck, Bürgersohn, verh., ward Bürger 4. März 1667. Derselbe hatte auch die Schwester Anna Margaretha getraut nach dem Kopul.-Buch.

[2]) Stammtafel II, 5.

[3]) In den Amtsbüchern der Zeit kommen mehrere Zwierlein vor. Ein Joh. Z., Bürger und Handelsmann, Schul- und Rechenmeisters zu Lauff Sohn, wird am 7. Juni 1687 mit der Witwe weil. Benj. Metzlers, Handelsmanns, getraut

[4]) Stubendiener auf Alt-Limpurg

[5]) Münch berichtet nunmehr von Geburt und Tod des ältesten Söhnchens Johann Matthias und gibt eine sehr ausführliche Beschreibung von der an dem gestorbenen Kinde durch Dr. Le Cerf vollzogenen Sektion (Blatt 24b und 25 des Mſ.). Er wollte, da das Kind zeitlebens kränklich gewesen, nach seinem Tode gerne wissen, wie es „in seinem Leib am Eingeweidt außsehen möge. Alß habe obgemelten Herrn Schwager Doctor dienstlichen ersucht, er mögte mir den Gefallen erweißen und das Kindt in der Stille öffnen, so er auch gethan“. — Blatt 25 bis 29b leer. — Alsdann genealogische Notizen (Bl. 30—31), über-

schrieben: „Geburth und Leben meiner Liebsten seel. Freundschafft". Dieselben sind in Stammtafel II berücksichtigt. — Bl. 31 b bis 67 b leer. — Bl. 68 bis 69: „Trostreiche Sprüche auß heyliger Gottes Schrifft". — Bl. 69 b bis 75 leer. — Endlich (75 b) vorletztes Blatt ein frommer Wunsch, aller Wahrscheinlichkeit nach dem Obigen geschrieben und also wohl auf die zweite Ehe bezüglich. Er lautet:

„Wie nun dies Heurat mir von Gott bescheret gewesen, indeme viele andere Vorschläge vieler Freunde verworffen, also ist sie mir auch sonderbar erfreulich und seelig (gestrichene Worte: „bißhero gewesen."), Gott demütig bittende, daß Er uns beiderseits durch seinen Heyligen Geist regire, daß wir unser Leben zu seinem Wohlgefallen nach seinem Heyligen Worth und Gebott mögen anstellen, daß es ihme zur Ehren und uns zur Seeligkeit gedeye. Es erhalte uns, ist sein heyliger Wille, lange Jahre gesundt und fridlich beysamen und lase uns gesegnet sein an Leib und Seel, für solchen seinen Seegen aber von Hertzengrund dankbar sein, biß wir lebenssatt dieses Zeitliche beschließen, dort dich ohne Unterlaß mit allen heyligen Engeln preisen mögen, immer und ewiglich. Amen, Herr Jesu, amen, amen." — — Bl. 76 leer.

Quellen und zitierte Bücher.

Chroniken 56, Bürgerbücher, Beedebücher, Malaperts Stammtafeln und verschiedene Akten des Frankfurter Stadtarchivs.

Kirchenbücher des Frankfurter Standesamtes.

Gütige Mitteilungen der Verwaltungen der k. Kreisarchive Amberg und Nürnberg, der städtischen Archive Köln und Straßburg und des Magistrats der Stadt Münden, für welche, wie für die Zuvorkommenheit der Vorstände des Frankfurter Stadtarchivs und des Standesamts hier verbindlicher Dank ausgesprochen wird.

Biedermann, J., Geschlechtsregister des hochadeligen Patriciats zu Nürnberg. Beyreuth 1748.

Ennen, Dr. L., Frankreich und der Niederrhein. Köln und Neuß. I. Bd. 1855.

Haeser, H, Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten. 3. Aufl. Jena 1875—1893.

Hübner, Johann, Natur-, Kunst-, Berg-, Gewerk- und Handlungs-Lexicon. Neue Aufl. von D. G. H. Zincken. Leipzig 1762.

Kurze doch vollständige Bibliothec der Wissenschaften ... von einem Liebhaber guter Künste und Wissenschaften. Hamburg und Leipzig 1727.

Leichenpredigt für Joh. Matthäus Münch (Frankfurter Stadtbibliothek).

Marperger, Paul Jac., Beschreibung der Messen und Jahrmärkte. Leipzig 1710.

Marperger, Paul Jac., Neu eröffnetes Kaufmanns Magazin. Hamburg 1748. 2 Bde.

Marperger, Paul Jac., Der allezeit fertige Handelskorrespondent. Fünfte Aufl. Hamburg 1764.

Priem, Geschichte der Stadt Nürnberg. Nürnberg 1874.

Roth, Joh. Ferd., Geschichte des Nürnbergischen Handels. Leipzig 1800 bis 1802. 4 Teile.

Siebenkees, J. Chr., Materialien zur Nürnbergischen Geschichte. (2—4, 1792—95.)

Stricker, Dr. W., Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1847.

Der Teutsche Secretarius. Nürnberg. In Verlegung Wolfgang Endters deß Aeltern. 1656.

Theatrum Europaeum Vol. XIII.

Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. Bd. 26 u. 36.

Zeiller, M., Itinerarium Germaniae. Straßburg und Frankfurt 1674.

Die bekannten Werke von Lersner, Battonn, Krug u. a., sowie einige bereits oben genauer gekennzeichnete Schriften.

Stammtafel I. (Nachkommen des Johann Anselm Münch, 1600—1658.)

Wo keine andern Quellen angegeben, sind die Angaben aus den Kirchenbüchern und dem Bürgerbuch gezogen — Die Kopulations- und Sterbe- (Beerdigungs)tage sind nicht überall aufgesucht worden, es darf also, wo sie fehlen, nicht ohne weiteres auf frühen Tod der betr. Personen geschlossen werden — gtf. = getauft — L.P. = Leichenpredigt. — Le = Lersner.

1. **Johann Anselm Münch**, Sohn des Bürgers, Benders und Weinhändlers Matthias Münch, gtf. 23. 11. 1600. Bürgereid 11. 7. 1631. Münzmeister von 1637—1643. (Bestallungsbuch.) Um 1649 wird er Handelsmann u. Mitpfleger des Almosenkastens genannt. Kommt in den Rat 1654 (Le). Gest. 18. 4. 1658 (Le).

a) 2. **Johann Matthäus**, geb. 15. 4 1632 (L.P. — Am 12. nach dem Kupferstich), gtf. 17. 4. 1632. Bürgereid 4. 7. 1659. Mitpfleger des Almosenkastens 1678. Kommt in den Rat 1681. Jüngerer Bürgermeister 1689, Schöffe 1691 (L.P.) Gest. 28. 8. 1698 (nach Lersner); beerd 1. 9. 1698 in der Catharinenkirche. (L.P.) — Kommt u. a. 1694 in der höchsten Steuerstufe vor.
Heiratet (L.P.) 25. 10. 1658 Anna Margaretha, Tochter des verstorbenen Hieronymus Ulmer, des Rats und dessen Ehefrau Elisabeth, verw. Walter. — Anna Margaretha, gtf. 1. 8. 1641. (Im Kop.-Buch um 1658 kein bez. Eintrag.)

3. **Catharina**, gtf. 15. 9. 1633.

4. **Anna Catharina**, gtf. 21. 4. 1635.

5. **Johann Jodocus**, gtf. 23. 10. 1636.

6. **Anna Margaretha**, gtf. 17. 2. 1639.

14. **Johann Matthäus**, gtf. 9. 10. 1659. — Um 1703 Stadtwagenmeister und ledig. Kommt im Schatzungsregister 1724/27 bei den Höchstbesteuerten vor; beerd. 14. 9. 1730.

15. **Anna Margaretha**, gtf. 29. 10. 1661, gest. 1694 (L.P.). Heiratet 8. 6. 1692 den verwitweten Stadtschreiber Lt Johann Christian Itter. Dieser beerd. 19. 7. 1699.

16. **Johann Philipps**, geb. 31. 5. 1663 (Memorial), gtf. 2. 6. 63. Bürgereid 28. 11. 1696. Handelsmann; zuletzt bürgerlicher Gegenschreiber bei der Stadtwage. Gest. 5. 9. 1743; beerd. 7. 9. 1743.
Heiratet:
a) am 3. 7. 1694 Anna Margaretha, geb. Hermsdorff, verwitw. Mühl, geb. 9. 12. 1662 (Memorial), gtf. 14. 12. 1662, gest. 9. 11. 1696 (Memorial);
b) am 20. 7. 1699 Maria Salome geb. Lang, beerd. 12. 11. 1739.

17. **Anna Elisabetha**, gtf. 22. 12. 1664. Starb früher als ihr Vater. (L.P.)

18. **Marie**, gtf. 16. 9. 1666; beerd 10. 7. 1721. Heiratet 1696 den Handelsmann Johann Hartmann Hartmann (L.P.)

a) 30. **Joh. Matthäus**, geb. 10. 4. 1695 (Memorial), gtf. 11. 4. 1695, gest. 23. 6. 1697 (Memorial).

31. **Anna Maria (Margaretha?)**, gtf. 2. 11. 1696, ledig gestorben; beerd. 28. 10. 1771.

b) 32. **Maria Salome**, gtf. 17. 8. 1700; beerd. 2. 9. 1721.

33. **Susanna Magdalena**, gtf. 13. 11. 1701. Zwillingsschwester der Folgenden; beerd. 22. 12. 1727.

34. **Kunigunda**, s. oben; beerd. 11. 7. 1728.

35. **Joh. Matthäus**, gtf. 18. 2. 1703; beerd. 1. 12. 1771. Bürger und Handelsmann.

36. **Joh. Philipp**, gtf. 12. 3. 1705.

37. **Anna Maria**, gtf. 5. 8. 1706.

38. **Maria Elisabeth**, gtf. 24. 1. 1708.

39. **Philipp Rudolf**, gtf. 2. 6. 1709. Lebt 1744. (Schatzungsregister.)

Heiratet:
a) am 25. 4. 1631 Anna Catharina, Christoph Hegweins Tochter;
b) am 16. 7. 1649 Maria, weiland Daniel Thielens, eines Bürgers Tochter.
Ein Bruder des Johann Anselm ist der Prediger Gerhard Münch.

7. **Anna Elisabeth,** gtf. 11. 10. 1640.

8. **Christophorus,** gtf. 27. 11. 1642. Zwillingsbruder von 9. — Heiratet 16. 4. 1667 die Jgfr. Anna Sybilla von Hillen. — Beerd 10. 7. 1693. — Handelsmann.

9. **Anna Ursula,** gtf 27. 11. 1642. Zwillingsschwester des Vorigen.

10. **Anna Catharina,** gtf. 11. 5. 1645.

b) 11. **Susanna,** gtf. 30. 10 1651.

12. **Peter,** gtf 7. 2. 1654. Bürgereid 9. 3. 1681. Ist 1682 Taufpate seines Neffen Peter (28). Wird alsdann „Handelsmann" genannt. — Zu Beginn der 90er Jahre gehört ein Peter Münch, Handelsmann, zu den Höchstbesteuerten. Heiratet 14. 2. 1681 Susanna Magdalena Rulandt.

13. **Johann Martin,** gtf. 26. 3. 1656. Ein Johann Martin Münch, Handelsmann in Amsterdam, ist Taufpate des 1684 geborenen Johann Martin (29).

19. **Anna Ursula,** gtf. 26. 3. 1668 Heiratet 1697 den Dr. med. Joh. Balth. Schwarzmann, Phys. ord. zu Rothenburg an d. T. (L.P.)

20. **Marie Catharina,** gtf. 15. 8. 1669. Kommt im Schatzungsregister 1732/44 unter den Höchstbesteuerten vor.

21 **Joh. Christoph,** gtf. 4. 5. 1671.

22. **Joh. Anselm,** gtf. 12. 4. 1672.

23. **Margaretha,** gtf. 12. 7. 1674

24. **Joh. Hieronymus,** gtf. 2 11. 1675; beerd. 2. 8. 1676.

25. **Ursula Elisabeth,** gtf. 30. 4. 1677; beerd. 24. 12. 1728.

26. **Eva Maria,** gtf. 29. 6. 1678; beerd. 10. 8. 1678.

27. **Joh. Hieronymus,** gtf. 29. 11. 1678. Heiratet 15. 12. 1711 Anna Christina, Tochter des Syndik. J. M. Lucius. — Archivar 1720/46. — Beerd. 30. 5. 1746.

28. **Peter,** gtf. 12. 1. 1682. — Kommt im Schatzungsregister 1724 —1727 als Handelsmann auf 2500 fl. Vermögen eingeschätzt vor. Beerd. 27. 9. 1748.

29. **Joh. Martin,** gtf. 17. 12. 1684; beerd. 9. 2. 1738. — Ein Joh Martin Münch, Handelsmann, zahlt nach Reg. 1724/27 für 2000 fl. Vermögen.

Noch: Zwillinge, todgeb. (L.P.)

40. **Anna Sybilla,** gtf. 10. 5. 1711.

41. **Maria Magdalena,** gtf. 13. 5. 1712.

42. **Johann Gerhard,** gtf. 14. 9. 1713. Bürger und Handelsmann beerd. 8. 4. 1771.
Heiratet:
a) am 5. April 1752 Maria Anna Catharina, Witwe des Bürgers und Handelsmanns Heinr. Stock. Diese beerd. oder gest. 16. 11. 1753;
b) am 22. März 1756 Anna Christina, Tochter des Bürgers und Handelsmanns Phil. Jac. Lindenfels.
Von den Kindern des Joh. Gerhard starben mindestens 5 frühzeitig.

43. **Johann Georg,** gtf. 9. 4. 1716.

44. **Jacob Friedrich,** gtf. 9. 4. 1716.

45. **Dorothea Sophia,** gtf. 16. 6. 1718; beerd. 22. 4. 1721.

46. **Johann Christian,** gtf. 14. 5. 1720.

47. **Christoph,** geb. 31. 5. 1721, gtf. 1. 6. 1721.

Stammtafel II.

(Nachkommen des Christian Hermsdorff, geb. 1624.)

1. **Christian Hermsdorff**

(Hermsz-, Hermes-, Hermbsdorff) „von Rochlitz in Meissen, Buchhändler, weyl. Hrn. Andreä Hermßdorffs gewesenen Raths-Cämmerers daselbsten seel. Sohn", geb. 30. 10. 1624 (Memorial). Bürgereid 22. 2. 1653. Gest 2. 1. 1688 (Memorial), beerd. 5. 1. 1688.

Heiratet 12 7 1652 Dorothea Catharina, Witwe des 1651 verstorbenen Buchhändlers Johann Hüttner. Sie wurde beerd. 22. 7. 1685.

Es gab in Frankfurt mehrere Buchhändler mit Namen Hermsdorff. Bei Martin Hermsdorff erschien u. a. 1714 ein Buch des Arztes Peter Le Cerf (II, 5). Als Vater des Martin wird 1683 genannt „Andreas H., gewesener Bürger und Wagenmeister zu Lauben in Sechs-Stätten"; dieser Andreas dürfte aber schwerlich mit obigem identisch sein. Ein Georg Andreas H., Buchhändler, Bürgersohn, wurde am 27. 8. 1711 Bürger.

2. **Juliana**, gtf. 14. 5. 1657, gest. 31. 1. 1682 kinderlos (Mem.).

Heiratet 15. 2. 1681 den Buchhändler Joh. Balth. Rieß, Sohn des Hrn. Joh. Rieß weil. des Rats.

3. **Regina**, geb. 18. 2. 1659 (Mem.), gtf. 22. 2. 1659.

Heiratet:

a) 15. 4. 1678 Georg Heinrich Bauer von Dresden, welcher 18. 10. 1681 B. wird und 14. 5. 1695 stirbt (Mem.).

b) Hrn Sparr (Mem.).

4. **Anna Margaretha**, geb. 9. 12. 1662 (Mem.), gtf. 14. 12. 1662, gest. 9. 11. 1696 (Mem.).

Heiratet:

a) 10. 5. 1687 den B. und Handelsmann Andreas Mühl, der 23. 5. 1692 stirbt. Die drei Kinder aus dieser Ehe siehe Münchs Memorial. „Andreae Mühlen 3 Söhne 1650 fl." (sc. Vermögen. — Schatzungsregister 1701/12).

b) 3. 7. 1694 den Johann Philipps Münch. Die zwei Kinder aus dieser Ehe s. die vorhergehende Tafel.

5. **Maria Magdalena**, geb. 7. 3. 1665 (Mem.), gtf. 12. 3. 1665. Zahlt 30. Juni 1690 Schatzung. Gest. 21. 3. 1699.

Heiratet (wahrscheinlich 1693 oder 1694) den Dr. med. Peter Le Cerf aus Caen, damals in Darmstadt (später in Frankfurt) wohnend. Le Cerf Bürger 28. 4. 1696.

Kinder nach dem Mem.: Johann Martin, geb. 11. 10. 1694, Joh Christoph, Anna Magdalena, Christian Conrad.

6. **Anthoni Christian**, gtf. 26. 5. 1668.

2.

Aus dem Budget zweier Schuhmachergesellen des 17. Jahrhunderts.

Nach alten Vormundschaftsrechnungen mitgeteilt.

Im Jahre 1671 wurde — wie die Standesbücher melden — zu Bornheim, dem Frankfurtischen Dorfe, getraut der Bender und Bierbrauer Johann Konrad Jäckel, „weiland Johann Friedrich Jäckels gewesenen Bürgers und Metzgers zu Frankfort, auch Nachbars und Gastwirths zum fröhlichen Mann alhie ehelicher Sohn" [1]. Marie Werner hieß die Braut, eheleibliche Tochter eines Nachbarn aus dem sehr nahen Eckenheim in dem Reiche Hanau. Zwei 1672 geborene Knäblein werden, wie sie zusammen das Licht der Welt erblickt, auch wiederum zusammen in ein frühes Grab gelegt. Am 16. Oktober 1673 wird ein lebensfesterer Sohn Johann Jakob getauft, dem Johann Jakob Ewaldt, Nachbar des Gerichts und Gastwirt zum „Güldenen Adler" zu Gevatter steht. (Im „Güldenen Adler" tanzt man, wenn wir nicht irren, heute noch.) Die Ehe Johann Konrad Jäckels ist, wie so viele Ehen jener Zeit — was sich „statistisch belegen" ließe — von gar kurzer Dauer. Nachdem sie nämlich 4½ Jahre gewährt, starb der Mann, die Frau aber gebar zwei Monate danach am 20. Februar 1676 einen Posthumus, der nach seinem Gevatter, dem Schneidersohne Manß aus Frankfurt, Johann Adam benannt wurde. Sechs Monate nach dem Tode ihres Gatten heiratet die Witwe den Bierbrauer Nikolaus Dürr und stirbt ihrerseits Ende Juni 1688 45 Jahre alt. Jetzt sind Johann Jakob und Johann Adam ohne leibliche Eltern. Ein Abteilungsvergleich wird zunächst

[1] Bornheim, heute der Stadt Frankfurt einverleibt, zählte nach einem Landamtmanns-Inventar von 1726 150 Gemeindsleute (meist „Nachbarn" genannt), 10 Beisassen (4 Männer u. 6 Weiber), 143 Hofraithen. Siehe Schulin, Die Frankfurter Landgemeinden, herausgegeben von R. Jung, Frankfurt a. M. 1895.

geschlossen, nach welchem die Jungen ihren Anteil abtreten an Wohn- und Brauhaus, Scheuer, Stall, Garten, Bargeld, Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen, Federvieh, Fahrgeschirr, Frucht, Zinn, Messing, Weißzeug, Rübsamen, Fässern, Bütten, Holz, Hausrat, Kesseln und Kupfer. Dafür werden ihnen 479 Gulden und 54 Kreuzer gut geschrieben. Vier Jahre später, am 18. Juni 1692 wird Stiefvater Dürr, zusammen mit einem Dortelweiler Bürger, zu ihrem Vormund eingesetzt. Die Vormundschaftsrechnung, welche Dürr geführt, hat zufällig den Jahrhunderten Trotz geboten, sie ist durch Güte des Herrn Amtsgerichtssekretärs zu meiner Einsicht gelangt, ich darf es darum wohl unternehmen, aus ihr einige Mitteilungen zusammenzustellen. Notgedrungen unvollkommene Mitteilungen allerdings! Die Rechnung ist durchaus nicht nach modernen budget-theoretischen Erwägungen geführt, sie ist offenbar überhaupt erst am Ende der Vormundschaft nach Notizen zusammengestellt. Darauf deutet auch die Schrift und der Posten: „dem Notario . . . vor diese Rechnung zu stellen, 2 mal zu decopiren vnd Bemühungen heraus deshalben zu kommen fl. 5". Indes die Gelegenheiten, in den Ausgabeetat von Handwerksburschen, die schon vor mehr als 200 Jahren Lehr- und Wanderzeit durchgemacht haben, einen auch nur verstohlenen Einblick tun zu können, sind wohl so häufig nicht!

Die Rechnung endet mit dem 22. Februar 1698; bei ihrem Beginne war also Johann Jakob $18^1/_2$, bei ihrem Schlusse $24^1/_2$ Jahre alt, Johann Adam beim Beginne $16^1/_2$, beim Schlusse $22^1/_2$ Jahre. Beide haben sich der Schuhmacherei gewidmet, Hans Jakob ist Juni 1692 noch Lehrling, wird aber im gleichen Jahre von seinen Lehrjahren losgesprochen. Er hat im Hause des Meisters gewohnt. Es folgt eine meisterlose Zeit, anscheinend von kurzer Dauer, da der Vormund nur 35 Kreuzer Barsubvention verzeichnet, davon 15 Kreuzer „auf der Gassen in Franckfurth ihme geben müssen". 1693 begibt er sich auf die Wanderschaft nach Anspach, wo er bereits vor dem 23. Juni gewesen sein muß. Im Februar 1696, also nach etwa drei Jahren, kommt er mit der Landkutsche zurück, geht wie es scheint Ende 1696 wieder fort und kommt 1697 wiederum von der Reise nach Hause.

Auch Hans Adam finden wir mit dem Beginn der Rechnung als Lehrling in des Meisters Haus. 1694 wird er losgesprochen, damals also, wie seiner Zeit der Bruder, $18^1/_2$ Jahre alt. Seine Wanderung geht gleichfalls nach Anspach.

Folgendes sind nun die Auslagen, welche der Vormund für den

Konsumtivbedarf seiner Mündel gemacht hat. Die Ausgaben, welche sich als Verwaltungsspesen, sowie diejenigen, welche Vermögenstransaktionen darstellen, lasse ich beiseite.

	Spezifizierte Auslagen für						Unspezifizierte Auslagen	
	Kleidung und Zubehör		das Handwerk		Diverse			
	fl.[1]	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
I. Hans Jakob Jäckel.								
1692.								
20. Juni. Ihme geben in seines Meisters Hause[2]	—	—	—	—	—	—	—	30
21. Juni. Ihme zum Schuhmacher-Brustschürz geben	—	—	1	—	—	—	—	—
Für seinen Nutzen zu wenden, zu Einkaufung etwas Tuches und Schneiderlohn, in Allem	1	—	—	—	—	—	—	—
Als er in Frankfurt von seine Lehrjahre losgesprochen worden, die Kosten zahlt	—	—	3	30	—	—	—	—
Für 2 Hembder	2	—	—	—	—	—	—	—
Zu Einkaufung Schuhmacherwerkzeug ihme geben	—	—	2	54	—	—	—	—
Als er meisterlos und ohne Arbeit gewesen ihme geben	—	—	—	—	—	—	—	20
Zahlte für ihn für ein Paar Strümpf	1	—	—	—	—	—	—	—
Auf der Gassen in Frankfurt ihme geben müssen	—	—	—	—	—	—	—	15
Für Leder zu neuen Schuh ihme geben	1	—	—	—	—	—	—	—
Als er wegen seiner blöden Augen allhier schröpfen gangen geben müssen	—	—	—	—	—	30	—	—
1693.								
26. Juni. Dem Barbierer Hirsch wegen der Augenkur zahlt	—	—	—	—	7	30	—	—
Für sein Felleisen zahlt	—	—	2	—	—	—	—	—
Als er sich auf die Wanderschaft begeben dem Kutscher geben	—	—	—	—	1	—	—	—
Ihme baar auf die Reise mitgegeben	—	—	—	—	—	—	17	—
Herbstmeß. Dem Juden David zu Anspach wieder bezahlt die dem Hans Jacob den 23. Juni vorgeschossene Gelder	—	—	—	—	—	—	13	—
Für dreimalige Briefporto so er an mich abgehen lassen per posta	—	—	—	—	—	36	—	—
1694.								
Herbstmeß. Ihme eine Pelzkappe nacher Anspach senden müssen, dafür zahlt	3	—	—	—	—	—	—	—
Der Rauin für ein Hembd, Hals- und Schnupftuch zahlt	3	20	—	—	—	—	—	—

[1]) Gulden à 60 Kreuzer. Siehe unten.

[2]) Es ist lediglich die Sprachform, nicht aber die Orthographie der Vorlage beibehalten worden.

	Spezifizierte Auslagen für						Unspezifizierte Auslagen	
	Kleidung und Zubehör		das Handwerk		Diverse			
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
1696.								
18. Februar. Als er mit der Landkutsche wieder anhero gekommen, ihme zu Abzahlung des Reisegeldes und Weiteres zahlt	—	—	—	—	22	—	—	—
19. Februar. Hat er selbsten an den damals verfallenen Zinsen eingenommen	—	—	—	—	—	—	36	16½
Demselben zum blauen Futterhembd zahlt für 3 Ehlen Tuch ad 1 Gulden 20 Kreuzer	4	—	—	—	—	—	—	—
Für Futtertuch	1	—	—	—	—	—	—	—
Für silberne Knöpfe	5	48	—	—	—	—	—	—
Für Seidengarn und Schächter	—	24	—	—	—	—	—	—
Dem Schneider Macherlohn	1	—	—	—	—	—	—	—
Ihme selbst an Geld geben	—	—	—	—	—	—	—	36
Demselben bei Friedrich Simon geben	—	—	—	—	—	—	1	—
Ostermeß geben	—	—	—	—	—	—	13	—
In meinem Hause geben	—	—	—	—	—	—	1	—
25. December. Ihme zahlt	—	—	—	—	—	—	21	—
1697.			—	—	—	—		
12. Juli. Als er von der Reise wieder nach Hause gekommen, ihme geben	—	—	—	—	—	—	2	—
13. Juli. Wieder geben	—	—	—	—	—	—	2	—
In der Herbstmeß ihme geben	—	—	—	—	—	—	4	—
5. December. Ihme baar	—	—	—	—	—	—	22	30
Zusammen: 198 fl. 59½ kr.	23	32	9	24	31	36	134	27½
II. Hans Adam Jäckel.								
1692.								
Ostermeß. Ihme zu Schuhmacherwerkzeug	—	—	1	23½	—	—	—	—
October. Ihme geben	—	—	—	—	—	—	—	7½
Wie sein Bruder auf die Wanderschaft gezogen, ihme geben	—	—	—	—	—	—	—	15
Für ein Brustlappen und Schlafhaub	1	—	—	—	—	—	—	—
December. Ihme geben	—	—	—	—	—	—	—	8
Noch zu zwei Mal	—	—	—	—	—	—	—	8
Für ein Hembd zahlt	1	—	—	—	—	—	—	—
1693.								
Ihme vor ein Hembd geben	1	10	—	—	—	—	—	—
6. Januar. Ihme geben	—	—	—	—	—	—	—	12
3. April. Auf zwei Mal	—	—	—	—	—	—	—	24
Ostermeß. Zu unterschiedenen Malen	—	—	—	—	—	—	—	42
Uff Pfingsten	—	—	—	—	—	—	—	12
Für ein Felleisen zahlt	—	—	—	40	—	—	—	—
Für Schuhmacherwerkzeug	—	—	—	36	—	—	—	—
Für ein Hembd, so er seinem Nebenknecht abgekauft	—	40	—	—	—	—	—	—
Sein Lehrgeld und andere specifizirte Posten zahlt	—	—	50	—	—	—	—	—

	Spezifizierte Auslagen für						Unspezifizierte Auslagen	
	Kleidung und Zubehör		das Handwerk		Diverse			
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Den Sonntag vor dem neuen Jahr ihme geben	—	—	—	—	—	—	—	8
1694.								
9. Merz. Ihme geben	—	—	—	—	—	—	—	44
Ostermeß. Ihme geben	—	—	—	—	—	—	—	18
Wie er von seinen Lehrjahren losgesprochen worden, die Unkosten zahlt mit	—	—	3	30	—	—	—	—
Fur einen Stecken vor ihm	—	15	—	—	—	—	—	—
Zu bezahlen seinem Meister ihme geben müssen	—	—	—	—	—	—	2	—
20 Mai. Ihme auf die Wanderschaft geben	—	—	—	—	—	—	15	—
Bei seinem Abschied zu Bornheim zahlen müssen	—	—	—	—	—	—	1	6
Vor einen empfangenen Brief das Porto bezahlt	—	—	—	8	—	—	—	—
Herbstmeß. Dem Jud David von Anspach	—	—	—	—	—	—	6	—
1695.								
31. Merz. Dem Kutscher Walpurger laut dessen anhero mir überlieferten Schein d. d. 13. Oct. 1694	—	—	6	—	—	—	—	—
Zusammen: 93 fl. 47 kr.	4	5	62	$17^1/_2$	—	—	27	$24^1/_2$

Bei der Liquidation der Vormundschaft sind zu liefern:

Ein Kapital auf dem Hause „zum fröhlichen Mann“ in Bornheim — welches Haus einst im Besitze des leiblichen Vaters war — im Betrage von 275 fl.
Wird zu 5% verzinst.

Ein „bei einem sichern Herrn zu Frankfurt“ vorhandenes Kapital im Betrage von . . . . 450 fl.

Noch . . . . 139 fl. $51^1/_2$ kr.

An liegenden Gütern:

9 Morgen Acker, welches vormals des verstorbenen Vaters Brautgabe gewesen . . . . 1,82 Hektar

$3^1/_2$ Viertel Weingarten . . . . 0,17 „

2 Viertel Wüstenau . . . . 0,10 „

6 Morgen „eingelöstes oder gekauftes Gut, weshalben dann Herr Pfarrer Claudi die 160 Gulden vorgeschossen“ . . . . 1,21 „

3,30 Hektar

„10 Achtel Pfocht Korn, welche ich Vormünder Dürr entweder in natura zu liefern oder dafür dessen Werth zu zahlen erbietig".

Der Vormund hatte jährlich 5 Achtel (1 Achtel oder Malter = 1,147 Hektoliter) Pacht den Kindern zu zahlen, es wurde ihm jedoch angerechnet, daß er „die Kriegsbeschwerde die zeither habe tragen und Schatzung bezahlen müssen" und ihm deswegen der Pachtzins nur für die Jahre 1696 und 1697 zur Last gelegt. In der Tat waren die Dorfschaften um jene Zeit durch Einquartierung schwer heimgesucht; u. a. lagen sächsische, gothaische, neuburgische Soldaten in der Gegend.

Man wird zunächst wissen wollen, was die Gulden jener Epoche seien. Die fraglichen Jahre 1692—1698 liegen geldgeschichtlich klarer als die unmittelbar vorhergehenden und die nachfolgenden mit ihrer Batzenüberschwemmung; man kann annehmen, daß auch im Kleinverkehr der herrschende Fuß sich ziemlich mit dem offiziellen deckte, daß also die vollwertigen im 18 fl.-Fuße geprägten Silbermünzen kein oder kein nennenswertes Agio bedangen und daß der Dukaten tatsächlich meist zu 4 fl. zu haben war [1]). Noch 1695 prägte die Stadt, wie aus den Münzakten hervorgeht, auch die kleine Scheidemünze der Kreuzer nicht geringer als nach einem 20 fl. 36 kr.-Fuße, die Albus (2 kr.-Stücke) nach einem 19 fl. 33 kr.-Fuß [2]). Es kursierten — wie seit Jahrhunderten — zahlreiche fremde Münzen, aber wenn der besonders gangbare französische Louis blanc 2 Gulden galt, so repräsentiert dies, denselben zu 25,08 Gramm fein gerechnet, noch keinen schlechteren als einen $18^2/_3$ fl.-Fuß. Man kann also sagen, daß der Silbergulden sich vom 18 auf den $18^2/_3$-Fuß hin bewegte, also zwischen 12,99 Gramm Silber und 12,54 Gramm Silber lag, der in Gold gezahlte Gulden ca. 0,86 Gramm Gold war. Da heute 12,99 bis 12,54 Gramm Silber nicht entfernt = 0,86 Gramm Gold sind, so ist klar, daß man den Inbegriff „Gulden" von damals so wenig wie den aus irgend einer anderen Zeit mit anderer Proportion als der heutigen mit einem einzigen Ausdruck in „jetziges Geld" übersetzen kann [3]). Ein in Gold gezahlter Gulden enthielt nach dem obigen ungefähr soviel Gold als in 2,40 Reichsgoldmark ent-

[1]) Um 1702 bereits Agio.

[2]) Nach dem Rezesse der fünf Stände vom 6./16. April 1693 sollte der Kreuzer zu 20 fl., der Albus zu 19 fl. $20^1/_2$ kr. gemünzt sein.

[3]) Vgl. auch meine „Wanderjahre des Johann Philipps Münch als Kaufmannsjunge und Handlungsdiener 1680—1696" S. 105 ff.

halten ist, ein Kreuzer soviel wie 4 Reichsgoldpfennige. Es ist selbstverständlich ganz gleich, wenn man eine Geschichte der Lebenshaltung und nicht eine Preisgeschichte der Edelmetalle schreibt, ob man nach der „Gold-“ oder der „Silberrechnung“ rechnet.

Zweck und Bedeutung der in der Tabelle erwähnten Gebrauchsdinge werden meist von selbst erhellen. Unter „Mutz“ verstand man ein Oberkleid; im XVIII. Jahrhundert hauptsächlich ein Frauen-, im XVII. aber auch ein Männerkleid. „Dieser fremde Herr im sammeten Mutzen“, heißt es im Simplicissimus [1]. „Einen sammeten Mutzen wie auch seidene Kleider vnd Mäntel“ sollen nach der Frankfurtischen Kleiderordnung von 1671 die vom ersten Stande tragen dürfen. 1 fl. 20 kr. als Preis der Elle für das blaue Futterhemd entspricht einem Preise von 2 fl. 27 kr. pro Meter. „Schechter“ — in anderen Gegenden z. B. Franken gleichzeitig „Schetter“ genannt — bezeichnet die geleimte oder gesteifte Leinwand, welche zum Steifen der Kleider, zum Unterlegen unter die Knopflöcher, in die Taschen u. dergl. gebraucht wurde. Unter „silbernen“ und „gültenen“ Knöpfen verstand man nicht immer echte, sondern öfters lediglich silber- oder goldartige, solche kamen mir in Rechnungen zu 36 kr. pro Dutzend vor. Es scheint, als ob die Hemden der Gebrüder Jäckel, wenn auch nicht fertig gekauft, so doch fertig bestellt worden seien, wenigstens wird kein gesonderter Einkaufspreis für Leinwand verzeichnet. Leinwand gab es natürlich zu den verschiedensten Preisen. Leinwand für starke Arbeiterhemden kam mir in gleichzeitigen (Nürnberger) Rechnungen zu 15 kr. pro Elle, das ist 22,8 kr. pro Meter, vor. Den Macherlohn für ein einfaches Manneshemd kann man zu 6 kr. annehmen, er kam also dem Preise eines Pfundes Rind- oder Schweinefleisches in den damaligen — teuren — Zeiten gleich. Die vorkommenden Strümpfe sind ohne Zweifel wollene; geringere Beine als solche von Adligen und Ratsherrn der ersten und zweiten Bank, von Doktoren und von namhaften Kaufleuten, die nicht „nach der Elle und dem Lot“ handeln, sollten sich überhaupt nicht in Seide hüllen: also schon für Notaren-, Prokuratoren- und Künstlerbeine war der Wollenstrumpf bezw. Baumwollen- und Leinenstrumpf obligatorisch. Der verzeichnete Preis ist nicht auffallend hoch; reiche Leute gaben leicht 3—4 fl. für wollene Strümpfe aus, die man so wohl fertig kaufte, als auch stricken ließ. Das Tragen von Pelzkappen war bei Vornehm und Gering üblich. — Ergänzend seien

[1] 1, 125 Kurz. (cit Grimm VI, pg. 2837).

noch die Preise der wichtigsten Nahrungsmittel aus der fraglichen Epoche angegeben [1]). Dieselben schwankten infolge einfallender Not- und Kriegsjahre bedeutend, Getreide insbesondere. Es variierte Rindfleisch und Schweinefleisch zwischen 5 und 6 kr. pro Pfund, das ist 10,36—12,43 kr. pro Kilogramm; Roggenmehl zwischen fl. 3,71 und fl. 14,10 pro 100 Kilogramm; Butter [2]) schwankte 1686—1695 zwischen 6 und 13 kr. pro Pfund, das ist 12,43—26,93 kr. pro Kilogramm, stieg aber vorübergehend (1693) bis 37,29 kr. pro Kilogramm und höher. Das Roggenbrot endlich kostete in Frankfurt nach sehr genauen von mir vorgenommenen Ermittelungen

	pro Kilogramm
1692:	3,56 kr.
1693:	5,32 „
1694:	5,57 „
1695:	2,77 „
1696:	2,16 „
1697:	2,29 „
1698:	3,35 „
durchschnittlich	3,58 kr.

Es kosteten also 100 Kilogramm 75,59 Gramm gemünztes Silber oder 5,117 Gramm gemünztes Gold, das ist soviel wie in 12,28 Goldreichsmark enthalten ist, oder ein Kilogramm = 12,28 Pfennige. — Der Jahreslohn eines besseren Knechtes zu häuslichen Verrichtungen stellte sich — ohne die Nebengeschenke — auf 21 fl. jährlich.

* * *

Es war nicht meine Absicht den Lebenslauf unserer jungen Schuster weiter hinaus als bis zum Schlusse der über sie geführten Vormundschaftsrechnungen zu verfolgen, dennoch blieb nach dem Abschlusse des Obigen ein Residuum unbefriedigten menschlichen Interesses bei mir für jene Schatten übrig, welche mir im Orkus der Vergangenheit Notizen über ihre Jugendzeit gegeben haben. Ich konnte darum gelegentlich nicht umhin, auf dem Frankfurter Standesamte noch ein wenig über sie nachzublättern. Es ergab sich, daß die beiden kurz nach der Liquidation in Frankfurt Bürger und Schuhmacher-

[1]) Anm. d. Herausg.: Außer den in meiner Anmerkung auf S. 120 erwähnten Haushaltungsbüchern von Privatpersonen dienten dem Verfasser als Quellen für diese Preisangaben namentlich Haushaltungsbücher sowie sonstige Aufzeichnungen Frankfurter Klöster und Spitäler.

[2]) Das Pfund Butter sowie das Pfund Fleisch waren um $^{1}/_{32}$ schwerer als das Pfund Brot.

meister geworden sein müssen. Johann Jakob heiratete 26 Jahre alt die Tochter eines Secklermeisters, Johann Adam im gleichen Alter die Tochter eines Schuhmachers und Bürgers zu Frankfurt a. M. Am 11. September 1728 starb Johann Jakob 55 Jahre alt, er wohnte in der Neugasse, welche noch heute eine Schustergasse ist. Der jüngere Bruder, Johann Adam, verarmte. In dem „Verzeichnis der Kranken bürgerlichen Hauß-Armen, welche von E. löbl. Casten Amt in hießig gleichfalls löbl. Hospital Amt zu bequemer Pfleg und Besorgung gethan und von jedem wochentlich ein Gulden zu entrichten verglichen worden", liest man, daß am 19. März dem hiesigen Schuhmacher Johann Adam Jäckel vergünstigt wurde, auf 14 Tage bis zu seiner Rekonvaleszenz in das Spital zu gehen; „wegen Baufälligkeit" heißt es in einem anderen Buche des Almosenkastens. Er genas nicht von der Baufälligkeit, sondern starb im Hospital am 15. Juni 1727, 51 Jahre alt.

3.

Jüdische Interieurs zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Gelegentlich wirtschaftsgeschichtlicher Studien über das 17. Jahrhundert fielen mir im Frankfurter Stadtarchiv einige Inventare jüdischer Besitzstände in die Hände, über welche Näheres zu erfahren manchem nicht unwillkommen sein dürfte.

Jüdische Inventare aus so früher Zeit sind selten; nicht alle rechtlichen Veranlassungen, die zu Inventarisierungen in christlichen Familien führten, hatten auch solche bei jüdischen im Gefolge. Die Obrigkeit ließ die Juden bei ihren Gebräuchen „wo sie sonsten den Christen ohnschädlich und daraus nichts widriges zu befürchten ist, also ohngestöhret verbleiben", so daß aus den unter ihnen vorgehenden und sie allein betreffenden Rechtshändeln selten Klagen bei den Gerichten vorkamen [1]). Jüdische Inventare müssen deswegen noch häufiger und in ausgesprochenerer Weise als die bürgerlichen mit, verschuldeten oder unverschuldeten, Vermögensunfällen, auch Untersuchungen, in Verbindung stehen, was bei Schlußfolgerungen zu beachten ist [2]).

Der Jude, in dessen Behausung wir den Herren Defessere (Gerichtsschreibersubstitut) und Joh. Heinrich Richter (Obristrichter) zunächst folgen wollen, heißt Seligmann Judt zur guldenen Crone; er führt also, wie fast alle Frankfurter Juden jener Zeit,

[1]) Vgl. Orth, Anmerkungen über die sogenannte Erneuerte Reformation 1742. Vol. II. p. 212 ff. — — Vgl. übrigens auch Stättigkeit §§ 98 ff.

[2]) Indes nicht in dem Sinne, als ob deswegen die Juden notwendig mehr Bankrottierer als die Bürgerschaft, namentlich die handeltreibende, gehabt haben müßten; eine simple Bemerkung, die man aber in einer Zeit, wo die Natur- und Temperamentsstatistiker zum drohenden Mißkredit wahrer exakter Untersuchung üppig aus der Erde wachsen (s. z. B. zahlreiche der von Thiel herausgegebenen Berichte des Vereins für Sozialpolitik über den „Wucher auf dem Lande", Bd. XXXV d. Schr. d. Ver. f. Soz.-Pol.) kaum unterdrücken kann.

keinen Familiennamen, sondern wird, in eigentlich recht adliger Weise, nach seinem Stammsitz benannt[1]. Die Gerichtspersonen durchwandern bei der Besichtigung in üblicher Weise die Behausung von oben nach unten; sie betreten dabei den Speicher (damals mit dem heute noch in Süddeutschland üblichen Ausdruck „Bühne“ genannt), dann 4 „Cammern“ (was indes in der Ausdrucksweise der Zeit mit dem Begriff „Stube“ ziemlich identisch ist), eine „Wohnstube“ und eine „Stube“. Sie gehen ferner in den Keller und endlich inventarisieren sie das nicht in der Judengasse selbst, sondern in der nahen Gasse „Hinter den Predigern“ gelegene Gewölbe[2]. Nichts Ausnahmsweises liegt darin, daß Seligmann, wie man sieht, einige Fahrnis etwa 1000 Fuß weit auf rein christliches Gebiet vorgeschoben hatte. Zwar war nach der „Stättigkeit“ (§ 75) den Juden „auff dem Marck oder in der Statt offendtlich ohne erlaubnis keine Laden oder Cramstandt zuehalten gestattet“, aber der Gebrauch hatte die bloße Innehabung von Lagerräumen (Gewölben) durch Juden bestehen lassen. Eine ausbündig liberale Interpretation — die darum freilich auch nicht unangefochten bleiben sollte. Zu Ende des Jahrhunderts sehen sich „sämmtliche des Seiden-, Hutstaffirer und Leinenhandels anverwandte Burger“ durch diese den Juden gewährte Nachsicht „in völligen Ruin und äußerstes Verderben“ gebracht. (Eine Phrase, die übrigens in den endlosen Nahrungsstreitigkeiten jener Zeit fortwährend wiederkehrt). Und der Rat erläßt zu Beginn 1697, also kurz nach dem Zeitpunkt unserer Inventarisierung, ein Edikt, wonach die Juden ihre „Gewölber und Kammern“ binnen 14 Tagen zu räumen hätten[3]. Die Juden appellierten indes an den Reichshofrat und die Sache, über die ein stattlicher Berg von Akten erwachsen ist, wurde einstweilen dahin entschieden, daß den Juden „pendente Appel-

[1] Die „Visitation der Judengasse“ vom 22. Febr. 1694 (Stadtarchiv Uglb. D 7 Lit C) zählt in dem Hause e i n Hausgesäß bestehend aus Mann, Frau, Tochter, Tochtermann und einer Magd. Als „Handlung“ des älteren Ehepaares wird aufgeführt: „Leinentuch, Garn und Käß“, die jüngeren „handeln nichts“.

[2] „Mittwochß und Donnerstags den 4. und 5. Aprilis 1694“, besagt die Einleitung, „haben wir Herrn Johann Christoffs von den Birghden J. U. Lti. und pro tempore Actuarii Substitutus Theodoricus Tesessere und Joh. Henrich Richter Not. Caes. Pub. und Obrist Richter auf Grg. ertheilten Burgerm. Befehl ordentlicher weiß inventirt und beschrieben Seligmanns J. z. guldenen Cronen Haabe und Vermögen und nach dem solches geschehen, mit dem gewöhnlichen Gerichts Innsiegel verwahret“. — Folgt die Aufzählung. — Format des Aktenstücks: Schmalfolio.

[3] Vgl. M o r i tz, Versuch einer Einleitung in die Verfassung derer Oberrheinischen Reichsstädte, Vol. 1, S. 248 (Frankf. 1785).

latione" der Handel und Verkauf in diesen Gewölben nicht zu verwehren sei, daß sie jedoch vor solchen Gewölben und Kammern keine öffentlichen Zeichen und Warenmuster wie in öffentlichen Kramläden aushängen durften.

Ein Einblick in das Inventar zeigt sofort, daß Seligmann z. g. C. nicht wohlhabend gewesen ist. Dies wird auch bestätigt durch die Schatzung, welche er zahlt und die sich (wie aus den Beedebüchern der obern Stadt zu entnehmen) auf 2 fl. 18 ßh. pro Halbjahr belaufen hat. Danach hätte Seligmann fl. 1000 verschätzt[1]), ein Vermögen, das auch „der geringste Jud so nichts im Vermögen hat" versteuern sollte[2]). Seligmanns Hausrat wird, selbst wenn man annimmt, daß einiges nicht zur Inventarisierung gelangt sei, namentlich was die Möbel anlangt, als recht dürftig erachtet werden müssen. Der Handel, den er getrieben haben muß, dürfte an Umfang nicht entfernt an den wohlhabenderer Genossen herangereicht haben. Aus gedruckten und archivalischen Quellen verschiedener Art, aus denen ich in einem andern Zusammenhange weiteres mitteilen werde[3]), kann man ersehen, wie gern sich hochgestellte Persönlichkeiten bei Ankäufen verschiedener Art (namentlich auch Bücherankäufen) an Juden wandten, während das Kollegium, welchem sie angehörten, der Rat — freilich anstürmendem Brotneid nachgebend — Beschränkungen nach verschiedenen Richtungen hin ausarbeitete. Ganz besonders gegen den Bücherhandel kämpfte die bürgerliche Konkurrenz, und mit Erfolg[4]).

Es ist übrigens, trotz den Angaben der „Visitation", nicht ganz leicht, in unserem Inventar mit Sicherheit zu unterscheiden, was Gebrauchsgegenstände, was Handelsartikel gewesen sind. Die Anord-

[1]) Dies zu berechnen hat man nämlich von dem eingetragenen Ziel die Stättigkeit mit 14 Schillingen pro Ziel abzurechnen; der Rest fl. 2,04 (der noch den halbjährigen „Herdschilling" mit 12 Schillingen enthält) stellt die für obiges Kapital zu leistende Zahlung dar.

[2]) Vgl. Lersners Chronik II, 1, 88; Stättigkeit § 107. Ende des siebzehnten Jahrhunderts galt in Frankfurt der durch die Münzedikte von 1690 und 1693 provisionaliter eingeführte 18 Gulden- oder Leipziger Münzfuß (18 fl. auf eine feine Mark).

[3]) Anm. d. Herausgebers: Vergl. hierzu das in meiner Anmerkung auf S. 27 Gesagte.

[4]) In den Bürgermeisterbüchern der Zeit spielen eine Rolle namentlich David zum Schiff und Nathan zum Strauß; Schudt in seinen „Jüdischen Merkwürdigkeiten" (1714) weiß besonders auch noch des „frommen Joseph" mit Schauern sich zu entsinnen (nel pensier rinasce la paura); derselbe hatte „stäts gebundene Bücher feil herum in die Häuser getragen, dadurch man oft zu raren Büchern auch wohl um geringen Preiß kommen können" (II, 167 f.).

nungsweise, die heute in den Haushaltungen herrscht, ist überhaupt den bürgerlichen Interieurs damaliger Zeit fremd gewesen. Stand eine Inventarisierung bevor, so wurde zu deren Erleichterung die übliche Anordnung häufig noch mehr gestört, namentlich kleinere Gegenstände von ihrer gewöhnlichen Stelle gebracht [1]).

Am Deutlichsten geben sich als Handelswaren zu erkennen die in dem Gewölbe, dem Keller und der Kammer Nr. 3 befindlichen Dinge. Ein Teil der Kleidungsstücke war vielleicht auch für den Handel bestimmt. Es war den Juden gestattet, alte sowohl wie neue Kleider zu verkaufen, letztere sobald sie dieselben bei zünftigen Meistern hatten fertigen lassen. Die Berichte, welche die zeitgenössischen Schriftsteller über das Aussehen der Frankfurter Juden in Beziehung auf ihre Kleidung geben, sind in manchen Stücken widersprechend, wie das übrigens von mehr oder minder flüchtigen Reisemitteilungen nicht Wunder nehmen kann. Auch die Berichte des ansässigen Schudt geben kein ganz übereinstimmendes Bild; zumeist stellt dieser Autor, dem es wesentlich auf Erregung der Leidenschaften gegen die Juden ankam, deren Kleidung als übermäßig prächtig hin; zuweilen aber, wenn es ihm besser in den Zusammenhang paßt, macht er sich wiederum Zitate zu eigen, welche (da auch dies zur Verächtlichmachung dienen kann) sie als „arme Teuffel“, die „schlechte Springe machen“, und lumpig erscheinen lassen [2]). Erwägt man, wie auf das meiste von dem, was zur Erfreuung des Menschen Natur und Zivilisation darbieten, der Jude jener Zeit verzichten mußte, so wird man einen ausgesprochenen Hang zu Schmuck und Kleiderstaat nicht für unwahrscheinlich halten: dem Hausvater mag es eine besondere Genugtuung gewährt haben, Weib und Töchter recht geputzt zu sehen. Der Einblick, den unsere Inventare gewähren, steht mit dieser Auffassung wenigstens nicht im Widerspruch. Einige recht gute Anhaltspunkte gibt auch die, freilich einer etwas späteren Zeit angehörende jüdische Kleiderordnung, die am 18. Juli 1715 auf Verordnung der Gemeine und „Befehl der Herren Vorsteher und der Herren Aufseher und mit Consens des vortrefflichen Rabbiners in der alten und neuen

[1]) Vgl. auch Orth, a. a. O. IV, 70.

[2]) So in dem Zitate: „tous assez pauvres, si on en doit juger par leurs habits et leurs Synagoges, qui ne sont gueres plus que des reduits de gueusaille“ (II, 187). Mit unseren Inventaren in Einklang stehen bei Schudt namentlich mehrere Angaben über Weiberkleidung (II, 252); den daselbst erwähnten Flittern (auf Schleiern), silbernen Gürteln, werden wir später mehrfach begegnen; auch den II, 243 angeführten, ihm zufolge in der Synagoge getragenen, verzierten „Schlaffhauben“.

Schul ausgeruffen worden ist". In Nachahmung der in christlichen Gemeinwesen geltenden Gepflogenheiten hatten die Juden, die man ja (s. oben) daran gewöhnt, einen Staat unter sich zu bilden, sich für befugt gehalten, ein besonderes und recht strenges Reglement sich vorzuschreiben; sie mögen vielleicht gedacht haben, mit diesem ihrem Vorgehen etwas gerade in den Augen der Bürger sehr Löbliches zu unternehmen. Gefehlt! Herr Schudt erwischt ein Exemplar, er übersetzt es [1]), und augenblicklich fährt der obrigkeitliche Blitz auf diejenigen herab, die sich vermessentlich unterstanden „leges vestiarias und sumtuarias" zu machen: sie werden wegen solchen Frevels „billig von dem löblichen Zenden-Amt zur Straffe gezogen". Nur den Freien ist die Tugend möglich!

Charakteristisch für die traurigen Zeitumstände, unter denen die Juden selbstverständlich ganz besonders zu leiden hatten [2]), sind die verschiedenen Posten „gefleht Gut" [3]), welches das Inventar aufführt; es mögen Juden aus der Bergstraße oder der Pfalz gewesen sein, denen die Gegenstände angehörten. Unter dem furchtbaren Eindruck, den die Pfalzverwüstung hervorgebracht, hatte bewegteres Mitgefühl den gewohnten Panzer der Engherzigkeit gelüftet; für die Vertriebenen, Abgebrannten, wurden in den Städten nicht nur Geldsammlungen veranstaltet, sondern, was mehr war, den Flüchtlingen wurde die Möglichkeit geboten, sich mit ihrer Arbeit zu ernähren; besondere Erleichterungen wurden ihnen zu dem Zwecke eingeräumt. So verfuhr auch Frankfurt. Aber die Herzen der glücklich Verschonten auch für vertriebene Juden in ähnlicher Weise mild zu stimmen: dazu hatte aller Jammer der Zeit nicht ausgereicht, dazu ist die Einkehr in sich selbst, wie sie damals so oft gepredigt worden, nicht wirksam genug gewesen [4]).

* * *

[1]) Auch enthalten in Bd. IV des zitierten Buches. —

[2]) Schudt I, 440 berichtet u. a., daß sich in Speyer bis zu der 1689 erfolgten Verwüstung 10—12 jüd. Familien aufgehalten „Nach der letzten Wiedererbauung biß auf jetzo haben die Herrn Speyrer keine Wohnung denen Juden mehr verstatten wollen".

[3]) Flehen, schlechte Schreibung für flöhen = flüchten; „in Sicherheit geflehet" (Simplic. K. 135, 8 zit. bei Grimm).

[4]) Vgl Protokoll der Ratssitzung vom 13 Juni 1689. Denen Juden aus Speyer, Worms und der Pfalz soll bei hoher Strafe kein Aufenthalt in Frankfurt gestattet werden. — — Indes zeigt doch die Visitation von 1694, daß entweder die Juden dies Verbot zu umgehen wußten, oder daß eine spätere gelinde Praxis dessen Schärfe milderte; wir finden nämlich 87 fremde Personen

Ich lasse nun das Inventar folgen, indem ich die größeren und für die Räumlichkeit charakteristischen Gegenstände nach ihrem Standort aufführe, auf die kleineren, die mehr zufällig umherliegenden Dinge und die Handelswaren jedoch zunächst nur verweise, um dieselben nachträglich in leichter übersichtlicher Zusammenfassung geben zu können. Solche abkürzende Umarbeitungen habe ich, wie eigene Zusätze überhaupt, durch eckige Klammern kenntlich gemacht; im übrigen sind die Positionen genau in der Schreibweise der Vorlage (jedoch nicht in derselben zufälligen und verwirrenden Reihenfolge) wiedergegeben.

Oben auf der Bühne.

1 grün angestrichen tannene bettlade; 1 alt tannen gehimmelte Bettlade[1]); 1 wiegenbanck und 2 wiegen.

1 Tannen Handsaß und ein Anhängtischlein.

1 großer tannener Mehl Casten mit etwas Mehl.

1 groß tannene verschloßene Kist, so des J[uden] Männugen [zum?] Hecht angeben nach einem frembten Juden zugehöret; 1 kleinere dito, so ebenmäßig fremten Leuthen zugehören solle.

In der [ersten] Cammer.

2 Tannene leere Kisten; eine brodhäng und noch eine leere Kiste.

3 Kupfferne Keßel so nacher Darmbstatt gehören sollen[2]).

3 verschloßene tannene Kisten, so ebenmäßig geflehet gut seyn soll.

1 große Tannene bettlad darinn 3 Pack alte bett so fremden Leuthen gehören.

[Einiges Kupfer, Zinn- und Eisenwerk, auch ein Cöller; siehe unten.]

In der andern Cammer.

2 Tannene Bettladen darinnen 2 alte Unterbett, 2 dito Pfülff (Federbett), 4 dito Küßen, 2 Parchett Deckbett, 2 paar schlecht Leiltücher[3]).

6 Kisten, so dem angeben nach geflehet guth.

[Papier u. Leinwand, s. u.]

In der dritten Cammer.

1 alt tannener Schrank mit einer Thür.

1 große tannene Kist mit einem Fuß, darinn 18 flächßene Leiltücher, 16

aus der Pfalz vor, von denen 21 (4 Ehepaare mit zus. 13 Kindern) bereits 4 Jahre, also vielleicht seit 1689, anwesend waren.

[1]) Die Möbel in den ärmern Haushaltungen jener Zeit sind, wie heute auch, meist aus Tannenholz und grün ist dafür die beliebteste Anstrichfarbe. Bei Reicheren kommt neben dem Tannenholz vorwiegend noch Nußbaum und Eichenholz vor. Die Bettladen sind teils „gehimmelt" teils „ungehimmelt" und meist geringen Werts.

[2]) Darmstadt im Juli 1693 vorübergehend von den Franzosen besetzt (s. Theatrum Europaeum XIV, 455).

[3]) Leiltuch, gebräuchlich für Betttuch; in älterer Zeit Leilach, Leylach.

Tischtücher, 8 Handquellen[1]), 5 Servietten.

[Einiges Zinnwerk, Papier, Merceriewaaren; s. u.]

In der Cammer Nr. 4.

1 Tannerne Bettlad mit einem schlechten Himmel, darum 1 leinen blau und weiß gewürffelter vorhang von 2 blättern und dem Crantz [Bettwerk ähnlich wie oben, etwas weniger].

1 Tannene große Kiste mit einem Fuß [Kleidungsstücke enthaltend s. u.].

1 paar Kindbetter Leiltücher; 1 silbern vergulter Buckelbecher mit einem Deckel wiegt 17 loth 1 quint [vermuthlich gleichfalls in der Kiste].

1 mit eysen um und beschlagene leere Kiste.

[1 leeres Essigfaß; gefüllte Essigfässer; Kleidungsstücke; Kupfer- und Messingwerk s. u.]

In der Wohnstube.

1 grün angestrichene Bettlade darin 1 Zwilchen Unterbett, 5 Küßen, 1 Parchet Deckbett.

1 alter Nußbaum Auszieḥtisch.

1 Zinnen Handfaß mit dem Becken.

1 grün angestrichen Tresour[2]) mit 2 Thüren.

2 Leuchter, 1 groß Meßingbecken, 4 dito wandleuchter; 3 meßinge Sternlampen.

1 Spiegel in einen schwartzen Rahm; 3 Hirschköpff. [Zinnwerk s. u.]

In der Stuben Nr. 6.

1 Tannen Ausziehbettlade, 1 Zwilchen Unterbett, 1 Parchet Deckbett, 13 Küßen; 1 klein tannen Kistgen darinn etwas weiß leinen geräth; 1 grün angestrichen tannen Kiste.

98 allerley hebräische Bücher.

[Zinnwerk, Kleidungsstücke s. u.]

[1]) Handquelle = Handtuch; Anm. d. Herausg.

[2]) Diese m. Wissens in Frankfurt ausgestorbene, in München und Salzburg von mir noch gehörte, Bezeichnung für ein in seiner Bestimmung dem heutigen Büffet nahekommendes Möbel ist mir bereits in einem von 1537 datierten Schriftstück (des Darmstädter Archivs) begegnet und noch weit hinein in das 18. Jahrh. werden in dem Frankf. Anzeigeblatt „Tresors“ zum Verkauf annonziert. Ueber die Urgeschichte desselben kann man sich in Viollet le Duc (Art. Dressoir) auch in Weiß Kostümkunde orientieren; das Frankfurter Tresor dürfte wesentlich in einem Schräukchen mit einem staffelförmigen Schubladenaussatz bestanden haben und allem Anschein nach selten kunstvoll gewesen sein. Einige kleine Modelle in den Puppenhäusern des germ. Museums geben m. E. von dessen Konstruktion einen guten Begriff. Nach der Frankfurter Stadtreformation (II. Tit. III, § 19) zu schließen, war es zeitweilig in die Wand festgeschraubt. Die nach oben gekehrten Flächen des Möbels waren gewöhnlich mit herabhängenden (bei Reichen aus feinen Stoffen gefertigten und gestickten) Decken und sog. Tresor-Cräntzen belegt, die dem Zimmer wohl mehr zur Zierde gereichten als das Möbel selbst.

Im Keller.

2 Faß Wein[1]); 1 groß u. 1 klein eyserner Waagbalcken.

[Kramwaaren, theilweise in Fässern, Merceriewaaren, Zinnwerk s. u.]

In dem Gewölbe hinter den Predigern.

1 Fuder Wein von diesem Jahr, 3 Zulast von 3 Ohm von eben solchem; 2 leere Stückfaß; 1 große kupfferne waag.

[Kramwaaren, meist in Fässern, etwas Messingwerk; s. u.]

[Vorrath an Kleidungsstücken.]

[Mannskleider:] 1 schwarz Zeugener Schabbes Mantel mit kleinen silbernen Crappen, 1 schwarzer Cameelhaarner Manns Rock, 1 altledern Coller, 1 schwarz zeugen Camisol, 1 weiß taffeter Manns Cragen mit gulden spitzen; [24 Hemden].

[Frauenkleider:] 1 weiber Schabbas Mantel mit gulden borten und vergulten Spangen.

1 seyden weiber Coller mit gold gebremt; 1 Band so verpetschirt, bestehend in 2 vergulten weiber Coller; 4 guldene Cöllerborten; 2 weiber Crägen; 1 silbern blech unter dem weiber Cragen.

1 schwarz tuchener Mutzen mit sammeten Ausschlägen[2]).

1 schwarz sammeter Jack mit guldenen Schnüren; 1 roth geblümt seydener Jaque mit silbern Schnurlein.

1 Brocadene Brust; 1 seydene brust mit silbern schnürlein, 1 dito mit guldenen borten; 1 roth sammete Brust mit den Ermeln mit gulden Borten; 1 roth sammete brust mit breiten gulden borten besetzt, 1 dito paar Ermell mit dito besetzt; 1 schwartz sammeter Jack mit guldenen Schnüren; 1 roth geblümt seydener Jacque mit silbern Schnürlein, 1 dito Rock mit einer gulden Spitz; 1 gestreifft Atlaßener Rock; ein rother Tuchener Rock mit einer silbern Spitz; 1 weiß Taffet gewässerter Rock mit einer farbigen Spitz; 1 Bleumorant Taffeter Rock[3]) mit einer silbern Spitz.

1 [Weiber]schurtz; 1 gulden band mit flittergen.

1 reine weiße Haub mit Spitzen, 1 roth taffete Haube mit silbern Spitzen.

1 weiber brauthemt [17 Weiberhemden][4]).

[1]) Wein wie Korn sollten die Juden nur verkaufen, wenn sie dergleichen von ihren Schuldleuten zur Zahlung oder pfandweise erhalten hätten (Stättigkeit §§ 77 und 78). 1693 kostete ein Fuder (= 6 Ohm = ca. 680 Liter) Hochheimer Weins nach Lersner 135 Gulden; in der Gemarkung von Frankfurt gewachsener Wein war jedoch erheblich billiger und bedang zuweilen nur den dritten Teil des Kaufpreises des ersteren. Okt. 1690 kostete Bockenheimer Wein 30 Gulden per Fuder.

[2]) Kurzes Oberkleid, besonders des weibl. Geschlechts; siehe Grimm, Schmeller, auch jüd. Kleiderordnung Nr. 20; S. a. S. 151 dieses Bandes.

[3]) Hell bleu mourant erwähnt in der städtischen Kleiderordnung von 1731 und vom 3. Stand abwärts verboten, wie denn überhaupt helle „brillirende" Farben ein Vorrecht der obersten Stände sein sollten.

[4]) Welchen Wert dieser Kleidervorrat besessen, läßt sich nicht wohl sagen,

[Zinnwerk

Im Ganzen 106 runde Schüsseln, 50 eckige kleine Schüsseln, 1 Suppenkumpen, 28 Teller, 4 Flaschen, 28 Kannen, 2 Butterständer, 2 Bettflaschen, 1 Faß mit altem Zinnwerk[1]).

wie denn Taxationen in den Inventaren überhaupt ungemein selten sind. Die einzige Taxation jüdischen Hausrats, die ich gefunden, datiert von 1704; sie betrifft einem gewissen Goldschmidt gehörige Gegenstände, welche, sofern nicht das Gegenteil bemerkt ist, in ziemlich gutem Zustand gewesen sein dürften. Ich setze aus den sich auf Kleidung beziehenden Taxationen die interessantesten hierher:

„1 Schabbes Weiber Mantel mit 1 Güldenen Borden und 1 silbern Beschläge 20 fl.; 1 alter dito ohne Beschläge 9 fl."; 1 braun tuchener Chambrelue (in der Kleiderordnung von 1731 Manteau Chambrelue genannt) mit blau Sammet ausgeschlagen und silbernen Spitzen beschlagen 15 fl.; 1 rothgestreifter Seiden Chambrelue mit goldenen Borden besetzt 12 fl.; 1 Nachtmantel mit Spitzen 2 fl.; Hauben 30 kr. bis fl. 1,30; 1 Hamburger Haube mit Gold- und Silberspitzen 9 fl.; Schleier 30 kr. bis 1 fl.; Schürzen 30 kr. bis 3 fl.; damastene Röcke 4,30 fl. bis 6 fl.; Aermel aus Taffet, Seide, Brocat 15 kr. bis 1 fl.; 1 Jüdisches Unterköller mit Spitzen 1 fl.; 1 blau Taffet Brust mit silbernen Schnüren 1,30 fl.; eine dsgl. purpur Sammet mit goldenen Spitzen 5 fl.; 1 schwarzer Cameelhaarner Mannsrock 4,30 fl.; 1 leinener Sterbekittel 1 fl. —

Nach der Eingangs erwähnten jüdischen Kleiderordnung würden manche dieser schönen Dinge mehr oder minder dem Interdikt verfallen sein. Ihr zufolge sollten (um nur das Wesentlichste anzuführen) Weiber und Jungfrauen keinen Sammt, keine Kleider, an denen der Stab mehr als 2½ Tlr. kostet, keine teureren Spitzen als für 1 fl. die Brab. Elle, keine Fontangen, keinen Chambrelue, gestickte oder bordierte Pantoffeln oder Schuhe, mit Spitzen besetzte Halstücher oder Schürzen tragen dürfen; auch goldene Schleier, Ketten und Gürtel sollen ihnen verboten sein; seidene Kleider sollten sie nur am Sabbat oder an Feiertagen tragen dürfen. Männer sollten gleichfalls an Werktagen nichts Seidenes, auch kein seidenes Futter tragen; Sabbats und an Feiertagen keine Schabbes Mäntel von Seiden, niemals fädene Knöpfe von Gold oder Silber. Nur für Hochzeitsleute und nahe Anverwandte derselben sollte einiger weitergehende Luxus erlaubt sein; auch sollte gestattet sein, gewisse der schon angeschafften luxuriösen Stücke noch aufzubrauchen. — Man muß es übrigens der jüdischen Kleiderordnung nachrühmen, daß sie, mit Ausnahme einer das Gesinde betreffenden Bestimmung (es soll auch am Sabbat keine Seide tragen), demokratisch gehalten ist, keine Unterschiede nach dem Ansehn oder dem Reichtum macht und so wenigstens eine wirkliche Luxusordnung vorstellt, wogegen aus den ausgetüftelten Standesunterscheidungen anderer zeitgenössischen Ordnungen, sowie aus deren eifrigen oder demütigen Proemien gegen Luxus, Hoffart und Eitelkeit gerade verletzte Eitelkeit (der höheren Klassen, die sich von den niederen nicht genug ausgezeichnet wissen), deutlich herausspricht.

[1]) Man unterschied Frankfurter und teureres sog. Englisches Zinn. Gebrauchte englische Zinnwaren wurden nach zwei mir vorliegenden Beispielen (1694 und 1704) auf 18—20 kr. per Pfund, Frankfurter (1704) auf 16 kr. geschätzt.

Eisen und Blech

ganz unerheblich.

Kupfer und Messing.

3 kupferne Kübel, Becken und Kessel; 2 messingne Leuchter, 2 dsgl. kleine Becken, 1 dsgl. Kessel, 4 Siebchen, 1 Mörserstein ohne Stößer.

Kram- und Eßwaaren.

228 Stück Käse, davon 147 ausdrücklich als „koschere" bezeichnet, 1 ganze und 1 angebrochene Tonne Häring, 1 Faß mit kleinen Rosinen, 1 Faß halb voll Honig, 1 kleines Faß mit Honig; 2 angestochene Fässer mit Essig und 2 ditto mit Oel, 1 großer Topf mit Baumöl, 1 Schachtel mit Safran Blumen, 1 dsgl. mit Senf; allerhand Gewürz][1]).

80 Ellen Leinen Tuch[2]); 1 Stück ungebleicht leinen Tuch, 1 Stück Zwilch.

[2 Pack weiß kölnisch und 17 Pack klein Garn; 75 Pfund Garn, worunter 36 Pfund kölnisch.]

1 klein Kistgen mit allerhand ausgeschnittenen Schnüren, 31 Pack leinen schnür; 1½ Pfund Baumwolle; 12 Stück einfaß leder; 22 Pack Stecknadeln.

1 Fäszchen mit schwartzen Seifen; 26 Stück harte Seiff; ½ Schachtel voll Mastix und weyrauch; 3 gebund Leim; 7 Pfund weinspan.

1½ ballen Pappier, 16 Rieß weiß schreibpapier; 108 Pack Carten; Allerhand Reste Cramwahren.

* * *

Ein ziemlich klares, freilich wegen der besonderen Aermlichkeit klares, Bild gibt das am 4. Nov. 1704 über die Verlassenschaft weiland Moses gewesenen Judens zum Silbernen Leuchter und seiner Ehefrau aufgenommene Inventar; hier wird ausdrücklich bemerkt, daß an Barschaft, Silberwerk und Forderungen nichts vorhanden ist, dagegen allerlei (noch unspezifizierte) Schulden zu tilgen, auch die Leichenkosten noch zu bezahlen sind. Der Hausrat verteilt sich über 3 Gelasse: eine hintere Stube, eine Stube neben dieser und eine obere Kammer. In der erst- und letztgenannten nur Bett- und Bettwerk; in der dritten: einige große tannene (Frauenkleidung enthaltende), Schränke und Kisten, einige Reisekisten, Zinnwerk, ein großer und kleiner Ausziehtisch, 1 messingene Lampe mit acht Schnauzen, 6 alte Schildereien und „1 andere von Holtz geschnitten und gantz ver-

[1]) Nach der Stättigkeit § 77 war den Juden nur pfandweise erhaltene Spezerei zu verkaufen erlaubt (bez. des Weines und Korns hieß es „zur Zahlung oder Pfandtweis" gegebene), nach einem Ratsbeschlusse von 1758 (Beyerbachs Verordnungen pag. 774) sollten sie jedesmal auf dem Würz-Schau-Amte eidlich angeben, wann und wie viel Spezerei ihnen zugefallen sei. — — Preis großer Rosinen 12 kr. per Pfund; des sehr beliebten holländischen Käses 6—7 kr. per Pfund.

[2]) Preis des weißen leinen Tuchs damals ca. 15 kr. per Elle.

guldet"; mit dem Geschäftsbetrieb in Beziehung standen wohl: „1 alt eingelegt Schränkgen mit Schubladen und 1 tannen Briefrepositorium". Der Besitzer war auf 1150 fl. Vermögen eingeschätzt; Ende 1703 (Visit. Uglb. D. 7)[1]) hatten 3 Familien in dem Hause gewohnt.

* * *

Besser sieht es aus in der Wohnstube des Elkan Moses zum Vogelgesang, über dessen „Gold, pretiosen und übrige Mobilien" am 20. und 21. Oktober 1690 auf bürgermeisterlichen und rechneiamtlichen Befehl Inventar erhoben worden ist. Wir finden:

1 eichenen Auszieh-Tisch, 1 alten Sessel und 2 Lehnstühle, 1 zinnernes Handfaß, 1 dsgl. Topf und 3 Blumenkrüge, 1 messingenen Hängeleuchter von 6 Armen und 3 dsgl. Wandleuchter, 1 Spiegel mit schwarzem Rahmen, ferner etwa 100 zinnerne „Kümpffergen mit Ohren", Schüsselchen, „eckigte kleine Schüßlein" „zottigte Kanthen".

In der Laubhütte steht ein alter Tisch und ein Backtrog.

Bettleinwand, Tischgeräte sind in reicherem Maße vorhanden als bei Seligmann z. g. Crone (ca. 54 Tischtücher und 40 Handquehlen); bemerkenswert sind einige seidene und plüschene Handquehlen. 13 hebräische Bücher werden aufgezeichnet.

Unter dem Kleidervorrat kennzeichnen sich als spezifisch jüdisch u. a.: „1 Schabbesbrust mit silbernen Hafften", „Zehngebottmäntel", ein Sterbekleid.

114 Reichstaler in neuen Trierischen und anderen Gulden befinden sich in einem leinenen Säcklein, „100 Tlr. weiß gold sollen sich in der Tochter verpitschierten Kisten befinden".

Es ist möglich, daß Elkan zum Vogelgesang Silberwaren vertrieben hat. Wir finden bei ihm silberne Gürtel, Becher, Kannen, Lavoirs, Teller, Schälchen, Lichtputzen, silberne Kapseln mit Bruch- und Puppensilber, Löffel, Messer, Gabeln (wenige, da letztere damals erst recht in Aufnahme gekommen), 2 große silberne Spiegel, die einem Grafen zugehören sollen [2]).

* * *

Hieran sei gleich angeschlossen ein Einblick in die reicheren Bestände an Silberwaren und Pretiosen, die ein s. Z. öfters genannter Händler, Meyer zur gelben Rosen hinterlassen hatte; dieselben waren u. a. von dessen Erben in einer Streitsache gegen einen an-

[1]) Inventarzeichen des Frankf. Stadtarchivs.

[2]) Die 1694 im Hause Wohnenden verwalteten nach der Visitat. einem Elkan „so jetzt zu Würzburg wohnt seine Sachen, die meist in Wechsel bestehen".

deren Frankfurter Juden als Kaution vorgeschlagen, und demgemäß auf Dekret vom 17. bezw. 29. Okt. 1679 am 4. Nov. d. J. aufgezeichnet worden [1]). Es werden aufgeführt:

Ringe mit zus. 19 Diamanten, 1 böhmischen Diamanten, 11 Rubinen; 1 Türkisring, 1 Onyxring, 1 Ring mit Carneol, 1 Lilienring, Petschirringe; zus. 30 Ringe. Dieselben liegen zum Theil in Ringkästchen und wiegen mit 4 Rosen, welche 9 Diamanten und 3 Rubinen enthalten, ferner mit einem Zahnstocher mit 4 Diamanten zus. 11 loth 1 quint.

2 Ringe, deren Gewicht nicht angegeben ist.

9 theils gefaßte, theils ungefaßte Diamanten; 27 Perlen; noch 1 loth $2^1/_2$ quint kleine Perlen in einem Schächtelchen.

1 große silberne Lampe à 11 Mark 15 loth, 1 dsgl. Lämpchen mit dem Zugehör à 4 Mark $1^1/_2$ loth, 2 dsgl. runde Leuchter à $22^1/_2$ loth zus.

5 silb. Salzfäßchen, wovon eines „vierfachigt" und 4 vergoldet. Zus. $29^1/_2$ loth.

3 Löffel, wovon 2 vergoldet, 11 loth 3 q.

„1 vergüldt Meßer, 4 dito gabeln wiegen zusammen mit der Klinge 14 loth 3 q.", „Meßer und Gabel vergult in 1 blau sammeten Scheide wiegt zusammen mit der Kling $5^1/_2$ loth", 1 silbernes Messer à 4 loth 1 q. (mit Klinge), „mit Perlen gestuckte Messerscheid" $3^3/_4$ loth.

3 Schälchen, zwei davon 2 Mark 6 loth wiegend.

14 silberne, meist vergoldete Becher, theilweise mit Deckeln versehen (dabei ein Buckelbecher im Gewicht von 5 Mark 4 loth, 1 Bierbecher, mehrere Traubenbecher, Stuzbecher"; alle zus. wiegen 13 Mark 3 q.; 2 Deckel zu Banhus (?) Gläsern, vergoldet, 3 Mark $5^1/_2$ loth [2]).

„5 gürtelstück von schwartz Samett mit Silber beschlagen wiegen mit den Gürteln 2 marck 11 loth; 7 stück beschläg zu 1 Gürtel vergüldt à 2 marck $4^1/_4$ loth; 27 Löwen Kopffgen zu 1 Gürtel und anderes vergüldt" $19^1/_4$ loth; 3 vergoldete Gürtel 2 Mark $5^1/_2$ loth.

„1 silbern Gieszkändtgen" $18^3/_4$ loth; „1 Elendsklau in Silber eingefast"; „Historia der Ester auf Pergament klein geschrieben auf 1 Silbern Roll nebens etlichen Bildnußen darauf à 20 loth."

[1]) Meyer zur gelben Rosen unterzeichnet 1662 als Baumeister ein Schriftstück, worin erklärt wird, daß durch das Kais. Privil. (wonach die Juden wegen der Blutbeschuldigung nicht auf bloßes Anbringen hin gefänglich eingezogen werden sollen) der Jurisdiktion der Obrigkeit nicht präjudiziert werden soll. (Schudt IV, 2, 400 f.). — Abraham z. g. R., bei dem die Effekten sich befinden, verschätzt 7000 fl. (Beedebuch.)

[2]) Christen wie Juden pflegten als Gevattergeschenke Silberpiecen und insbesondere Becher zu spenden. Im Anschluß an analoge Bestimmungen der städtischen Kleiderordnungen versuchte die jüdische nachmals den Wert dieser Geschenke zu limitieren; nur der Vater sollte dem Sohn nach Belieben spenden dürfen, alle anderen Gevatter jedoch höchstens 20 Lot an Gewicht.

29 „Ducaten in specie“, „1 Nürnberger Güldenthaler“, „5 Königsthaler und 1 Kopfstein“; „2 vergüldte Münzgen“ 2¼ loth; „1 gebrochener Ducat, 2 falsche stück goldt“.

„15 Guldenstück in einem Säckgen, 1 halb Dütgen mit Weißpfennig[1]), 3 Dutten mit Petermänngen[2]) und Groschen“; 8 Rthlr. in allerhand Münzen.

Allerhand Silber in einem kleinen Augsburger Kistchen.

„1 agath gesteck von 1 meßer u. gabel“, 1 Löffel und ein mit Gold eingefaßtes Salzfäßchen, beide vermuthlich ebenfalls aus dem, damals häufig verarbeiteten, Achat verfertigt.

Von mit Gold- und Silber verzierten Gerät- und Kleidungsstücken erwähne ich 2 Brautköller mit Flitter, 1 Köller mit Goldspitzen; drei Brautschleier mit Flitter, 1 Schleier mit Silber durchstochen, 2 Brautkrägen mit Silberspitzen, 2 Schlafhauben mit Gold bordiert, ein grünes Schurztuch mit silbernen Franzen, „1 seiden bundigte Hand Zwehl mit silber durchzogen“, „1 Cranz mit gülden Spitzen unter 1 leiltuch“, 16 Handborten mit Flitter, Silber oder Gold, „2 Stirnblat mit gülden Borten“ u. a. mehr; Silberne Spitzen in einem Kistchen 5¾ loth; 4 Päckchen Flitter.

Bei einigen Gegenständen und petschierten Paketen ist angemerkt, daß sie Fremden angehören oder Unterpfänder seien; ich erwähne hierunter 1 Balsam Büchschen.

* * *

Jacob David zum güldenen Rößlein (auf 1900 fl. eingeschätzt), hat hauptsächlich Manufakturwaren vertrieben. (Inventar vom 17. Juni 1690). Etwa 300 paar Strümpfe, 59 paar Handschuhe, 11 graue und schwarze Hüte; Halstücher, Schleier; 18 Köller teils mit teils ohne Spitzen, 12 Kinds-Köller und einiges mehr. Im Stück ist vorhanden Leinwand, Baumwollentuch, Barchet, Krepp, Sargie ꝛc. (zus. ca. 150 Stück, einige davon angeschnitten). Auch zinneue Knöpfe sind en gros vorhanden.

Aufgeführte Räumlichkeiten sind 2 Kammern und eine Wohnstube. In dieser: 2 messingne Sternlampen, 1 eichener Ausziehtisch nebst dsgl. 2 Lehnstühlen und einer Wiege, 1 „tannen grün angestrichen Wandschäncklein“, Zinn- und Kupferwerk.

* * *

Gern würde ich zum Schlusse noch etwas ausführlicher auf ein, besonders in Beziehung auf das Warenlager (Tabak im Keller, im Küchenschrank, in einem Gewölbe) interessantes Inventar eingehn,

[1]) Weißpfennig = 1 albus = 2 Kreuzer.

[2]) Kleine Münze, nach der im Trierischen bis gegen 1802 gerechnet wurde. S. u. a. Hirschs Münzarchiv VIII, 446.

doch gehört dasselbe dem Kostüm nach (Contouche!) bereits entschieden der Rococcoperiode an; auch hat die Obsignierung eines Teiles der Effekten einen großen Wirrwarr in dem Hause angerichtet. Die Familie herbergt in der mit freigebliebenen Dingen ziemlich vollgestopften Wohnstube; in den obsignierten Räumen liegen bunt durcheinander oder werden geworfen: Kleider, Stoffe, Vorhänge, Bettwerk, Saffian, 26 hebräische Bücher aller Gattung, auch eines in Folio, dem der Herr Gerichtsschreiber-Substitut des Formats wegen die Ehre besonderer Erwähnung widerfahren läßt. Hier fehlen auch die sprichwörtlichen Zwerchsäcke nicht, ebensowenig die Brandsäcke; Gerätstücke, nötig genug jenen Armen, denen bald Wahn und Leidenschaft der Menschen, bald Wut der Elemente verderblich ward; Gerätstücke unheimlich anzusehn mit den großen hebräischen Lettern, dem ergebungsvollen Spruche, der wie ein Stoßgebet in letzter Stunde klingt.

4.

Beschreibung der Wirtschaft und Statistik der Wirtschaftsrechnungen der Familie eines Uhrschildmalers im bad. Schwarzwald.

Aufgenommen an Ort und Stelle, im Herbst 1878.

Vorbemerkung.

Das steigende Interesse, welches in jüngster Zeit der korrekten statistischen Darstellung der Produktions- und namentlich der Konsumtionsvorgänge innerhalb von Einzelwirtschaften zugewendet wird; deren, für rein theoretische, sowie für eminent praktische Zwecke immer mehr hervortretende Bedeutung bestimmen mich, mit einigen der einschlägigen Materialien, die ich in den letzten Jahren teils des sachlichen Interesses, teils meiner eigenen Uebung wegen gesammelt, nicht länger zurückzuhalten. Wenn ich gerade mit vorliegender Monographie beginne, so liegt der Grund darin, daß ich den Angaben, welche mir von Seiten der geschilderten Familie gemacht worden sind, einen selten hohen Grad von Verlässigkeit zuschreiben darf; ziemlich weit entfernt bin ich jedoch davon, der logischen Anordnung des Materials eine absolute Vollkommenheit oder auch nur diejenige relative Vollkommenheit zuzuschreiben, die zu erreichen ich für möglich halte. Ja, ich kann nicht umhin, hier meine Ansicht anzudeuten, daß, insofern es etwa als Aufgabe erachtet werden soll, „die ganze ökonomische Lage einer Familie in eine einzige Zahl zu resumieren" (wie z. B. der Brüsseler statistische Kongreß getan)[1], von einer möglichen Vollendung überhaupt nicht gesprochen werden kann und etwas verlangt wird, das aus logischen Gründen überhaupt zu leisten unmög-

[1]) Bulletin de la Commission centrale de Statistique. Tome VI, p. 264. — Bei Abfassung obiger Zeilen habe ich von den Verhandlungen der Städtestatistiker in Berlin noch keine Kenntnis gehabt.

lich ist. Diese meine Ansicht näher zu belegen, behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor: ich habe sie kurz entwickelt in einem Vortrag, den ich im Seminare des Herrn Professor Wagner, sowie in einem anderen, den ich im Frankfurter Verein für Geographie und Statistik gehalten habe („die Statistik des Haushaltungsbudgets als Erkenntnismittel des Volkswohlstandes"). In diesem letzteren Vortrag resumierte ich mich u. a. dahin, „daß der Ausdruck des Verbrauchs in den einzelnen Bedürfniskategorien durch nackte Geldwertzahlen nicht genügend sei, daß die statistische Genauigkeit auf unserem Gebiete in erster Linie in möglichst exakter Aufzählung der verbrauchten Quantitäten und Sachgüter zu bestehen, und daß, wo Zahlen nicht ausreichen, das beschreibende Wort einzutreten habe". Von diesem beschreibenden Wort habe ich für die folgende Monographie ziemlich umfassenden Gebrauch machen können, es wird als Kommentar der Zahlen zu beachten sein und zugleich als Warnung zu dienen haben, daß nicht diese, namentlich manche Summen-Zahlen, allzurasch in Vergleich mit anderen Zahlen in ähnlichen Publikationen gebracht werden, die wiederum nach anderen Prinzipien gewonnen sind.

Zivilstand der Familie.

Die Familie, deren Budget wir geben, bestand aus vier Personen, nämlich:

P. P***, 43 Jahre alt, verheiratet seit neun Jahren ohngefähr,
seiner Ehefrau, 39 Jahre alt,
seinem Sohne, 8½ Jahre alt,
seinem Töchterchen, 7½ Jahre alt.

Ein drittes Kind, welches jetzt 5 Jahre alt sein würde, ist im Säuglingsalter gestorben.

Besitz.

Die Familie ist nicht im Besitz von Immobiliarvermögen; ihr Mobiliarvermögen besteht in dem anständigen Hausrat, den wir bald näher darstellen werden, außerdem in einer in eine Sparkasse eingezahlten Summe von 160 Mark. Diese Summe würde um 2000 Mark größer sein, wenn nicht P*** ebensoviel vor einem Jahre aus der Sparkasse gezogen und dem Manne seiner Schwester als Darlehen gegeben hätte. Es war dies ein Handelsmann zu M***, welcher das Vertrauen, das P*** in ihn gesetzt, schlecht belohnte: kurze Zeit nämlich, nachdem er im Besitz der Summe war, machte er betrügerischen Bankrott und entwich, seine Frau im Stiche lassend, mit einer schlecht beleumundeten Frauensperson nach der Schweiz. Zwar wurde man bald des Entflohenen habhaft, die Sparpfennige unseres

P*** indes waren und blieben verschwunden.

Erwerb.

Sonach entstammt gegenwärtig die Summe der Einnahme, über welche die Familie verfügt, so gut wie allein der Arbeit und zwar der Schildmalerei[1]). Das Verfahren, dessen sich P*** zur Anfertigung seiner Schilde bedient ist das folgende: Die rohen Bretter, wie sie von dem Schildbrettmacher eingekauft worden sind, werden zuerst geleimt, dann dreimal mit Gipsmehl und Leim grundiert, mit Bimsstein zweimal abgeschliffen, viermal mit Kremser-Weiß und einem aus Terpentinöl, Terpentin und Dammarharz bestehenden Firniß weiß lakiert, dann abermals, und zwar mit geriebenem Bimsstein und einem Stücke Zwillich, glatt abgerieben. Nachdem auf diese Weise die Grundfläche hergestellt ist, folgt der artistische Teil der Prozedur, welcher freilich durch die Einführung der Metachromatypie gleichfalls ziemlich mechanisch geworden ist. Bilder, die verschiedensten Süjets, bald Blumen, bald einzelne Figuren, bald Szenen, meist heiteren Charakters, darstellend, werden auf die Blätter abgezogen; der freien Hand bleibt, nachdem mit Hilfe des Zirkels der Kreis, mit Hilfe des Lineals die Ziffern gezogen worden sind, nur die etwaige Retouchierung der allenfalls beim Abziehen verletzten Bilder übrig. Endlich wird das mit den Bildern versehene Blatt mit Glanzfirniß dreimal angestrichen, mit Filz und Trippel geschliffen und mit Hirschhorn poliert.

Materialien und Werkzeuge sind dem P*** eigentümlich, er ist somit auch Besitzer seines Produkts und eigentlich als Unternehmer anzusehen. Teils versendet er die fertige Ware direkt an in Berlin und Hamburg als Uhrenhändler etablierte Landsleute, teils verkauft er sie an die umherreisenden Mittelspersonen, die sog. Packer, welche aus den aufgekauften Einzelteilen die ganzen Uhren zusammensetzen und sie alsdann weiter debitieren. Die Packer, welche ihr Fabrikat von P*** beziehen, stehen hauptsächlich mit Rußland in Geschäftsverbindung. Eine zierlich gemalte Firma an der Türe seines Wohnzimmers trägt dazu bei, P*** auch äußerlich als Unternehmer erscheinen zu lassen. Teils in diesem Wohnzimmer, teils in der kleinen Kammer, in welcher der Sohn schläft, führt P*** diejenigen Arbeitsverrichtungen aus, welche keine schädlichen Ausdünstungen verbreiten, wogegen er die Bereitung des ersten Firnisses in einer, sonst zu keinem anderen Gebrauche dienenden, Dachkammer besorgt.

P*** fertigt 13 Sorten Schilder von verschiedener Höhe an;

[1]) Siehe Anmerkung 1 am Ende.

die kleinsten darunter sind 15, die größten 36 Zentimeter hoch. Die genaue Buchung, welche er führt, zeigt, daß er seit einer Reihe von Jahren eine, wenn auch nicht rasch, so doch ziemlich konstant steigende Zahl von Schildern gefertigt hat; sie belief sich 1877 auf 5798 Stück. Diese Ziffer ist eine sehr hohe, in Anbetracht dessen, daß P*** nur sehr sporadisch fremde Lohnarbeit heranzieht: er beschäftigt zuweilen beim Polieren und Schleifen der Schilder ein fremdes, 45 Jahre altes Mädchen, die Tochter eines ziemlich armen Uhrmachers, die bei dieser Aushilfe 52 Mark im Jahre verdient haben mag. Wenn P*** trotzdem in seiner Fabrikation jene Ziffer erreicht, so verdankt er dies nur der Mithilfe seiner Frau und der anormalen Anspannung der eigenen Arbeitskraft. Es gehört nämlich P*** nicht nur zu den geschicktesten, sondern auch zu den fleißigsten Arbeitern seines Fachs. Er geht morgens um ½6 Uhr an seine Arbeit und arbeitet mit einer halbstündigen Pause (zwischen ½8 und 8 Uhr) bis zur Mittagszeit, dann arbeitet er von 1—8, und nach dem Abendessen wiederum von 8½ bis 10½ Uhr, was im ganzen 15 Stunden Arbeitszeit ergibt. Obschon fromm katholisch und im übrigen alle Feiertage in acht nehmend, gibt er sich doch an vielen Sonntagen des Vormittags seinem Geschäfte hin.

Nicht minder lang als die Arbeitszeit des Mannes ist die gesamte Arbeitszeit der Ehefrau, nur daß begreiflicherweise ein Teil derselben den häuslichen Verrichtungen zufällt, und nur etwa die kleinere Hälfte, 7 Stunden, der industriellen Tätigkeit zugewendet werden kann. Es erstreckt sich die letztere namentlich auf die Beihilfe beim Grundieren und Bilderaufziehen. P*** und Frau sitzen dabei nebeneinander an ihrem großen Arbeitstisch und arbeiten sich mit großer Emsigkeit in die Hände. An Sonntag Vormittagen feiert die Ehefrau.

Von den beiden Kindern kann man sagen, daß sie von industriellen Arbeiten zu Erwerbszwecken so gut wie frei gehalten werden. Der Knabe hilft bloß hie und da, 1 bis 1½ Stunde, beim Aufziehen der Bilder, das Mädchen besucht wohl seit kurzer Zeit, nachmittags von 1 bis 4 Uhr, die im Orte bestehende Strohflechtschule, aber es wird wenigstens nach der Schulzeit nicht weiter zum Strohflechten angehalten. Das Geflecht, welches es in der Schule anfertigt, ist sein Eigentum; die Familie schätzt den Erlös hieraus für das erste Jahr auf 2—3 Mark. Vielfache Erkundigungen, welche ich eingezogen, liefen übereinstimmend darauf hinaus, daß Ausbeutung der Kinder zu Erwerbszwecken, so lange sie noch die Schule besuchen,

überhaupt im Orte, selbst bei sehr armen Familien, wenig vorkomme. Dagegen werden die Kinder selbst wohlhabenderer Familien zum großen Teile in die Flechtschule geschickt; man hält es für unvorsorglich, die Gelegenheit zur Aneignung einer verwertbaren Fertigkeit, selbst wenn man deren im Momente nicht bedarf, unbenutzt zu lassen. Man verhehlt sich freilich hierbei nicht, daß, sollten die Löhne für Strohflechterei fortgesetzt auf dem gegenwärtigen niedrigen Niveau verbleiben, die errungene Fertigkeit eine nichts weniger als einträgliche ist. Im Sommer 1877 wurden für ein Stück (40 Meter) solchen Geflechtes als Maximum 90 Pfennige bezahlt, von derartigem Geflecht konnte die Arbeiterin ihrer Aussage nach 2—3 Meter in der Stunde fertigen. Zieht man hiervon die 20 Pfennige Auslage ab, welche der Arbeiterin für das Stroh, welches sie einzukaufen hat, am Stück Geflecht erwachsen, so ergeben sich 70 Pfg. reiner Lohn für das Stück, also etwa 4,4 Pfg. für die Stunde[1]).

Lebensweise: Wohnung.

Wir haben schon oben erwähnt, daß unsere Familie ein eigenes Haus nicht besitzt; sie wohnt zur Miete in einem freundlich aussehenden Häuschen, welches die Schwiegereltern des Mannes vor einiger Zeit erbaut haben[2]). Die letzteren bewohnen selbst, mit einer ledigen, geistig etwas unbehilflichen Tochter, den Parterrestock; jene haben die obere Etage und die schon angeführte Dachstube inne. Die Wohnung kann nicht anders als geräumig bezeichnet werden, und mit ihren hohen Fenstern bietet sie, sauber und gut gehalten, einen durchaus heiteren Anblick dar. Das Wohnzimmer, 537 auf 425 cm, hat vier Fenster, hohes Getäfel, blaue Tapeten und einen mächtigen Kachelofen, wie er im Schwarzwald üblich ist, das daranstoßende Schlafzimmer, 342 auf 425 cm, ist gleichfalls blau tapeziert, aber unheizbar. In ihm schlafen die Eheleute. Folgt als drittes Gemach eine unheizbare Kammer, 224 auf 356 cm, in welcher, in verschiedenen Schränken und Kästen, Kleidung, Küchengeschirr und sonstiges Inventar aufbewahrt wird; endlich befinden sich noch auf demselben Flur die Küche und eine Kammer von 236 auf 513 cm,

[1]) Die zitierte Arbeiterin gab an, daß sie an einem Stücke zwei Tage arbeite; verglichen mit der andern Aussage ergibt dies eine Arbeitszeit von ca. 8 Stunden per Tag. — Für gröberes Geflecht wurden bloß 60 Pfennige bezahlt, doch können von solchem 4 Meter per Stunde gefertigt werden. Dies gibt, wenn wiederum 20 Pfennige Auslage berechnet werden, 4 Pfennige per Stunde.

[2]) Siehe Anmerkung 2 am Ende.

welche als Werkstätte benutzt wird, in der aber auch der Knabe schläft. Das Töchterchen logiert des Nachts im Parterrestock bei den Großeltern. Die Höhe all dieser Räumlichkeiten beläuft sich auf 271 cm. Sie sind mit zwar einfachem, aber doch wohlgehaltenem und recht reichlichem Mobiliar versehen, das größtenteils aus der Mitgift der Frau beschafft worden ist. Die Betten sind vortrefflich; wie in dieser Gegend überhaupt, sind deren für die Eheleute zwei vorhanden. Die Heiterkeit der Räume wird besonders erhöht durch die verschiedenen Nippsachen, welche auf Kommoden oder Etageren aufgestellt sind und durch die sehr zahlreichen, hübsch eingerahmten Schildereien, welche die Wände zieren. Bei unserem P*** erklärt sich solche Liebhaberei leicht durch die künstlerische Anregung, welche im Berufe liegt, oder welche wenigstens die Wahl des Berufes bestimmt hat; indes ist sie überhaupt im Schwarzwald sehr verbreitet. Bei einem ehemaligen Uhrenhändler, welcher im Auslande gewesen und dann zurückgekehrt war, um „Hofbauer" zu werden, fand ich die sämtlichen Wände der sehr geräumigen Wohnstube Zoll für Zoll mit Bildern aller Art bedeckt. Ein Teil der Bilder unseres Arbeiters stellt religiöse Sujets dar, der größere ist profaner Natur und hat vielfach Landschaften zum Vorwurf. Eine Kreidezeichnung rührt von der Hand des Arbeiters selber her. Auch von den Nippsachen sind einige von ihm selbst gefertigt, nämlich zwei sehr geschmackvolle metachromatypierte Kästen, welche er seiner Frau als Ueberraschung zum Geburtstag dargeboten, auf deren einem auch demgemäß die Worte: „Herzliche Gratulation" zu lesen sind. Da er zur Anfertigung nur die spärliche freie Zeit, die ihm zu Gebote steht, aufwenden konnte, so hat er ein Vierteljahr hindurch heimlich an ihm arbeiten müssen. Nicht unansehnlich ist auch der Vorrat von Büchern. Sie sind alle vortrefflich gehalten, gut eingebunden und werden, zum großen Teil durch blaue Umschläge geschützt, in einem in der oben erwähnten Gerätekammer stehenden Kasten aufbewahrt. Im folgenden gebe ich ein genaues Verzeichnis über das vorhandene Inventar.

1. Inventar der Wohnstube (ohne das Arbeitsgerät).

	M.	Pf.
1 Bank, Hinterwand aus aufrechtstehenden Latten, mit einem Sitzpolster und 2 Seitenkissen	12	
1 gepolsterter Stuhl	2	
2 Stühle aus Kirschbaumholz	5	
1 Tisch, Nußbaum fourniert	5	
2 Stühle aus Nußbaumholz	5	
1 Spiegel	1	
1 geschnitzte Uhr	6	
1 Kruzifix	2	
1 Etagere	1	

		ℳ	₰
1	blaue Wasserflasche mit 2 Gläsern anderer Art	1	
23	eingerahmte Photographien	4	60
9	Schildereien verschiedener Art, darunter eine selbstverfertigte Zeichnung und ein Oeldruckbild, vielfach in Goldrahmen	15	
2	Lampen	6	
1	metachromatypierter Holzkasten	1	
	Vorhänge an den vier Fenstern	8	
	zusammen Inventar der Wohnstube	74	60

II. Inventar der Schlafstube.

		ℳ	₰
2	Bettladen aus Kirschbaumholz	140	
	Bettwerk darin (Roßhaarmatrazen)	200	
12	Betttücher dazu	42	
1	Kommode aus Tannenholz, Nußbaum fourniert	20	
1	Schrank desgleichen	20	
1	Stuhl aus Tannenholz	1	
1	Uhr mit Gewichten	3	
1	Spiegel	1	
1	Pantöffelchen für eine Uhr		20
1	Weihwasserkesselchen		20
7	Schildereien	8	
1	metachromatypierter Holzkasten	1	
	zus. Inventar der Schlafstube	436	40

III. Inventar der als Werkstätte benutzten Kammer.

		ℳ	₰
1	Bett des Knaben	30	
	Bettwerk dazu	40	
3	kleine Betttücher	3	
1	zweitüriger Schrank	20	
1	Schränkchen	8	
1	Stuhl	1	
5	Schildereien	5	
1	eingerahmter Brautkranz	2	
1	eingerahmter Totenkranz (des verstorbenen Kindes)	2	
	zus. Inventar der Kammer	111	

IV. Inventar der Gerätkammer

		ℳ	₰
1	Schrank	10	
1	Kommode	3	
1	alte kl. Bettlade (des Mädchens) außer Gebrauch	3	
	zus. Inventar d. Gerätkammer	16	

V. Küchen- und Tafelgeräte.

		ℳ	₰
1	Küchenschrank, neu 41,14	20	
1	Küchenbank	2	
6	Töpfe aus Gußeisen im Herd	11	
3	eiserne Pfannen, 2 dsgl. messingene, 1 gußeiserne	6	
	Blechgeschirr	3	
	Steingut	4	
	Irdenes Geschirr	2	
1	Blasebalg	1	
2	Körbe	2	
1	Mahne (Korb)		40
4	Holzzüber	3	
	Porzellan und Glas:		
	Teller, 4 Dtznd.	4	80
10	Teller, bunte,	1	70
6	Kannen	3	
2	Schüsseln	1	50
1	Dutzend Gläser	2	
	Einige bessere Gläser	1	
2	schöne Seidelgläser	2	
	Flaschen u. Schoppengläser	1	50
1	Honigdose, 1 Salzfaß		80
1	Kaffeemühle	1	
1	blecherne Milchkanne		40
6	Tischtücher	6	
	zus. Küchen- und Küchengeräte	80	10

VI. Verschiedene Fahrnis.

		ℳ	₰
	Bücher: Schillers Werke in einer hübschen Cotta'schen Ausgabe, zwei Jahrgänge des Buchs der Welt, 1 Jahrgang „Feierstunden", 1 Jahrgang „Chronik der Zeit", 1 Band Kriegsgeschichte, 2 Bände Meyers Universum, 1 Bd. „Familien-Journal", 4 Bde. eines Miniatur-Almanachs, 11 Gebetbücher	20	

	Mk	Pf
2 lederne Schulranzen	1	50
Uneingerahmte Schildereien	3	
Allerlei	20	
zus. verschiedene Fahrnis	44	50
VII. Arbeitsgerät.		
2 Tische im Wohnzimmer	9	
1 Tisch in der Werkstätte	3	
4 sog. Werkbänke	8	
2 Marmorplatten zum Farbenreiben	6	
8 Desgleichen, kleinere	6	40
9 Läufer zum Farbenreiben	2	70
15 Schildgestelle zum Trocknen der Schilde	10	50
3 Desgleichen, geringere	1	50
2 kleinere Walzen zum Anrollen der Bilder	4	
1 Schleifmaschine	3	
1 Wage mit Gewichten	4	50
Radiermesser, Zirkel u. Reißfedern	4	
Farben- und Firnißgefäße	3	50
1 blecherne Terpentinflasche	1	
Firniß- u. Lakierpinsel etc.	6	
2 Grundierpinsel	2	
Kleine Pinsel	3	
zus. Arbeitsgerät	78	10

Zusammen Inventar I—VII Mark 840,70.

Kleidung.

Die Kleidung der Familie ist sehr respektabel. Die Vorräte rühren größtenteils noch von der Verheiratung her; es brauchte in den neun Jahren ihrer Ehe nur sehr wenig nachträglich angeschafft zu werden. Unser Budget gibt die Zahlen lediglich für das verflossene Jahr, aber auch eine über sämtliche Neuanschaffungen angestellte Durchschnittsberechnung ließ sie nicht höher per Jahr erscheinen. Die Ehefrau trägt noch das Käppchen der Landestracht, ein zierliches Ding mit goldgesticktem Fond und vielen lang herabhängenden seidenen Bändern. Im übrigen hat sie, wie alle jüngeren Frauen des Ortes, die Landestracht abgelegt. Davon, daß sie das Käppchen noch trägt, welches gleichfalls schon von manchen beiseite gelassen wird, mag wohl der Einfluß der Eltern die Ursache sein. Die alte Mutter hat ihre Tracht noch vollständig bewahrt; der Vater schaut sie mit Wohlgefallen darin an und denkt mit noch größerem Wohlgefallen daran zurück, wie sie als junge Frau in ihr ausgesehen habe. Seinen Töchtern hält er, neben seiner eigenen Meinung, gern auch noch die Aeußerungen durchreisender Fremden vor, welche das Verschwinden der Tracht bedauert haben; den größten Trumpf bildet darunter eine Aeußerung des großherzoglichen Paars. Indes gehorchen die Töchter mehr der Notwendigkeit, welche die Mode auferlegt, als dem freien Willen. Die alte Frau zeigte mit unverkennbarer Freude ihren Kleiderschrank, in welchem sie drei komplette Anzüge aufbewahrt. Ein solcher Anzug besteht aus:

einem gefälteten wollenen Rock wert	fl.	12	= M.	20 57
einem Leible	„ fl.	35	= M.	1
einem Mieder	„ fl	52	= M.	1 49

einem gestickten Gürtel	wert	fl.	2 42	=	M.	4 63
einem gestickten Käppchen	„	fl.	7	=	M	12
einer halbseidenen Schürze	„	fl.	2	=	M.	3 43
einem Ueberjäckchen	„	fl.	1 45	=	M.	3
		fl.	26 54	=	M.	46 12.

Sehr adrett werden in unserer Familie auch die Kinder gekleidet, wie überhaupt die Jugend des Orts recht sauber und sorgfältig erscheint. Eigentümlich berührte es uns, sonst ganz gut gekleidete Kinder barfuß einhergehn zu sehn; bei unserer Familie ist diese Mode indes nicht eingeführt. Das gesamte Inventar an Kleidungsstücken und Schmuckgegenständen ist das Folgende: (Die ganz chiffonierten Stücke lassen wir hierbei außer acht).

Kleidung des Mannes.

		ℳ	₰
4	Röcke aus Tuch	45	
2	Ueberzieher aus Tuch	35	
5	Paar Beinkleider aus Tuch	42	
12	Hemden	24	
2	Paar Stiefel, 1 Paar Halbstiefel, 1 Paar Hausschuhe	32	
5	Paar wollene Socken	5	
6	Westen, worunter 2 aus Tuch, 1 aus Seide-Sammet	9	
1	Filzhut, 1 Strohhut, 1 Seidehut für Festtage	9	
1	Halstuch, Seide	1	50
3	Halsbinden		50
		203	

Kleidung der Frau.

		ℳ	₰
5	bessere Kleider, dabei 1 seidenes, 2 Wolle-Atlas, 2 Orleans	100	
1	Werktagskleid, Kattun	6	
1	Wintermantel, Tuch	30	
1	Regenmantel, Tuch	12	
6	Schürzen, 3 aus Seide, 3 aus Lüstre	6	
6	Hemden aus Leinwand mit Aermeln aus Shirting	18	
10	Paar Strümpfe, wovon 5 aus Wolle, 5 aus Baumwolle	10	
6	Paar Schuhe	20	
12	Halstücher, alle aus Seide	18	
4	Käppchen nach der Landestracht	18	
1	Strohhut		50
1	Netz	1	
2	Kaputzen, Wolle	2	
1	Sonnenschirm, Seide	4	
1	Regenschirm, Wolle-Atlas	5	
		250	50

Kleidung des Knaben.

		ℳ	₰
2	Kittel	3	
3	Paar Beinkleider	10	
2	Westen	2	
4	Hemden	6	
2	Paar Schuhe	8	
2	Hüte	2	50
1	Käppchen		50
2	Paar Strümpfe	3	
		35	

Kleidung des Mädchens.

		ℳ
3	Kleider	12
5	Hemden	5
2	Paar Schuhe	3
2	Hüte	2
3	Paar Strümpfe	2
		24

Außerdem:

Schmuckgegenstände

		ℳ
1	silberne Taschenuhr	20
2	silberne Ketten	12
1	goldene Vorstecknadel	4
1	Paar goldene Ohrringe	7
2	goldene Fingerringe	11
2	Fingerringe	8
2	Paar kleine Ohrringe (Geschenk des Taufpaten)	8

	Mk Pf		Mk Pf
1 Denkmünze für die Kinder		de Zaragoza Santa Capillas«	50
„Nuestra seňnora del Pilar			70 50

Zusammen Kleidung und Schmuckgegenstände etc. Mark 583.

Nahrung.

Die Kost der Familie ist sehr einfach. Vor Beginn seiner Arbeit nimmt P*** eine Schale Milch zu sich, dann um 7½ Uhr frühstückt er gemeinsam mit seiner Familie, wobei er eine Milchsuppe mit Brot, die Frau aber mit den Kindern eine Hafermehlsuppe und hierauf eine Schale Kaffee mit Cichorie zu sich nimmt. Die Hafermehlsuppe ist in dieser Gegend ein höchst verbreitetes und wichtiges Nahrungsmittel, der Kaffee mit Cichorie spielt neben ihr vorerst nur die kleinere Rolle; vor 20 Jahren war er großenteils noch ungebräuchlich. In unserer Familie bereitet man die Hafermehlsuppe, indem man eine halbe Tasse Hafermehl röstet, dasselbe alsdann in Wasser aufkochen läßt und 1 Lot (16 Gramm) ausgesottener heiß gemachter Butter beigibt. In die fertige Suppe streut man Brot; auch etwas Schnittlauch, wenn die Jahreszeit es gestattet. Um ½10 Uhr folgt der zweite Imbiß. Mann und Frau genießen ein Stück rohen Speck mit Brot; (Freitags Kaffee mit Brot) die Kinder haben Brot in die Schule mitgenommen. Das Mittagsmahl besteht stets in seinem ersten Gang aus einer Suppe, dann folgt als zweiter eine Schüssel mit zweierlei Vegetabilien (Kartoffeln, Salat, Sauerkraut ꝛc.) in verschiedenen Kombinationen, benebst ⅛ Kilo Speck; auch ¼ Liter Wein wird zum Mahl getrunken. Freitags und Mittwochs fällt der Speck weg, desgleichen tritt im Sommer Milch und Weißbrot oder eine Mehlspeise an seine Stelle. An Sonn- und Feiertagen dagegen wird regelmäßig noch ½ Kilo frischen Fleisches zugegeben. Zur Vesper nimmt man Kaffee mit Brot, welches der Mann gewöhnlich ohne, die Frau etwa ebenso oft mit als ohne Butter genießt; das Abendessen endlich macht eine Milch- oder eine geröstete Mehlsuppe, oder sonst eine beliebige Suppe aus.

Man wird nach der Beschreibung der Wohnung und Kleidung vielleicht eine kopiösere Kost erwartet haben. Vor derjenigen ärmerer Landbevölkerungen zeichnet sie sich namentlich durch den häufigen Genuß des Specks und des Trinkens von Wein aus; auch sind mehr Zutaten aufzuführen. Lieber, als daß sie den Kaffee ohne Zucker trinken würde, sagte die Frau, möchte sie ihn gar nicht trinken. Bemerkenswert bleibt auch, daß die Lebensmittel möglichst in größeren

Quantitäten eingekauft werden. Man bezieht z. B. das Mehl in achtel Zentnern, den Zucker im Hut (10 Kilo). Unser Inventar zeigt auch, daß die Mahlzeiten anständig serviert werden, nur wenig Gerichte ißt man unmittelbar aus der Auftrageschüssel, und des Mittags wird stets ein Tischtuch aufgelegt.

Geistige Bedürfnisse (Vergnügungen).

Es erklärt sich aus der ungemein langen Arbeitszeit, daß die Muße zur Befriedigung geistiger Bedürfnisse und zur Erholung eine höchst beschränkte ist. Um so bedauerlicher muß dies erscheinen, als bei dem in der Familie herrschenden Ton solche Bedürfnisse offenbar in ausgeprägtem Maße vorhanden sein müssen. Man kann diesen Ton füglich einen patriarchalischen nennen. Der alte Großvater im Parterrestock erfreut sich vieler Beliebtheit und Achtung von seiten seiner Kinder und Enkelchen, von welchen, alternierend, stets eines bei ihm zu Mittag ißt. Es ist das, zumal man bei dem Großvater etwas opulenter speist, allemal eine Freude für das eingeladene Kind [1]. Der alte Großvater ist der katholischen Religion mit großer Wärme zugetan, er spricht mit aufrichtigem Schmerz von den verderblichen Wirkungen, welche, seiner Ansicht nach, der Altkatholizismus im Gefolge habe. Diese religiöse Stimmung findet sich, wenn schon abgeschwächt, auch bei den jungen Leuten vor. Sämtliche Festtage [2] werden von ihnen beobachtet, Mann wie Frau hören jeden Sonntag Morgen die Messe an, die Frau ist außerdem noch eine regelmäßige Besucherin der Nachmittagsgottesdienste. P*** ist von mittlerer Intelligenz; sein, so wie seiner Familie hervorstechender Charakterzug ist Gutmütigkeit. Er liest gegenwärtig nicht mehr sonderlich viel; täglich die „Gewerbehalle" ein in Furtwangen erscheinendes, einen Quartbogen großes Blatt, welches sowohl gewerbliche Notizen als auch politische Besprechungen bringt. Die vorhin erwähnte Bibliothek scheint gegenwärtig ziemlich in Ruhe zu sein: gelesen hat P*** namentlich Rotteck's Weltgeschichte, Ueber Land und Meer, Schillers

[1] Siehe Anmerkung 3 am Ende.

[2] Diese Festtage sind:
Neujahr,
Heilige 3 Könige,
Mariä Lichtmeß,
2 Tage Fastnacht,
Josephstag,
2 Osterfeiertage,
Maria Verkündigung,
Himmelfahrt,
2 Pfingstfeiertage,
Frohnleichnamstag,
Peter und Paul,
Maria Himmelfahrt,
Maria Geburt,
Allerheiligen,
2 Weihnachtsfeiertage.

und Hebels Werke, welch' letztere ihm leider durch Verleihen abhanden gekommen seien. Mit der Verheiratung und der dadurch notwendig werdenden größeren Anspannung der Arbeitskraft schloß die Leseperiode ziemlich ab.

P***s Kinder sind außerordentlich wohl erzogen; sie sind weder apathisch noch lärmend, ihr Benehmen gegen Fremde ist frei und herzlich, ohne aufdringlich zu sein. Sie gelten beide als gute Schüler. Der Knabe hat nachmittags von 1—4 Uhr, das Mädchen morgens von 1/2 8—11 Uhr Unterricht, geht aber des Nachmittags noch in die Strohflechtschule.

An Feiertag-Nachmittagen sucht P***, was er an Wochentagen niemals tut, das Bierhaus auf. Dort verweilt er von etwa 4 Uhr bis 8 oder 9 Uhr des Abends, trinkt einige Seidel und raucht 3 Zigarren dazu, ein Genuß, den er sich gleichfalls in der Woche nicht gestattet. Die Frau besucht, wie erwähnt, an diesen Nachmittagen die Gottesdienste und bringt die übrige Zeit bei ihren Eltern zu.

Gesundheitszustand.

Der Gesundheitszustand der Familie ist nicht der beste, er hat vielmehr schon recht viel Ausgaben verursacht. P*** machte 1870, kurz nach seiner Verheiratung, eine schwere Krankheit durch, infolge deren er sowohl Schwerhörigkeit als auch ein Drüsenleiden und einen Ausschlag überbehalten hat (bemerkungswert ist, daß auch der Großvater sehr harthörig ist). Die Frau ist gleichfalls schwächlich; über die Gesundheit der Kinder ist dagegen keine Klage zu führen. Ein großer Unfall betraf freilich vor etwa vier Jahren den Knaben: er machte sich bei den Arbeitsgeräten des Vaters zu schaffen und schüttete sich eine Pfanne mit glühendem Leim über den Rücken. Infolge davon lag der Knabe unter den heftigsten Schmerzen fast 3/4 Jahre darnieder, und noch heute sind furchtbare Brandmale an seinem Rücken sichtbar.

P*** ist 170 cm groß und von stämmiger Figur, die Frau mißt 161 cm und ist sehr schmal, die Kinder sehen wohl aus und messen, der Knabe 128 und das Mädchen 109 cm.

Geschichte der Familie.

Die Geschichte der Familie bietet keine sonderlichen Wechselfälle dar, mit Ausnahme des pekuniären Verlustes, dessen am Eingange gedacht worden ist. P*** ist im Jahre 1835 als Sohn eines Kleinbauern in H. im Großherzogtum Baden geboren; er hatte vier Geschwister, einen Bruder, welcher das Geschäft eines Zimmermanns bekleidet, und einen Bruder, welcher 1854 nach Amerika ausgewan-

dert ist, seitdem aber keine Nachrichten von sich gegeben hat. Von den beiden Schwestern ist die eine Büglerin in Konstanz, die andere lebt, seit den schlechten Streichen ihres Mannes und Ernährers als Näherin in M***. P*** hatte schon in der Schule Hang zur Malerei, dem Vater fehlten indes die Mittel, welche zu einer Ausbildung des Sohnes erforderlich gewesen wären. Durch Zufall kam er, 13½ Jahr alt, nach Sp., einer Amtsstadt Württembergs, in die Lehre zu einem Schildmaler, in einen Beruf sonach, welcher wenigstens ein Surrogat dessen bot, was er gern erstrebt hätte. 16 Jahre alt kam P*** als Gesell nach ***, seinem gegenwärtigen Wohnort. Sein wöchentlicher Lohn daselbst betrug anfangs 80 Pfennige, dann 1,71 Mk., endlich 3,43 Mk. bei freier Station. 21 Jahre alt besuchte P*** eine Zeichenschule; er besuchte sie bis zu seinem 27. Jahre, und zwar an den Wintersonntagen von 5—8, an den Sommersonntagen von 1—4 Uhr nachmittags. Aus dieser Zeit datieren verschiedene hübsche Kreidezeichnungen und Malereien, welche er nicht ohne Stolz vorzeigt. P*** scheint überhaupt zu den begabteren Schülern des Instituts gehört zu haben. Im September 1868 wurde P*** Meister; ein halbes Jahr darauf verheiratete er sich. Er war damals bereits 34, seine Frau 30 Jahre alt. Dieselbe, als Tochter verhältnismäßig wohlsituierter Eltern, die außer ihr nur noch eine andere Tochter besitzen, brachte ihm ca. 1400 Mark (800 fl.) in die Ehe mit, wofür Mobiliar und Ausstattung beschafft wurden. P*** besaß als er heiratete ungefähr 500 Mark. Vor dem mehrerwähnten Verlust besaß er 2000, er besitzt gegenwärtig nur noch 160 Mark.

Zukunft der Familie.

Wenn sich die Schwiegereltern dereinst zur Ruhe legen, wird unsere Familie gemeinsam mit der ledigen Tochter das Haus, in dem sie gegenwärtig wohnt und weiterhin die Hälfte eines kleinen Barvermögens erben; wenn das Geschäft sich nicht verschlechtert, kann P*** auch darauf rechnen, daß sich der Ueberschuß, den er erzielt nicht verringern werde. So wird er vielleicht imstande sein, seinem Knaben jene bessere artistische Ausbildung zu teil werden zu lassen, welche er selbst so gern sich angeeignet hätte, und doch noch zu einer etwas besseren, als seiner jetzigen Lebensweise voranschreiten können. Insofern würden also die Aussichten der Familie in die Zukunft keine ungünstigen zu nennen sein. Man darf indes nicht übersehen, daß diese günstige Zukunft, wenn sie wirklich eintritt, unter Ursachen eintritt, welche nicht ausschließlich in dem normal betriebenen Erwerbe und einer billigerweise zu beanspruchenden Enthaltsamkeit gesucht

werden können. P*** hat allerdings eine wenig zahlreiche Familie, er sowohl, wie seine Frau waren in schon ziemlich reifem Alter als sie heirateten. Dies muß sowohl die Ausgaben vermindert, als auch die Frau — durch geringere Hausarbeit — zu erhöhter industrieller Arbeit befähigt haben. Andererseits aber bleibt es wahr, daß P*** von dem kleinen Wohlstande, den er vielleicht erreichen wird, dennoch den größeren Teil der Erbschaft, welche ihn erwartet, zu danken haben wird, ja, daß dieser äußere Zufall selbst dann, wenn P*** seine Ersparnisse intakt erhalten hätte, immer noch als eine Hauptursache dieses künftigen Wohlstandes angesehen werden müßte. Von jenem Teil aber, den die eigenen Ersparnisse dabei bilden würden, müßte man offenbar sagen, daß er nur durch eine ganz anormale Anspannung der Arbeitskraft beider Eheleute zusammengebracht worden wäre. Blickt man nur auf die Resultate dieser Arbeitstätigkeit, und reduziert man dieselbe auf das Maß, welches einer beschränkteren, normaleren Arbeitszeit entspräche, so wird man leicht sehen, daß alsdann entweder die jetzigen jährlichen Ersparnisse gänzlich in Wegfall kommen oder, selbst zur Erzielung von kleineren Ersparnissen, zu einer erheblich niedrigeren Lebenshaltung gegriffen werden müßte.

Einnahmerechnung.

Quellen und Formen der Einnahmen.			Betrag der eingenommenen Werte. In Natura konsumiert		In Bar od. gegen bar umgesetzt.	
			ℳ	₰	ℳ	₰
I. Aus dem Besitz.						
Zins von den Arbeitswerkzeugen, geschätzt auf 78 ℳ, eingehend in Bar im Wert der Produkte					3	60
Zins von 160 ℳ Einlage, bei der Sparkasse von F*** 4%					6	40
I. Aus dem Besitz					10	
II. Aus Gemeindenutzungen und Gratis-Zuwendungen.						
Freitisch eines Kindes bei den Schwiegereltern			72			
Geschenke von Obst				20		
II. Aus Gemeindenutzungen und Gratis-Zuwendungen			72	20		
III. Aus der Arbeit.						
A. Arbeit des Mannes:						
Der Verkauf v. 5798 Zifferblättern erzielte 1877:					2819	50
Hieran Unkosten, bez. nicht Arbeitsprodukt des Mannes:						
Bar-Unkosten: Holz	ℳ 772	66				
Kremser-Weiß, 75 Kilo à 1 ℳ	„ 75	—				
Leim, 40 Kilo à 1,30 ℳ	„ 52	—				
Gips, 4 Sack à 5 ℳ	„ 20	—				

Einnahmerechnung. (Schluß.)

Quellen und Formen der Einnahmen.				Betrag der eingenommenen Werte. In Natura konsumiert		In Bar od. gegen bar umgesetzt	
				ℳ	₰	ℳ	₰
Bar-Unkosten: Terpentinöl, 208 Kilo à 74 ₰	ℳ	153	92				
Venetianisches Terpentin, 5 Kilo à 2 ℳ	„	10	—				
Sandarak, zum Glanzgeben, 10 Kilo à 4 ℳ	„	40	—				
Dammar 6 Kilo à 1,70 ℳ	„	10	20				
Spiritus, wöchentlich 1½ Liter à 65⅓ ₰ per Liter	„	50	96				
Abziehbilder	„	248	50				
Farbe	„	20	—				
Verbrauch an Pinseln	„	11	—				
„ „ Kisten	„	31	34				
Diverse Porti (Packete 9, Briefporti und Schildvertragen 12 ℳ)	„	21	—				
Papier und Tinte	„	2	—				
Wohnung, ⅓ derselben als Geschäftsspese berechnet	„	40	—				
Lohn eines fremden Mädchens, welches zuweilen beim Schildabschleifen und Polieren hilft	„	52	—				
Bar-Unkosten		1610	58				
Bereits als Zins oben in Verrechnung gebracht		3	60				
Wert der Arbeit der Frau, geschätzt durch P*** auf		400					
Wert der Arbeit des Sohnes, geschätzt durch P*** auf		12					
Gesamtunkosten und anderer Arbeitsprodukt		2026	18				
Bleiben als Ertrag der Arbeit des Mannes						793	32
B. Arbeit der Frau:							
Mithilfe der Schildmalerei, geschätzt auf						400	
Ziehen einiger Gemüse im Garten, zum Selbstkonsum				7			
Sammeln von Preiselbeeren im Walde				2			
Selbstarbeit an Kleidungsstücken und Vorhängen				2			
C. Arbeit des Knaben:							
Mithilfe bei der Schildmalerei, geschätzt auf						12	
D. Arbeit des Mädchens:							
In der Strohflechtschule, Geflecht für						3	50
III. Aus der Arbeit				11		1208	82
I—III. Gesamte Einnahmerechnung				83	20	1218	82
				ℳ 1302,02			

Konsumrechnung.

Bezeichnung der Konsumartikel.	Betrag der konsumierten Werte. In Natura bezogen. ℳ	₰	Gegen bar bezogen. ℳ	₰
I. Nahrung.				
a) Im Hause eingenommen				
Getreide:				
Roggen und Weizenmehl, als Brot geschätzt. Täglich ein Laib von 2 Kilo à 56 ₰			204	40
Weizenmehl, als Brot geschätzt Wöchentlich 1 Laib von ½ Kilo à 20 ₰			10	40
Weizenmehl zu Mehlspeisen (Nudeln, Knöpfle etc.) 18,75 Kilo à 46 ₰ per Kilo			8	62
Weizenmehl geringeres, vornehmlich zu Mehlsuppen; 6,25 Kilo à 42 ₰ per Kilo			2	62
Hafermehl, für Suppen; 30 Liter à 23 ₰			6	90
Gries, 1½ Kilo à 48 ₰ per Kilo				72
Reis, vornehmlich zu Suppen des Sonntags, 1½ Kilo à 60 ₰				90
Gemüse:				
Kartoffeln, 450—540 Liter à 1 ℳ per 15 Liter			33	
Weißer Kohl, 70 Köpfe; 10 davon frisch gegessen, der Rest zu Sauerkraut eingemacht, à 8 ℳ pro Hundert			5	60
Erbsen, 1½—2 Kilo à 60 ₰			1	05
Weiße Rüben 7½ Liter				30
Schoten, 6 Liter à 15 ₰ pro 2 Liter				45
Blumenkohl, im Gärtchen selbst gezogen	2			
Endivie, ebenso	1			
Salate und Gewürzel (Wurzelwerk):				
Kopfsalat, selbst gezogen	2			
Rettig, ebenso		40		
Zwiebeln				40
Schnittlauch, selbst gezogen	1	50		
Petersilie, ebenso		10		
Obst und Gurken:				
Aepfel				75
Nüsse, zur Bereitung von Nußwasser				30
Kirschen, ½ Kilo zum Roheffen; ¼ Kilo zur Bereitung von Liqueur				20
Zwetschgen, dürre, ½ Kilo				35
" frische, Geschenk der Großeltern		20		
Preiselbeeren, durch die Frau im Walde selbst gesammelt	2			
Heidelbeeren, zur Bereitung von Liqueur, ¼ Liter				15
Gurken, 3—4 Stück à 8 ₰				28
Milchwaren und Eier:				
Kuhmilch, 9 Liter wöchentlich à 16 ₰			74	88
Käse, 5 Kilo à 30 ₰			1	50
Eier, 80 bis 100 Stück			4	
Fette:				
Butter 15 Kilo à 1,80 ℳ			27	
Schmatz, die Hälfte vom Produkt eines Schweins, f. u.			11	50
Salatöl, 2 Liter à 1,60 ℳ			3	20
Fleisch und Fische:				
Kuhfleisch (hie und da, doch selten, Ziegenfleisch), Sonntags ½ Kilo à 1,28 ℳ			33	28

Konsumrechnung. (Fortsetzung.)

Bezeichnung der Konsumartikel.			Betrag der konsumierten Werte. In Natura bezogen.		Gegen bar bezogen.	
	ℳ	₰	ℳ	₰	ℳ	₰
Produkte eines halben Schweines, das P*** zusammen mit seinem Schwiegervater kauft, nach dem Ankaufspreis und den Unkosten berechnet					84	
Gewürze u. Genußmittel verschiedener Art:						
Salz ½ Kilo wöchentlich à 24 ₰ per Kilo					6	24
Pfeffer, dem Manne aus Gesundheitsrücksichten untersagt.						
Essig, 4–5 Liter à 18 ₰						80
Zitronen, 2 Stück						30
Zucker, zum Kaffee und zur Bereitung der Liqueure, sowie zum Einmachen der Preiselbeeren, ein „Hut" von 10 Kilo à 1,10 per Kilo					11	
Honig ⅜ Liter						70
Zimmet 24 Gramm						10
Kaffee, 1½ Kilo à 3 ℳ					4	50
Zichorie, 4 Kilo à 80 ₰					3	20
Chokolade, 3 Täfelchen						36
Spirituosen:						
Wein, 60 Liter à 50 ₰					30	
Branntwein, 4⅛ Liter, wovon 2½ zur Bereitung des Nußwassers und 1⅝ zur Bereitung der Kirsch- und Heidelbeerliqueure					2	75
b) Außer dem Hause eingenommen						
Freitisch eines Kindes, Mittags bei den Schwiegereltern			72			
Weiteres siehe Vergnügungen.						
I. Nahrung zusammen			81	20	576	70
II. Hauswesen.						
A. Wohnung:						
Mietzins 120 ℳ; ⅓ abgerechnet als Geschäftsspese	80					
Kaminfeger 5mal jährlich	1	30				
Fensterscheiben	3	60				
zusammen A					84	90
B. Mobiliar und Hausgeräte:						
Herrichtung einer Bettlade	6					
Barchent für Betten	9					
Reparatur von Möbeln	10					
Vorhänge, selbstgefertigt durch die Frau aus gekauftem Stoff	8	50	1			
Ein Stiefelzieher	1					
Eine Scheere		80				
Gabeln und Löffel		10				
3 Teller		30				
2 Tassen		20				
Eine Kohlenschaufel	1	20				
Irdenes Geschirr	1					
Einrahmung einer Photographie		50				
zusammen B			1		38	60
C. Heizung:						
Buchenholz, 3,89 Kubikmeter	17					

Konsumrechnung. (Fortsetzung.)

Bezeichnung der Konsumartikel.			Betrag der konsumierten Werte. In Natura bezogen. ℳ	₰	Gegen bar bezogen. ℳ	₰
	ℳ	₰	ℳ	₰	ℳ	₰
Tannenholz, 11,66 Kubikmeter à 14 ℳ pro 3,888 Km (Klafter)	42					
Sägespäne, 24 Sack à 17 ₰	4	08				
Zerkleinern des Buchenholzes	7					
Zerkleinern des Tannenholzes	9					
zusammen C					79	08
D. Beleuchtung:						
Petroleum, 3/4 Liter wöchentlich à 35 ₰ pro Liter	13	65				
Lampenöl für die Küche und zum Leuchten beim Umhergehen, 2½ Liter à 90 ₰	2	25				
Streichhölzer, 2 Pakete		60				
zusammen D					16	50
II. Hauswesen zusammen			1		219	08
III. Kleidung und Schmuck.						
Kleidung des Mannes:						
Leinwand zu 3 Hemden à 2,30. Macherlohn je 80 ₰	9	30				
Schuhe, ein Paar vorgeschuht und geflickt	13					
zusammen					22	30
Kleidung der Frau:						
Hemden, zwei Stück aus vorhandenem Stoff selbstgefertigt			1			
Schuhe, 1 Paar	8					
„ Flecken	1					
Käppchen, Seide mit goldgesticktem Fond, übliche Landestracht	8					
Schirm, Ueberziehen mit vorhandenem Seidestoff	1					
zusammen			1		18	
Kleidung des Knaben					18	
Kleidung des Mädchens					20	
Zwirn, Nadeln					1	10
Wichse, zwei Schachteln						22
Seife, Soda u. dgl., überhaupt Ingredienzien, welche zugleich zur Reinhaltung des Hauses und zur persönlichen Reinlichkeit dienen, siehe sub. IV bei „Reinlichkeit und Körperpflege"						
III. Kleidung und Schmuck zusammen			1		79	62
IV. Psychische Bedürfnisse, Vergnügungen, Reinlichkeit und Körperpflege, Krankenpflege, Dienstleistungen des Staates und der Gemeinde, Gerichtliche Unkosten, Strafen, Verluste.						
A. Psychische Bedürfnisse:						
Schulunterricht für die beiden Kinder	3	60				
Schulutensilien, inkl. Bücher	1	50				
Abonnement auf die „Gewerbehalle"	7	60				
Kalender, vom Hausierer gekauft		40				
Kirchensteuer (Kirchenbau-Umlage)	2	10				
Almosen (mit gereichten Lebensmitteln 5 ℳ) bar	2					

Konsumrechnung. (Schluß.)

Bezeichnung der Konsumartikel.			Betrag der konsumierten Werte. In Natura bezogen. ℳ	₰	Gegen bar bezogen. ℳ	₰
Bild des Papstes 40 ₰, Rosenkranz 40 ₰		80				
zusammen A.					18	30
B. Vergnügungen:						
Wirtshausverzehrung des Mannes. An Sonn- und Feiertagen 4—5 Glas Bier à 8 ₰, hie u. da Wein	30					
Tabak. An Sonn- u. Feiertagen 3 Zigarren à 4 ₰	8	40				
zusammen B.					38	40
C. Reinlichkeit und Körperpflege:						
Seife, 10 Kilo à 70 ₰, zum Rasieren außerdem für 20 ₰	7	20				
Soda 1—1½ Kilo		36				
Stärke		90				
Haaröl		40				
Bürsten	3	30				
Besen, 1 Dutzend	1	20				
zusammen C.					13	36
D. Krankenpflege und Geburtshilfe:						
Arzt und Apotheke					80	
E. Dienstleistungen des Staats und der Gemeinde:						
Staatssteuer	4	42				
Gemeindesteuer	12	56			16	98
zusammen E.					167	04

Zusammenstellung.

I. Einnahmerechnung.

Quellen und Formen der Einnahmen.	Betrag der eingenommenen Werte. In Natura konsumiert.		In Bar oder gegen bar umgesetzt.		Total.		Betrag der eingenommenen Werte. In Natura konsumiert.		In Bar oder gegen bar umgesetzt.		Total.	
I. Aus dem Besitz.												
Zins der Arbeitswerkzeuge			3	60	3	60						
Zins einer Spareinlage			6	40	6	40						
I. Aus dem Besitz							—	—	10	—	10	—
II. Aus Gemeindenutzungen und Gratiszuwendungen							72	20	—	—	72	20
III. Aus der Arbeit												
A. Aus der Arbeit des Mannes			793	32	793	32						
B. „ „ „ der Ehefrau	11		400		411							
C. „ „ „ des Knaben			12		12							
D. „ „ „ des Mädchens			3	50	3	50						
III. Aus der Arbeit							11	—	1208	82	1219	82
I.—III. Gesamtes Einnahmebudget							83	20	1218	82	1302	02

II. Konsumrechnung.

Konsumartikel.	Betrag der konsumierten Werte. In Natura bezogen.	Betrag der konsumierten Werte. Gegen bar bezogen.	Total.	Betrag der konsumierten Werte. In Natura bezogen.	Betrag der konsumierten Werte. Gegen bar bezogen.	Total.
I. Nahrung				81 20	576 70	657,90
II. Hauswesen						
A. Wohnung		84 90	84 90			
B. Mobiliar und Hausgeräte	1.	38 60	39 60			
C. Heizung		79 08	79 08			
D. Beleuchtung		16 50	16 50			
II. Hauswesen				1 —	219 08	220 08
III. Kleidung und Schmuck				1 —	79 62	80 62
IV. Psychische Bedürfnisse, Vergnügungen, Reinlichkeit u. s. f.						
A. Psychische Bedürfnisse		18 30	18 30			
B. Vergnügungen		38 40	38 40			
C. Reinlichkeit und Körperpflege		13 36	13 36			
D. Krankenpflege und Geburtshilfe		80	80			
E. Dienstleistungen des Staats und der Gemeinde		16 98	16 98			
IV. Psychische Bedürfnisse, Vergnügungen u. f. f.					167 04	167 04
I—IV. Gesamte Konsumrechnung				83 20	1042 44	1125 64
Ueberschuß der Einnahmerechg. über die Konsumrechg.				— —	176 38	176 38
wie oben				83 20	1218 82	1302 02

Anmerkungen und Beilagen.

1. Unsere Familie bewohnt, wie erhellt, einen der Orte (F.), in welchen die Uhrmacherei als Hausindustrie betrieben wird. In dieser Form wiegt die Uhrmacherei, die sich im ganzen auf etwa 92 Gemeinden der Aemter Triberg, Villingen, Neustadt, Waldkirch und Freiburg erstrecken soll, im westlichen Quellengebiete der Donau vor, wogegen in Lenzkirch, Neustadt, Villingen, St. Georgen der Fabrikbetrieb vorherrschend ist. Bezüglich Information über die Schwarzwälder Uhrmacherei verweise ich auf die einschlägige Literatur, aus welcher ich u. a. hier nur auf A. Meitzen's De artificibus iisdemque agricolis Vratisl. 1848, auf Dietz, die Gewerbe im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1863, endlich auf die einschlägigen Kapitel in den Schriften von Dr. C. Schnars (als besonders neuen Darstellungen) aufmerksam machen will. Speziell über die Schildfabrikation äußert sich Dietz (a. a. O. S. 333) „Anfangs wurde nur ein einfacher hölzerner Ring mit den 12 Zahlen angebracht, später verwendete man gedruckte Papierschilde, welche auf Holz aufgezogen wurden, dann grundierte und bemalte Holzschilde. Die erste Anwendung des Lackfirnisses und der Bernsteinlackfarben bei Fertigung der Uhrenschilde wird dem Kajetan Kreuzer in Furtwangen, die erste Anwen-

dung der Oelmalerei auf Uhrenschilde dem Michael Dilger in Neustadt zugeschrieben.

2. Soviel ich mich durch Autopsie und Umfragen unterrichten konnte, sind die Wohnungsverhältnisse in *** überhaupt vergleichsweise gute zu nennen. (Nach der Volkszählung von 1871 — vgl. die Volkszählung des Großherzogtums Baden. Erster Teil. Herausgegeben vom Handelsministerium, Karlsruhe 1874" kamen auf 1 Gebäude in *** 9 Personen.) Nur ein kleinerer Teil der Bevölkerung, darunter fast alle Uhrmacher, wohnt dorfmäßig zusammen: der größere wohnt auf den umliegenden Hofgütern. Die zu letzteren gehörenden Gebäude sind zum Teil von sehr hohem Alter; man findet Inschriften, welche darauf deuten, daß die bez. Häuser 300 Jahre alt sind. Insofern sie nun gut unterhalten und restauriert worden sind, sieht es in ihnen, da sie fast alle sehr geräumig, recht wohnlich aus; ist jenes aber nicht der Fall, so ist der innere Anblick, zumal meist die Schornsteine fehlen und der Rauch sich verbreiten darf, wie er will, zuweilen ein fürchterlicher, fast unheimlich zu nennender. In solchen verkommenen Häusern liegt der Ruß fausdick; in manchen Räumen herrscht fast Nacht und das Mobiliar ist, mit Ausnahme der Betten, von einer nahezu barbarischen Roheit.

3 Im folgenden sei noch als Ergänzung der Nahrungszettel der schwiegerelterlichen Haushaltung mitgeteilt. Die, wie angedeutet, aus drei Personen besteht.

Konsumartikel.	Betrag der konsumierten Werte. In Natura bezogen.		Betrag der konsumierten Werte. Gegen bar bezogen.	
	ℳ	₰	ℳ	₰
Getreide:				
Roggen und Weizenmehl, halb und halb, als Brot geschätzt. Wöchentlich 5 Laib von 2 Kilo à 57 ₰ (hierbei ist auch das sog. Kaffeebrot)			148.	20
Weizenmehl, zu Mehlspeisen etc. 50 Kilo à 46,4 ₰ per Kilo (1/8 Ztr. = 2,90 ℳ)			23	20
Hafermehl, für Suppen, des Morgens namentlich. 20 Liter à 23 ₰			4	60
Gerste, zu Suppen, 1½ Kilo à 68 ₰			1.	02
Gries, ebenso, 1 Kilo à 48 ₰				48
Reis, ebenso, 1½ Kilo à 60–80 ₰ per Kilo				96
Gemüse:				
Kartoffeln, 600 Liter à 1 ℳ pro 15 Liter (1 Sechter)			40	
Weißer Kohl, 60–70 Köpfe à 7,71 per Hundert			5	
Wirsing, ca. 15 Mahlzeiten			1	
Erbsen, 7½ Liter			3	
Weiße Rüben, 15 Liter (1 Sechter)				36
Kohlrabi, ca. fünfmal à 10 ₰				50

Konsumartikel.	Betrag der konsumierten Werte. In Natura bezogen.		Gegen bar bezogen.	
	ℳ	₰	ℳ	₰
Spinat, ca. zweimal à 10 ₰				20
Schoten, 12 Liter à 15 ₰ pro 2 Liter				90
Endivie, selbst gezogen	1			
Rote Rüben, ebenso	1			
Blumenkohl, ebenso	2			
Salate und Gewürzel. (Wurzelwerk):				
Kopfsalat, selbst gezogen	2			
Petersilie, ebenso		40		
Rettig, ebenso		50		
Schnittlauch, ebenso	2			
Zwiebeln, ebenso		50		
Meerrettig, 2–3 Stück				60
Obst und Gurken.				
Zwetschgen, Aepfel			4	
Nüsse zu ca. $2^{1}/_{4}$ Liter Nußwein				30
Gurken, 5–6 Stück à 8–10 ₰				60
Milchwaren und Eier.				
Kuhmilch, täglich $2^{1}/_{4}$ Liter à $15^{1}/_{3}$ ₰ (23 ₰ per Maß)			125	88
Dickmilch (selten) aus obiger Milch selbst bereitet.				
Käse, wöchentlich $^{1}/_{2}$ Kilo à 30 ₰			7	80
Eier, im Vorrat gekauft, ca. 140 Stück			7	
Fette.				
Butter, 25 Kilo à 1,60–2 ℳ			45	
Schmalz, die Hälfte vom Produkt des Schweines, die andere Hälfte erhatten die jungen Leute			11	50
Salatöl, 4 Liter à 1,60			6	40
Fleisch und Fische.				
Kuh-, Kalb- oder Schaffleisch, wöchenttich 1 Kilo, à 1,40 ₰ die beiden letzteren, à $1{,}28^{1}/_{4}$ ₰ die erste Sorte			68	64
Produkte eines halben Schweines, in Gemeinschaft mit den jungen Leuten gekauft; nach dem Ankaufpreis des Schweines und den Unkosten berechnet			84	
Gewürze u. Genußmittel verschiedener Art.				
Salz, $17^{1}/_{2}$ Kilo à 23 ₰			4	02
Pfeffer, $^{1}/_{8}$ Kilo				48
Essig, 12 Liter à 17 ₰			2	04
Zucker, zu Gemüsen, Nußwasser, Kaffee, Tee, Preisel- (Stein-) beeren, 20 Kilo à 1 ℳ pro Kilo			20	
Zimmet				10
Kümmel, für Sauerkraut etc.				30
Senf ca. $^{3}/_{4}$ Kilo			1	
Honig, ca. $1^{1}/_{2}$ Liter à 2,08 per Liter			3	
Kaffee, $2^{1}/_{2}$ Kilo à 3 ℳ			7	50
Cichorien, $2^{1}/_{2}$ Kilo à 80 ₰ per Kilo			2	
Tee (Kamille)			2	
Chokolade, zur Gesundheit				70
Spirituosen.				
Wein (täglich $^{1}/_{2}$ Schoppen) 67 Liter à 57 ₰ per Liter (30 kr. per Maß). Ein Faß wurde gekauft			38	76
Bier, 3 Liter à 27 ₰ (2 Maß à 40 ₰)				81
	9	40	673	85
		683	25	

5.

Nährikele.

Ein sozialstatistisches Kleingemälde aus dem schwäbischen Volksleben.

Ueber den Friedhof des schwäbischen Dörfchens Pf. . . weht der Herbstwind und das Kreuzchen erzittert über dem Grabe, in das sie vor einigen Jahren Rikele, die kleine Weißzeugnäherin, eingebettet haben. Ich will versuchen zu schildern, was mir über sie bekannt geworden ist, als mein Lebensweg sich mit dem ihren kreuzte, und dem Leser die wirtschaftliche Biographie vorführen, welche ich damals über sie niedergeschrieben habe. Große, weite, schöne Welt — wie schmal ist der Ausschnitt, den Myriaden von dir zu sehen bekommen, und wie genügsam hast du dich, Rikele, gefreut über jeden schwachen Sonnenblick, den du erhaschtest. . . Ihr, die ihr erhobenen Hauptes durch früchtenreiche Gärten schreitet, schenkt der Geschichte einer armen Kreatur Gehör, für die an dem mühsamen Weg, der zu jenem Friedhöflein geleitet, nur karge Beeren gewachsen sind. . . Nicht das Leben eines Menschen, das Leben vieler wird erzählt, wenn immer wir uns in die Geschichte eines einzigen ernstlich vertiefen.

Quellen.

Quellen meiner Aufzeichnungen waren zahlreiche Gespräche, die ich mit dem Rikele geführt, während sie für meine Frau arbeitete: sie hätte ja nichts erzählen mögen und wäre in Verwirrung geraten, wenn sie mit unbeschäftigten Händen hätte dasitzen sollen. Aber arbeitend, war sie mitteilsam und dabei rückhaltlos und aufrichtig. Sie machte einmal einen bemerkenswerten Vergleich: sie habe sich, sagte sie, in einem Krankenhause freiwillig zu einer medizinischen Untersuchung hergegeben: warum sollte sie nicht auch für meine Zwecke bereitwillig sein. Quellen waren ferner mehrfache Besichtigungen ihrer Wohnung, und endlich, um das schwere Wort zu gebrauchen, urkundliches Material. Briefe, Quittungen, Steuerzettel, gerichtliche

Dokumente, ein Sparkassenbuch, vor allem ein durch mehrere Jahre hindurch geführtes Einnahme- und Ausgabebuch. Wunderbar, und in diesen Kreisen höchst selten: aus eigenem Antrieb hatte sie dieses Buch geführt; ohngefähr von ihrem 35. bis zu ihrem 48. Lebensjahre (so alt war sie zur Zeit meiner Untersuchung) hatte sie fleißig aufgezeichnet, was sie als Näherin in dem süddeutschen Städtchen, in dem sie lebte, in kleinen Beträgen mühselig erworben, und in noch kleineren für ihren Lebensunterhalt aufgewendet hatte. Ihre älteren Aufzeichnungen waren zu ihrem großen Kummer verloren gegangen: erhalten waren nur diejenigen der letzten vier Jahre, ein Quartheft mit steifem, grünen Deckel, das ich noch heute besitze. Auf den linken Seiten die Einnahmen und die Arbeitstage; auf den rechten die Ausgaben. Nur auf der linken Seite hat sie sich mit Bleistift Kolonnen gezogen und die Posten untereinander gestellt: die Posten der rechten hat sie jedoch fortlaufend geschrieben, um am Papier zu sparen. Hieraus eine fatale Wirkung. Sie hatte die Kolonnen der Einnahmen addiert, zur Addition der Ausgaben es jedoch nicht gebracht. Sie hatte gebucht und gebucht, darüber aber, was ihre bescheidene Existenz in einem Jahre erfordert hatte, niemals bislang etwas genaues erfahren. Wie gespannt und mit wie ängstlicher Gebärde saß sie jetzt da, als ich in ihrer Gegenwart an das Addieren ging. Und als ich die Gesamtsumme des letzten Jahres herausbrachte — 190 Mk. — „Ach Gott ist das aber viel!“ rief sie aus „mir grauſt's ganz“. — Rikeles Buch war übrigens kein bloßes trockenes Rechenbuch; es war eine Art kleiner, an die naiven Aufzeichnungen älterer Zeiten erinnernde Chronik. Ihr vertraute sie an, was in frohen oder peinlichen Stunden in stiller Einsamkeit das Herz bewegte. Sorgfältig geschwungene Linien, welche diese Bemerkungen umrahmen, deuten auf die gehaltene Stimmung hin, in welcher sie niedergeschrieben sind. Ihr Sohn besucht sie: „Das waren mir wieder einmal glückliche Stunden“, schreibt sie nieder. Schwächlich und dabei ängstlich, wie sie ist, fühlt sie sich krank. „Lieber Wilhelm, wenn ich sterbe, dann halte doch Alles in Ehren, ich hab' mir's drum sauer werden lassen, verkaufe nichts davon, miethe eine Kammer, schließ Alles zu und versiegle es, Du wirst später alles wohl brauchen. Es kostet mich nicht mehr viel in der Feuerversicherung[1]). Nach einer kleinen Reise, welche sie als Zeugin zu einer Gerichtsverhandlung

[1]) Der Schlußsatz bezieht sich offenbar darauf, daß Rikele, als nunmehr 5 Jahre versichert, nach den Statuten der auf Gegenseitigkeit beruhenden Gesellschaft, in den Genuß von Dividende gekommen war.

machen mußte: „Reisegeld verbraucht und doch Hunger gelitten". Auch was in ihrer Kundschaft bemerkenswertes sich begab, Verlobungen, Hochzeiten, Todesfälle trug sie teilnehmend ein.

Zivilstand.

Zunächst einige Worte über die „Zivilstandsverhältnisse" Rikeles, des „Nährikele" wie sie sich selber nannte.

Sie war im Jahre 1835 in Stuttgart geboren als Tochter eines gelernten Schneiders, der auf der Wanderschaft einen höheren Beamten kennen gelernt hatte und bei ihm als Diener eingetreten war. Der Beamte war ledig und speiste außerhalb; dadurch lernte der Diener eine Restaurationsköchin kennen, welche er heiratete: Rikeles Mutter. Auch nach Gründung eines Hausstandes durfte er noch bei dem Herrn bleiben, wurde aber dann kränklich und kehrte, als Rikele acht Jahre war, in sein Heimatdorf zurück. Daselbst starb er 1857; die Mutter starb im Spätherbst 1875.

Rikele hatte 5 Geschwister gehabt, wovon drei im frühen Kindesalter gestorben waren. Noch lebten ein verheirateter Bruder, ein kleiner Handwerker, und eine Schwester, deren Mann unheilbar krank war: eine Landbötin. Beide im Heimatdorfe.

Rikele selbst war ledig. Sie besaß einen Sohn von 23 Jahren, welcher seines Gewerbes Schneider war, damals aber (zur Zeit der Untersuchung) in Straßburg seiner Militärpflicht nachkam. Seit 14 Jahren hatte Rikele ununterbrochen in der kleinen, aber nicht unbedeutenden Stadt gewohnt, in welcher ich sie kennen gelernt habe. Später zog sie mit dem Sohne in ihr Heimatdorf und lebte dort bis zu ihrem i. J. 1893 im 59. Lebensjahre erfolgten Tode.

Besitz.

Zweiundsiebzig Mk. hatte das Rikele bei der Oberamtssparkasse verzinslich angelegt. Als nämlich die Mutter gestorben war, hatte Rikele eine Erbportion von 197 Mk. 70 Pf. zu empfangen gehabt. An veranschlagter Fahrnis wurden ihr davon laut „in Händen habenden Loszettels" 33 Mk. 40 Pf. zuteil; 10 Mk. 97 Pf. betrugen die Teilungskosten: Rest also ohngefähr 153 Mk.

Von diesem Rest waren 63 Mk. sofort für einige kleine Anschaffungen bei eingetretener Krankheit und für Bezahlung noch einer Schuld der Mutter aufgegangen, wogegen die übrigen 90 Mk. Rikeles erste kapitalistische Rücklage gebildet hatten. Die Kasse vergütete „Dienstboten, Gewerbegehilfen, Lohnarbeitern, Taglöhnern und derartigen in Privatdiensten stehenden Personen" $4^1/_2$%: hierdurch Anwachsen jener Summe bis Ende 1878 auf 99 Mk. 1 Pf. Von

diesem Gipfelpunkt herab jäher Absturz: Rikele schafft dem Sohn eine Nähmaschine an und leert seinen Schatz bis auf 1 Mk. 1 Pf. Dann wiederum, im Verlauf der folgenden vier Jahre, langsames Ansteigen auf den erstgenannten Betrag, namentlich infolge von Rückzahlungen des Sohnes und weil Rikele niemals wieder der Kasse etwas entnimmt. Das Maximum der Einlagen, das bei der Kasse zulässig war, belief sich statutenmäßig auf zweihundert Gulden. Ob sie jemals so hoch wohl kommen werde, fragte ich. Da müsse sie „Geld schmieden können" meinte sie.

Erwerb.

Rikele war Weißzeugnäherin; sie flickte, fertigte Morgenhäubchen, Chemisetten, Kragen, Manschetten und half beim Kleidermachen, nicht minder unternahm sie zuweilen das selbständige Schneidern einfacher Oberkleider. Sie machte alles, was „in ihr Fach einschlägt", auch Sophakissen. Eine Vielseitigkeit, die in Rikeles Worten: „I lass' mi zu allem brauchen, auch zum Sattler", einen launigen Ausdruck findet.

All' dies schafft sie meist in den Häusern ihrer Kunden. Sonst sind von den Tagen, die sie nicht auswärts tätig ist, nur wenige durch Lohnarbeit in Anspruch genommen. Sie könnte auch „nit nur so immerfort aus arbeiten", denn sonst würde sie „bald gar nit mehr nähe" können.

Im Sommer um halb sechs Uhr, im Winter um 7 Uhr aufstehend, erschien sie bei ihren Kunden je nach der Jahreszeit zwischen 7 und 8 oder kurz nach 8 Uhr, bekam gewöhnlich eine große Tasse Kaffee mit zwei Stück Zucker und einem Weck, und begann dann die Arbeit. Um 10 Uhr das ortsübliche „Gläsle Wein" nebst Butterbrot oder auch Brot mit Wurst, bei einer Familie manchmal zwei Eier. Um 12 Uhr Mittagessen. Das Rikele teilte seine Kunden in Professoren und „Bürgersleute" ein. Bei diesen gab's Suppe, Gemüse und Fleisch, dort zuweilen auch noch Braten. Bei diesen aß sie am Tische mit, bei jenen besonders für sich! Um drei Uhr eine Tasse Kaffee mit einem oder zwei Milchbroten. Abends, nach Schluß des Arbeitstags — im Sommer zwischen 7 und 8 Uhr, im Winter um 8 Uhr — Tee oder Kaffee mit zwei Semmeln und Wurst; in einigen Familien wurden statt des Abendmahls 30 Pf. Kostgeld gegeben. Im ganzen ein 11- bis $11^1/_4$stündiger Arbeitstag. Denn das zweite Frühstück und die Vesper wurden nebenher am Arbeitstisch genommen; bei den „Bürgersleuten", welche selbst rasch aßen, saß sie auch nicht länger als eine Viertelstunde beim Mittagstisch.

Bei vielen Familien ging sie nach dem Mittagsmahl noch fünf Minuten im Zimmer auf und ab; das war eine Erholung, die man ihr stillschweigend gewährte, und auf die sie, als auf etwas besonderes, einigen Stolz bekundete.

Was soll man zur subjektiven Entschuldigung der Frauen sagen, welche ihren Näherinnen, Wäscherinnen, Dienstboten keine Arbeitspausen anbieten? Zur Entschuldigung der Frauen des Mittelstandes darf man wohl geltend machen, daß diese Frauen selbst vielfach eine ununterbrochene Arbeit verrichten. Sie finden es dann naturgemäß, daß der Aermere sich nicht weniger mühe, als sie selbst; sie vergessen zunächst dabei, daß das, was ihren eigenen Mühen entspricht, jenen Aermeren ja teilweise als eigene häusliche Arbeit auch noch vorbehalten bleibt. Sie vergessen die Entschädigungen, die ihnen selbst das Leben immerhin bietet und die eine anstrengende Arbeit zweifellos leichter ertragen lassen. Ueberhaupt: bei der Arbeit sind Reiche, Mittelstehende, Arme sehr häufig Kameraden; bei dem Genusse sind sie es nicht. Mit dem Hinweis auf die eigene Arbeit, die er neben dem ärmeren Untergebenen verrichtet, beruhigt der Wohlhabendere sich selbst, und er nimmt es übel, wenn dieser nicht willig mit ihm schafft. Selbst alsdann zur Erholung eilend, verliert er jenen wie physisch, so auch geistig aus dem Gesichte und denkt wenig daran, ob jener sich weiter mühe, oder was ihm die eingetretene Feierstunde bringe.

Rikele hat ihre Kunden nie hoch im Preise gehalten: sie erhielt 1864 pro Tag 12 Kreuzer (34 Pf.), 1865 15 Kreuzer (43 Pfg.), 1866 bis 1870 15—18 Kreuzer (43—51 Pf.). Nach 1870 setzten sich diesem bescheidenen Wesen gegenüber die Kunden teilweise selbst hinauf und gaben bis zu 70, vereinzelt bis zu 80 Pf. Zahlreiche kleinere Zuwendungen an Naturalien neben der üblichen Verköstigung, an Weihnachten auch kleine Geldgeschenke, mögen teilweise noch als ein Lohnzuschuß betrachtet werden. Ich berechnete, daß sie sich, bei ihren Kunden arbeitend, immer noch besser stand, als bei dem Stücklohn ohne Kost im eigenen Haushalt. Für ein feines Herrenhemd erhielt sie z. B. 1 Mk.; daran arbeitete sie, wenn sie sich der Maschine bediente, einen Tag. Als einen besonderen Glücksfall sah sie es an, wenn man ihr die Anfertigung ganzer Kleider übertrug. „Wenn man Kleider macht, verdient man mehr". Freilich übersieht sie dabei, daß dieser Mehrverdienst bei näherer Betrachtung recht erheblich zusammenschmilzt. Sie arbeitete ja dann bei sich zu Hause und hatte sich selbst zu beköstigen. Und er ging wohl völlig drauf,

wenn sie fremde Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Man könnte vermuten, daß sie vielleicht an den Zutaten regelmäßigen Profit gemacht habe, aber sie war ehrlich, ängstlich und kein Finanzgenie. Lange Jahre hat mich ein Nähgarnröllchen, das ich mir verwahrte, an die großartigste Spekulation erinnert, welche Rikele jemals unternommen hatte. Es entstammte einem Ankaufe von 3 Dutzend Rollen, zu dem sie ein reisender Handelsmann veranlaßt hatte. „Da habe er etwas für sie, da könne sie ein Geschäftle machen". Sie zauderte zunächst; sie dachte „es würde ihr bleiben". Aber sie hat bei einem raschen Absatz an 15 obigen Rollen 75 Pf. verdient. „Das ischt aber auch ein besonderer Treffer gewä". An den Zutaten zu einem einer „Pfarrmagd" gefertigten Rock wollte sie, und ich halte es für glaubhaft, nur 5 Pfennig verdient haben. Sie hatte sich überhaupt erst spät in ihrer Laufbahn dazu entschlossen, solche aus Rabatten entspringende kleine Verdienste, sich anzueignen. „Ein ungerechter Heller", hatte ihr Vater gesagt, „frißt zehn gerechte Gulden auf". Leider war die Zahl ihrer auswärtigen, also lukrativen Arbeitstage, in den letzten Jahren decrescendo gegangen. Ursache, wie das Rikele meinte, daß ihre Familien sich immer mehr an das Einkaufen fertiger Waren gewöhnt hätten; auch hätten sich viele von ihnen Maschinen angeschafft und würden demnach, selbst wenn man sie zu deren Bedienung annehme, in weniger Arbeitstagen mit ihrem Bedarf fertig als vorher. Denn durch die Maschine schafft sie jetzt in einem Tage, was sie sonst kaum in dreien fertig bringen konnte. Zu Beginn der Ferien pflegt es dann noch für sie eine besonders stille Zeit zu geben. Rikele erklärt das damit, daß „die Leut' zu Anfang der Vakanz kein Zeit hen, da putzet sie".

Für die Unterhaltung und Ergänzung ihres Inventars an Arbeitsgerätschaften hatte das Rikele keinen großen Aufwand zu machen. Sie würde für Nadeln jährlich etwa 1 Mk. gebraucht haben, wenn sie dieselben nicht meist zum Geschenk erhalten hätte. Sie bevorzugte die englischen Nadeln, und tat sich etwas zugut darauf, daß sie dies, der Wahrheit zu Liebe, obschon eine Deutsche, unverhohlen gestehe. „Die englischen laufet, aber die deutschen krachet, weil sie nicht schlupfet und selbige werden bloß krumm". Trennmesser und Scheren sollten jedes Jahr regelmäßig geschliffen werden, wurden es aber nicht. „Man schleift nichts hinzu", meinte Rikele, „ich versprech's ihnen immer denen Scheren, dann schneiden sie allemal wieder".

Inventar der Arbeitsgerätschaften[1].

Ein weiß und rot geflochtenes Nähkörbchen, Weihnachtsgeschenk (81; Pfg. 50); 1 auf der Messe gekaufter „Spähn"-Korb (78; Pfg. 50; beide Körbe dürften noch mindestens 10 J. halten); 1 gekaufte Pappschachtel mit Fächern (M. 1,10); 4 dergl. und 4 Zigarrenschachteln von Kunden bez. einem Kaufmann geschenkt (Pfg. 40). Ein 1869 selbstgemachtes, ein 1880 von einer Kundin geschenktes Nadelkissen (Pfg. 60); Nadelbüchse mit ungefähr 100 großenteils geschenkten Nadeln. 1 desgl. versilbert, geschenkt (75; Pfg. 50); 4 geringe Fingerhüte (Pfg. 48) und 1 versilberter, geschenkt (75; Pfg. 50); 2 größere Scheren (64 à M. 1,40) und 1 Knopflochschere (77; Pfg. 80); 1 geringes, 1 Perlmutter- und 1 Schildpatt-Trennmesser (letztere geschenkt; ersteres 66 gekauft für M. 1,37); 1 Metermaß von Holz und eins von Leder (1873 bez. 78 zus. 70 Pfg.) 1—2 Rollen Faden.

Grover u. Baker Maschine mit Radauslösung (79; M. 89,90); zur Zeit bei ihr deponiert (dem Sohn gehörig).

Auf gute persönliche Behandlung durch ihre Kunden legte sie großes Gewicht, von einem ihrer Häuser rühmte sie es, daß man sich dort immer wieder ganz erhoben fühle und empfinde, daß man ein Mensch sei. Den Dienstboten wollte sie nicht gern unterstellt sein.

Die Lohnarbeit war Rikeles Haupteinnahmequelle. Nebenher spielten die Gratiszuwendungen, die ihr von einigen Kunden zuteil wurden, eine kleine Rolle; eine größere die Eigenproduktion in ihrem Kleiderbudget. Die Arbeit jedoch, die dies anspruchslose Wesen für die Instandhaltung der eigenen Kleidung oder gelegentlich für den Sohn leistet, bewertet es freilich recht gering. Eine hierüber für das Jahr 1882 gemachte Aufstellung[2]) ergibt insgesamt 10 Mk. 88 Pf., und dabei entfällt auf dieses Jahr noch die Anfertigung von zwei Kleidern. In den Augen Rikeles scheint aber auch diese Schätzung der zu eigenem Bedarfe geleisteten Näharbeit noch zu hoch gegriffen. Sie sagt nämlich: „S'ischt mer ebe so gebe, da dhu i net amal d' Chronisch (Chronik) lese, ohne daß i strick', das heist aber net geschafft, weil i nix krieh". Daß auch für die von ihr beim Einsammeln von Küchenkräutern u. s. w. verwandte Mühe

[1]) Abbreviaturen. Die in Klammer gesetzten Zahlen geben das Jahr des Erwerbs an (81 = 1881 u. s. w.), ferner den Einkaufspreis bzw. den geschätzten Wert zur Zeit des Erwerbs. — Die teilweise ursprünglich in süddeutscher Guldenwährung berechneten Preise sind (wie die alten Maße) entsprechend umgerechnet worden. — Den Angaben über die Anschaffungszeit wurde durch Anknüpfung an äußere Ereignisse, Kontrolierung durch Quittungen, das Hausbuch u. s. w. möglichste Sicherheit zu geben gesucht, einzelne kleine Gedächtnisfehler sind indes selbstverständlich nicht ganz ausgeschlossen. — D = Dauer (mutmaßliche) c = cirka; n = noch; also: D. n. 1 J. = mutmaßlich noch 1 Jahr vorhaltend. Das Zeichen ∞ steht zuweilen bei Dingen, die aller Wahrscheinlichkeit nach während Lebzeiten der Arbeiterin in Gebrauch bleiben werden.

[2]) S. Anhang I

ein allerdings minimaler Betrag als Selbstlohn in das Budget einzusetzen ist, sei hier der Vollständigkeit halber noch erwähnt. Und ebenso, daß sie aus Verkaufs- und Tauschgeschäften hin und wieder einige Pfennige erlöst.

Der Sohn hatte die Mutter gern unterstützt, hatte ihr öfters zu ihrem Geburtstag Geld geschickt und bei Besuchen zuweilen einige Mark unter den Teppich gelegt. Oeffentliche Unterstützung außer der Gewährung billigeren Bezugs von Brennholz war dem Rikele nie zuteil geworden. Von Vorteil war ihr die Aufnahme des Sohnes in ein Internat, freilich in der Zeit, die vor unserer Untersuchung liegt.

Diarium für 1879, 1880 und 1881
aus Rikeles Hausbuch zusammengestellt.

	1879	1880	1881
I. Arbeitstage in den Häusern von Kunden.			
a) Tage à 70	181	169	149
b) „ à 75		10	7
c) „ à 80	24	11	7
d) „ à 85		2	
e) „ à 90 } mit Ueberzeit bez. ohne Abendkost	1		3
f) „ à 1 M. } mit Ueberzeit bez. ohne Abendkost	[1] 6	7	1
g) „ à 1,10 und 1,20 } mit Ueberzeit bez. ohne Abendkost	6		
	218	199	167
II. Zu Hause mit verzeichneter Lohnarbeit	24	15	16
III. Zu Hause mit dem Vermerk „krank“ [2]	9	3	
IV. Auf Reisen abwesend		2	4
V. Sonn- und Feiertage	60	60	58
VI. „Zu Hause“ notiert ohne weitere Bemerkung	46	63	19
VII. Werktage, über die keine Notiz vorhanden, die aber fast alle zu Hause verbracht worden sind [3]	8	24	101
	365	366	365

[1] Hierbei ein Tag Kinderaufsicht am Pfingstmontag.

[2] Die Tage, an denen gleichzeitig Lohnarbeit ausgeführt worden, sind hier nicht inbegriffen.

[3] Hierunter dürften noch einige durch Stücklohnarbeit okkupierte Tage befindlich sein (1879 und 1880 u. a. durch Schirmnähen), außerdem einige Tage, an denen sie bei Gesellschaften in Kundenhäusern Hilfe geleistet hat. — Die genaue Uebersicht pro 1882 im Budget (s. Anhang I).

Nahrung.

„Kinder schafft Euch nur ein kleines Mägele an“ hatte ihr Vater oft gesagt. Rikeles schmächtige Konstitution und ihre fabelhafte Bedürfnislosigkeit machten es ihr möglich, sich zu nähren, als ob des Vaters seltsame physiologische Vorstellungen berechtigt gewesen wären. Das ist einer der Umstände, deren man sich erinnern muß, wenn man sich staunend fragt, wie mit einem Einkommen, wie demjenigen Rikeles, ohne gänzlichen ökonomischen Schiffbruch überhaupt auszukommen war. Daß sie ein kleines Mägele

habe, glaubte sie selbst, und es freute sie. Die Tage, an welchen sie bei ihren Kunden arbeitete, waren gleichsam ihre fetten Tage, an denen sie sich für die mageren einigermaßen mit hinüber aß[1]), teils indem sie aus dem Genossenen Kraft für diese schöpfte, teils indem sie Ungenossenes mit nach Hause nahm, Geschenktes oder „Erspartes“ wie sie zu sagen pflegte. Man gab ihr zuweilen ein wenig Mehl, ein wenig Gemüse. . . Am planvollsten waren ihre Weck-Ersparnisse angelegt. Je nachdem es bei den Kunden morgens, zur Vesper oder abends mehr Wecke gab als das kleine Mägelchen bedurfte, trug sie das Zuviel nach Hause — ein Vögelchen, das sich seinen Proviant zusammenpickt. Wie vorsorglich konnte man sie verwenden, wenn man sie in Scheibchen schnitt, in ein leinenes Säckchen hing und trocknen ließ! Im Bedarfsfall eine Greifhand (1½ Wecke) dem Säckchen entnommen, mit soviel Wasser gekocht, daß es zwei Teller gab, dazu Butterschmalz für höchstens 3 Pfennige, auch wohl Kümmel „Peterling“ und „wenn man will“ etwas Zwiebel — so hatte sie eine „Brotsuppe“. Den Kümmel hatte sie sich selbst auf den Wiesen gesucht, wie man denn bei dem Rikele, wenn man sein Gesicht in strenge wissenschaftliche Falten legen wollte, sehr wohl von einem okkupatorischen Erwerb neben dem Erwerb aus der Näharbeit und dem „karitativen“ sprechen könnte. Sie wußte, wo Sauerampfer wuchs, wo Schmalzblumenblätter, holte Brunnenkresse aus einem „Gräble“ an den Herrenberger Wiesen; Majoran säte sie in einem Blumentopfe aus.

Hier ungefähr Rikeles häusliches Küchenprogramm, wie sie es darlegte:

Morgens:

Eine große Tasse Kaffee oder Milch (gut ½ Schoppen) nebst Brot oder einem 3 Pfennig-Weck.

Um 10 Uhr:

⅕ Liter Milch und für 3 Pfennig Brot. Butterbrot nur wenn sie solches „erspart“ hat. Manchmal überhaupt nichts.

Mittägliche Kombinationen:

Die geschilderte Brotsuppe, dazu allenfalls Kartoffeln oder sonst eine „ersparte“ Kleinigkeit, die gewöhnlichste Mahlzeit.

Gebraunte Mehlsuppe mit eingeschnittenem Brot.

„Riebele“ (Eiergerst-)suppe, eine Fleischbrühe, nebst dem für deren Bereitung gebrauchten ¼ Pfund Fleisch oder aber ein in Fleischbrühe gekochtes Gemüse, ebenfalls mit dem zubehörigen ¼ Pfund.

[1]) Vergl. die Skizze am Schluß von Anhang II.

Wenn das Rikele Fleisch kochte, so folgten sich allemal 2 Fleischmahlzeiten, denn weniger als 1/2 Pfund konnte sie nicht wohl kaufen, und das halbe Pfund zehrte sie nicht auf einmal auf.

Spätzle aus geschenktem Mehl, wozu allenfalls ein Salat oder ein saures „Sösle“, ein „Zwiebelsösle“ (1/12 Pfund Mehl und 2 Eier auf das Gericht Spätzle).

Zwetschgengemüs und ein „Pfannküchle“ (Eierkuchen).

Kaffee und Brot (wenn sie gar zu schlecht „bei Kasse“ war).

Vesper.

Eine Tasse Milch oder Kaffee und um 3 Pfg. Brot. In Ausnahmefällen Dickmilch, wenn Milch übrig geblieben war.

Abends.

Meist Kaffee. Hie und da ein Schüssele Milch.

Im kleinen Städtchen, in welchem das Rikele lebte und wirkte, wurde auch von den unbemittelteren Klassen immer noch etwas Wein als Haustrunk genossen [1]), auf den grünen Hügeln rings umher wuchs ein leichter billiger Stoff. Der Weinbau bildete sogar den Hauptnahrungszweig eines erheblichen Teils der Bevölkerung: der „Gogers“. Wer es irgendwie konnte, sorgte sich für seinen Vorrat. Ich ließ in T. einmal das Manuskript zum Budget einer blutarmen Familie Mitteldeutschlands kopieren; als der eingeborene Kopist dazu kam, den Grundriß der Hütte meiner Familie nachzuzeichnen, rief er skeptisch aus: „Ja, abber wo tun denn die ihren Moscht hin [2])?“ Das Rikele partizipierte an dem Weingenuß seiner Landsleute nur in den Frühstücksgläschen, welche sie bei ihren Kunden bekam; bei sich trank sie nur höchst selten ein Gläschen: wenn sie sich schwach fühlte. Ab und zu wurde ein Glas Bier zu ihrer Zimmernachbarin, der Kleidernäherin, getragen. „Mag sie als Bier trinke, i bin au zufriede“ sagte dazu das Rikele etwas bitter; bitter nicht aus Lüsternheit, sondern aus einem verzeihlichen Gefühl der Eifersucht, das sie der ökonomisch stärkeren Nachbarin gegenüber beschleichen mußte.

Rikeles Getränk und ihr Hauptnahrungsmittel bei sich zu Hause war, wie wir gesehen, Milch: das kindliche Wesen erhielt sich auch wie ein Kind. Von den 20 Pfennig Geldauslagen, mit denen sie ihrem Buch zufolge während der vier Jahre pro zu Hause verbrachtem Tag ohngefähr ausgekommen ist, entfiel auf Milch rund der

[1]) In den Jahren 1880/81 bis 1884/85 wurden in Württemberg jährlich durchschnittlich 20,8 Liter pro Kopf der Bevölkerung verbraucht (Württemb. Jahrbücher, Jahrgang 1894).

[2]) Hier ist wohl „Apfelmost“ gemeint.

dritte Teil; dies stimmt damit, daß sie ihren gewöhnlichen Milchverbrauch für Morgen, Vesper und Abendimbiß auf durchschnittlich einen Schoppen (½ Liter; 1 Liter kostete 14 Pf.) angab. 60 Kaffeebohnen gingen im ganzen bei diesen Mahlzeiten auf, ungefähr 5—6 Gramm dem Gewicht nach. Ein Quantum Bohnen, wie das Rikele sie pro Tasse abzumessen pflegte, hat das Rikele selber überlebt; in einem Dütchen liegt es noch bei meinen „Akten". Dem Kaffee setzte das Rikele etwas Zichorie zu, obschon sie deren Geschmack nicht liebte, aber sie mochte als Schwäbin auf die für unerläßlich gehaltene „schöne Farbe" nicht verzichten.

Wohnung.

Ein altes, düstres, aber solid gebautes Bürgerhaus: in den unteren Stockwerken wohlhabendere Familien, im Mansardenstock das Rikele, eine Kleidermacherin, mehrere Studenten. Hauptbestandteil von Rikeles Wohnung: eine Kammer 5,04 m lang, 3,05 m breit und im Maximum, — die Decke fiel schräg ab — 2,04 m hoch. Ganz freundlicher Anblick, wenn man die Türe öffnete und den Raum überschaute. Die Wände tapeziert, die Lambris weiß gestrichen, die Decke geweißt und mit einigen Strichen geziert. Auf der gegenüberliegenden Schmalseite das Fenster, welches ein reichliches Licht einließ, mit Mullvorhängen versehen: ein Epheustöckchen draußen. An den beiden Langseiten Möbel nach Möbel. Links Bett, Tisch, Pfeilerschränkchen: rechts Nachttisch, Schrank, Kommode, Nähmaschine; Nippsachen auf Schränkchen und Kommode, Schildereien und Zieraten verschiedenster Art an den Wänden. Rechts vom Fenster hängt eine Madonna della Sedia, ein eigentümlich in Stroh gerahmtes buntes Bild, ein Muscheltäschchen und eine Photographie, alles über der Kommode sehr symmetrisch arrangiert. Auf dem Boden zwei Stücke alten Läuferstoffes als Teppiche. Nirgends Unordnung trotz des Platzmangels, trotz des Umstands, daß die Insassin die Küche mit der Kleidernäherin, welche ebenfalls auf der Etage wohnte, zu teilen hatte. Aber was sie von Küchensachen und Gerümpel im Stübchen unterbringen mußte, hatte sie durch einen gelben Vorhang dem Blick entzogen. Auch war nichts schadhaft an dem Hausrat . . . In einem reizenden Schriftchen „der Kanzleirat" stellen Hausvater und Hausmutter am Ende des Jahres ihr Budget auf, und da es sich zeigt, daß mancherlei Unkosten durch Fahrlässigkeit der Kinder veranlaßt worden waren, wird alles Zerbrechen fürderhin „zur Unmöglichkeit" erklärt. Rikele scheint die Kraft besessen zu haben, eine ähnliche Deklaration tatsächlich durchzuführen:

sie nimmt von all ihrem Tischgeschirr eigentlich nur zwei Kaffeetassen, zwei Suppenteller und das geringste Wasserglas in Gebrauch, hatte in den ganzen vier Jahren, über welche ihre Buchführung vorlag, nichts Neues derart anschaffen müssen, ja innerhalb derselben war noch nicht einmal ein einziger Lampenzylinder zerplatzt! Mit welcher Genugtuung ruhte aber auch ihr Blick auf uns, als wir an die Durchmusterung ihres Hausrats gingen, vollends dann, als wir ihr Bett inventarisierten. In der Tat, welch ein Bettwerk! Zusammengekommen aus Erbschaften, Gelegenheitskäufen und -Erwerbungen reichte es fast bis an die hier schief abfallende Decke hinauf. An seiner Zusammensetzung hatte Rikele wie an dem Erwerb einer Kunstsammlung gearbeitet: es enthielt nicht nur das, dessen es selbst bedurfte, sondern auch das Ehebett in nuce für den Sohn. In der Sorgfalt, welche darauf gewendet worden war, erkannte man gewiß auch noch den Einfluß der bäuerlichen Traditionen, unter denen Rikele aufgewachsen war. Die Anfänge dieses Bettes reichen weit zurück. Zuerst war nur ein Ober- und Unterbett und ein Kopfkeil vorhanden und eine gute Seele hatte, was sonst zu einer Lagerstatt gehört, hergeliehen. Dann wurde im Jahre 1873 die Sprungfedermatratze der sogen. „Rosch" erworben, wozu im gleichen Jahre noch Bettlade, Bettschere und Nachttisch kamen. Diese reichlichen Anschaffungen erklären sich daher, daß sie in diesem Jahre für den Sohn kein Kostgeld mehr zu zahlen brauchte. Aus dem gleichen Jahre stammen übrigens auch noch ein Kleiderkasten und einige Stühle.

Inventar des Bettes und Bettwerks.

Eine tannene Bettlade (73; M. 13,71); eine Bettschere, „damit das Bett nicht rutscht" (74; Pfg. 50); ein Nachttischchen, Zwetschgenbaum, alt gekauft (73; M. 3,43); Porzellangeschirr (M. 1); eine zinnerne Bettflasche (74 bei Krankheit angeschafft; M. 6,86). Ein Rosch (Sprungfedermatratze) mit Seegras samt dto. Polster (Kopfkeil); (73; M. 30,86). Ein Oberbett (Deckbett) und ein Unterbett. Im Oberbett 7 Pfd., im Unterbett 9 Pfd. Federn à 3 M. p. Pfd. (billig); zu jenem 6,4 m Drillich 60 cm breit für M. 8,36; zu diesem 5,9 m Barchent für M. 6,51; zus. also M. 62,87 (Angeschafft 71. In das Unterbett ist dann noch ein Säckchen Federn, von der Mutter geerbt, gekommen.) Die meisten der bisher genannten Dinge werden „sie aushalten"; der Rosch wird in 10 Jahren aufgearbeitet werden müssen. — Für das Deckbett sind vorhanden 6 Ueberzüge, selbstgefertigt, 3 davon von karriertem „Zeugle" (viele Jahre vor jenem erworben), 3 von farbigem Kattun (77). An jedem 5,8 m Stoff à M. 1,31 das Zeugle und 0,56 der Kattun. (Letztere noch c. 10 Jahre haltend, erstere viel dauerhafter.) Für das Unterbett ist ungewöhnlicherweise zur besonderen Schonung ein Ueberzug aus ungebleichtem Baumwolltuch vorhanden. (M. 3.)

4 Haipfel (Kissen, über die ganze Breite des Bettes reichend, bestimmt, unter den eigentlichen Kopfkissen zu liegen; 3 davon, welche eigentlich nicht in

das Bett gehören, sind Aufbewahrens halber neben einander auf die Matraze gelegt. Eins ist geerbt Ende 75; zu einem andern, für den Sohn bestimmt, ist der „Schlauch" 75 um 3 M. gekauft, die Federn sind gegen ein geerbtes Bettstück eingetauscht. An den beiden übrigen, 71 gleichzeitig mit dem Oberbett angeschafft, sind zus. 4,27 m Barchent à M. 1,97 und 6 Pfd. Federn à 3 M). Zu den Haipfeln im ganzen 11 Ueberzüge, selbstgefertigt, jeder von 2,14 m, vorhanden, davon 8 von weißem Shirting, 2 von Zeugle, 1 von Kattun (à Pfg. 66, M 1,32 und Pfg. 56 p. Meter. Angeschafft 70/78. Haltbarkeit der Ueberzüge ähnlich wie oben) — zu einem 12ten Ueberzug ist der Stoff vorrätig.

2 Kopfkissen, Barchent mit Gänsfedern, eins geerbt, eins gekauft (dies 79 M. 2,60); 16 Kissenüberzüge, nämlich 1 von Zeugle, der haltbarste und wertvollste (um M. 2 gleichzeitig mit dem ältesten Ueberzug zum Oberbett) 2 leinene (1879 ersteigert 75 Pfg.) 1 kattunener (75; Pfg. 50) endlich 12 baumwollene (70er Jahre, nach und nach; jeder von 1,52 m à Pfg. 66 p. m). Außerdem noch 4 „Schutzzügle" (kommen unter die Ueberzüge; 73/75; an jedem 1,52 m weißes Baumwolltuch à 56 Pfg. p m.)

8 Betttücher, nämlich 2 aus alter grober Leinwand, geerbt (3 M. im Anschlag) und 5 nach und nach angeschaffte leinene und 1 baumwollenes; an jedem 4,27 M. Stoff (der Baumwollstoff à 52 Pfg. p. M.) — 3 abgenähte Couverts, Stoff 4 M.

1 braunwollne gesteppte Decke, Geschenk einer Kundin (77; M. 3; wird nach c. 6 J. neu überzogen). Bettüberwurf, gelb, mit großen Blumen und einer Borte, Kattun, 4,9 m à 56 Pfg. p. m. (75; nachgeflickt; muß noch 5 Jahre halten).

An Miete hatte das Rikele für das Stübchen, den Küchenanteil und einen Speicheranteil (4 qm) für Unterbringung von Holz 69 Mk. per Jahr zu bezahlen. Ebensoviel hatte sie für eine bis vor kurzem innegehabte, etwas geräumigere Wohnung bezahlt. Und pünktlich bezahlt hatte sie immer. „Der Hauszins ist bei mir das allererst, dann komm' erst i."

Hier das genauere Inventar über das Mobiliar und das Hausgeräte:

Standmöbel.

1 Tisch, Birn- und Nußbaum (M. 3); 1 dreieckiges Ecktischchen, eichen (M. 4) beide ererbt. 1 Tischchen, Zwetschgen- u. Birnbaum, ersteigert (M. 5,14); 2 Stühle, Nußbaum mit Rohr- bez. Strohsitz (73; M. 4); 1 Schemel (75; M. 3); 1 Kleiderschrank, tannen (73; M. 24); 1 Pfeilerschränkchen, eichen, ersteigert (76; M. 13,71); 1 Pfeiler-Kommode, tannen (73; M. 20,56; teuer, es kam verdienter Lohn dabei in Verrechnung); 1 Regal (hinter dem Vorhang; ersteigert, 79; Pfg 40); 1 Spucknapf, Geschenk einer Kundin (M 1); 4 diverse Kisten und Behälter (hinter dem Vorhang, teils ersteigert; M. 9,40); 1 Wäschekiste, für den Sohn, ersteigert (75; M. 5). — Die Gegenstände sollen sie sämtlich aushalten, teils noch auf den Sohn übergehen.

Vorhänge, Teppiche.

2 Rouleaux mit Palmen und großen roten Rosen, ersteigert (78; M. 4); 4 Vorhangstangen samt Eicheln (74; M. 1,70); Vorhänge für 4 Fenster (71; 17,08 m

à 65 Pfg. halten noch c. 10 J.), kleine Vorhänge, sog. „Neidhämmel“, in dieser Wohnung nicht benutzt (74; M. 3); 4 Fliegenfenster, grüne Seide in Rahmen, wegen Kopfschmerzen, zum Schutz, ersteigert (78; M. 1; D: 10 J.); 1 „Kaffeedecke“ als Tischteppich, leinen, mit Blumen, gelblich (im Ausverkauf 78; M. 2); 2 Kommodedecken, Woll-Mußlin, aus ehemaligen Halstüchern (59; M. 3; D: noch 3 J.); 1 Läufer, wollen, 2 m lang (75; M. 1,40; D: n. 5 J.); Bodentücher, leinene, blau und rot karriert liegen eben nicht auf (75; 6 m à 66 Pfg.).

Wandgerätschaften, Zimmerschmuck.

1 Spiegel, viereckig, braun Holz (64; M. 2); 1 desgl. schwarz mit Goldleisten, Weihnachtsgeschenk einer Kundin (72; M. 2); 2 Eckbrettchen, tannen, (74; M. 1,50); 1 Schwarzwälder Uhr mit Gewichten, Zifferblatt von Goldblech, oben ein Adler (74; M. 9,26; erst einmal repariert für 50 Pfg.); 1 Wandkörbchen, rotbraune Baumwolle mit weißen Perlenbehängen, von der Mutter gearbeitet und geschenkt (72; M. 1); Notiztafel (76; M. 1).

Auf der Kommode und dem Schränkchen, bez. in den Kisten verschlossen: 3 porzellanene Blumenväschen, Geschenke von Kundinnen (80 u. 82; M. 1); in einem befinden sich „botanisirte Gräser“ (s. u.); 1 Döschen, darauf ein Schäferpärchen, von Italienern, die bei einer Kundin wohnten, gekauft (77; M. 1,30); 3 Laubsägepiecen, sämtlich geschenkt, darunter ein Toilettespiegel und ein Miniatur-Zigarrentischchen, von einer Kundin, deren Mann dieselben zu seinem Vergnügen gefertigt hat (c. 69 u. 70; M. 2,75).

Ein Epheustöckchen, Geschenk (40 Pfg.).

9 Photographien in Visitenkartenformat von Bekannten und Kunden (in schwarzen Rähmchen à 20 Pfg.); 13 andere Schildereien verschiedener Art, eine ersteigert, eine ererbt (Heimatsort der Mutter mit Schloß darstellend), die übrigen sämtlich geschenkt, zumeist von Kundinnen oder Hauswirtinnen. Sujets: 4 religiös und 9 profan; unter jenen die Madonna della Sedia von der Köchin einer Kundin, unter diesen: Ansichten von Nikeles jetzigem Wohnort, Hermann und Dorothea (Oeldruck), Romeo und Julie (desgl.), Fürst Bismarck (der in einem Kundenhaus beseitigt werden sollte, den Nikele aber für einen von Gott gesandten Mann hält), Kind mit Häschen etc. Rahmen teils schwarz, teils Goldleisten; einer aus Strohgeflecht, Handarbeit einer Kundin (alles erworben in den 70er Jahren; c. 20 M.).

Fast sämtliche hier aufgezählten Dinge werden „sie aushalten“.

Tischgerät.

Zinn: 1 geerbte Suppenschüssel mit Deckel und Handhaben (M 3); 1 „Portionenschüssel“ ohne Deckel, ersteigert (65 Pfg.); beide zum Aufbewahren der Speisen.

Porzellan: 1 Portionen-Schüssel mit Deckel (73; M. 1); 4 Suppenteller, 2 geerbt, 2 gekauft (70 à 12 Pfg.); 4 Dessertteller geschenkt (62; Pfg. 68); eine Kaffee- und eine Milchkanne mit Goldrändern, Geschenke der Mutter (73; M. 2); 4 Kaffeetassen mit Goldrändern, ersteigert (74; Pfg. 70); 4 gewöhnliche desgl., wovon 2 von der Mutter, 2 gekauft (73 u. 78; Pfg. 60).

Glas: Ein Krystallglas vom Vater (1857; M. 2); ein geschliffenes Deckelglas, Geschenk (75; M. 2); 2 geschliffene Trinkgläser von einer Freundin (Pfg. 50); 1 gewöhnliches Wasserglas (78; Pfg. 12); 1 Salzfaß, Geschenk von einem Mädele (63).

3 Eßlöffel (1,80); 2 Kaffeelöffel (68; Pfg. 80); 2 Tischmesser (69; Pfg. 80);

2 Gabeln (69; Pfg. 80).

1 Kaffeebrettchen, ersteigert (79; inkl. eines Trichters 20 Pfg.).

Gerät für Heizungs- und Beleuchtungszwecke.

1 Feuerklemme und 1 Feuerschaufel (74 u. 69; M. 1,20. D: ∞ bz. n. 5 J.); 1 Holzkorb, schwarz, Weidengeflecht (76; Pfg. 70; n. 5 J.); 2 Säcke von Bodentüchern zu den Tannäpfeln, selbst gemacht; 1 Erdöllampe mit Metallfuß (78; M. 5); 1 Messingleuchter, ersteigert (79; Pfg. 50; D: 10 J.); 1 hölzerner Leuchter mit Messing verziert, Kundengeschenk (78; Pfg. 80); eine Lichtschere, Messing, ersteigert (79; Pfg. 10); 1 Laterne (64; M. 1,37); 1 Petroleum-Kanne (78; M. 1).

Küchengerät, Irden-Geschirr.

2 eiserne Kochtöpfe geerbt (Pfg. 80); 1 desgl. Pfanne (76; M. 1,80); Schmelzpfännchen (76; Pfg. 70).

2 zinnerne Schaum- bez. Schöpflöffel (73; M. 1,40); 2 hölzerne Kochlöffel vom Hausierer (79; Pfg. 19; D: n. c. 10 J.).

1 Reibeisen (73; Pfg. 70); 1 Teesieb (75; Pfg. 20); 1 Trichter, ersteigert (s. o.) 1 „Wägle“ ebenso (79; Pfg. 20); 1 Kaffeemühle, defekt geerbt (Pfg. 40, abgängig); 1 Spatzenbrettle (82; Pfg. 27).

Kaffeebüchse, Blech (75; Pfg. 50); Teedose, feines Steingut, geerbt (Pfg. 50); Salzscheffel, geschenkt (80; Pfg. 60).

1 Wasserkübel (78; M. 1; D: n. 2 J.); 1 Wasserkrug (77; Pfg. 80).

6 Glasflaschen, meist geschenkt, für Essig, „Wachholdergesälz“ etc. (60 Pfg.).

Irden-Geschirr: 2 Kasserolen à 1½ Liter (Pfg. 70); 2 Milchhäfen à ⅛ Liter (78 u. 82; Pfg. 24); 1 Kaffeetöpfchen à ½ L. geschenkt (75; Pfg. 12); 1 Zuckerbüchse (Pfg. 72).

Sonstige Utensilien.

2 Körbe, Geflecht, der eine ersteigert (70er Jahre M. 2,20 D: n. 2 u. 4 J.); „Stupfer“ (= Schrupper; 79; M. 1,40; D: n. 2 J.); Kehrbesen (80; M. 2,50; D: n. 10 J.); 1 Abreibbürste (78; Pfg. 50; n. 3 J.).

1 altes Beil, 1 Hammer u. 1 Zange geerbt, 1 Nagelbohrer, ersteigert (12 Pfg.); 1 Korkzieher (alle Weihnachten einmal gebraucht); 1 Bügeleisen mit 2 Stählen (79; M. 5,55; Röstle dazu Pfg. 50).

Vorhängschloß u. Verschluß-Vorrichtung (82; M. 1,60).

Tintenzeug, Blech, grün lackiert, ersteigert (76; Pfg. 69).

Weißzeug.

13 Handtücher (davon 3 gekauft 74; M. 1,20; zu 10 anderen im Ausverkauf 7,32 m à 49 Pfg., selbst gesäumt; D: c. 15 J.); 2 Tischtücher „gebild“-leinen, geerbt (M. 3); 6 Servietten, geerbt und geschenkt (75 u. 76; M. 3; n. 5 J.).

Kleidung.

Brauche ich zu sagen, daß das Rikele sehr sauber, aber höchst einfach gekleidet ging? An den Wochentagen meist barhäuptig mit glatt gescheiteltem Haar; sie rühmt es diesem Haar nach, daß es anspruchslos sei und der Pomade nicht bedürfe. Des Sonntags trägt sie Hüte: auf einem derselben prangt sogar eine Feder. Freilich eine geschenkte Feder. „Das ziert den Mann und koscht nit viel, ich tu' mich immer mit fremde Federn schmücke“. Noch manche andere Geschenke fanden sich unter ihrem Kleidervorrat, welcher über-

haupt ansehnlicher war als man es bei ihrem minimalen Geldeinkommen erwartet haben sollte. Als Näherin hatte sie sich in ihrer freien Zeit vieles selbst gefertigt, und was einmal hergestellt war, ging so leicht nicht wieder zugrunde. Bekam sie doch keinen kleinen Schrecken, wenn sie des Sonntags zum Fenster hinausschaute und es ihr plötzlich einfiel, daß es ihr „gutes Kleid" war, mit welchem sie sich auf die Brüstung gelehnt hatte!

Inventar des Kleidungsvorrats.

Oberkleider.

Für Festtage und besondere Gelegenheiten:

1 schwarz und 1 braun Casimirkleid (jenes 68; 8,5 m à M. 2,80; dies 82 Pfg. (7 Meter) 12 M., Zutaten 3 M.; D: c. 20 J.); 1 blau Rips Kleid (74; 6 m à 2 M. 80; D: n. 3 J.); Tuchjacke, schwarz (81; Stoff M. 12; D: 10 J.); Jacke, Rips, schwarz (78; Stoff M. 3; D: n. 6 J.); Schürze, Seide, geerbt (Pfg. 50).

Für Werktage:

1 grau Lamakleid (82; Stoff und Futter M. 9, 67; D: 6 J.); 1 braun Ripskleid, altes Sonntagskleid (79 gefärbt, D: n. 1 J.); 2 Lustrekleider (an jedem 8 Meter à 80 Pfg. bez. M. 1; D: 6—7 J.); 1 Kattunkleid, altes Sonntagskleid, seit 77 Werktags; (6 m Stoff, ein Rest, M. 2,50; D: n. 1 J.); Tuchjacke, Geschenk einer Kundin (77; M. 2,50; D: u. 1 J.); 1 grau wollene und 3 schwarze Orleans Schürzen, fast sämtlich Geschenke von Kunden (78—82; Stoff M. 3; D: n. e. 1 J.); 6 Zeugle Schürzen (78 u. 79; D: 6 J.). Die angeführten Stücke (bis auf einige geschenkte) sämtlich selbstgefertigt; der Lohn für Fertigung der Kleider würde auf 2—3 M., der Jacken auf 1 M., der Schürzen auf 20 Pfg zu veranschlagen sein.

Kopfbedeckungen.

4 Hüte, nämlich ein Sammet-(Winter-)Hut und 3 Strohhüte. Einer davon ganz alt, wertlos; unter den übrigen 3 befinden sich 2 von Kundinnen abgelegte und ein um 1 M gekaufter; sie hat sie sich alle selbst hergerichtet und ausgeputzt. (78/82; urspr. Wert der fertigen Hüte 1,50—2 M.) 1 Kaputze, wollen, Geschenk (76; 2 M.); 6 Betthauben und 2 Morgenhauben (Stoff 3,20 D: gut 10 J.; jene nur im Winter getragen).

Halstücher etc. Handschuhe.

1 Pelztierchen, Geschenk (77; M. 1); 1 Schleife, seiden, Geschenk (82; Pfg. 50); 8 seidene Halstüchlein, Foulards und Shäwlchen, meist geschenkt und zunächst an Sonntagen getragen (60 Pfg—M. 1 pr. Stück; D: von 2—10 J.).

6 wollene Tücher, Kragen und Shäwlchen (dabei 1 Abendtuch à M. 4; die übrigen Pfg. 60 bis 2 M.), zumeist Geschenke (D: 4—10 J.); 12 Tüchle, Shäwlchen, Shlipse und Barben von Mull und Tüll, Stoff dazu meist geschenkt. Vieles davon hält sie „für so unnöthig" (M. 6,30).

1 Paar Handschuhe, Seide, Sonntags in der Kirche (80; M. 1,50; u. 4 J.); 1 Paar schwarzwollene Winterhandschuhe, selbst gestrickt (80 Pfg. D: c. 6 J.).

7 Tüchle aus Piqué und Kattun (M. 1,90); 6 Chemisetten (1,80); Stoff zu jenen und diesen meist geschenkt; Rüsche zu Halskrausen gleichfalls geschenkt (82; M. 1; D: 3 J.).

Unterkleider und Leibwäsche.

5 Sonntagsunterröcke aus Flanell, Trikot und Piqué, alle selbstgefertigt,

Stoff zu zweien geschenkt (75/81; Wert pr. St. M. 2,80—M. 4,50; D: 5—10 J.); dann meist noch für Werktage.

6 Werktagsunterröcke aus Flanell, Moirée, Orléans, einer wattiert, einige dienten früher an Sonntagen; Stoff zu zweien geschenkt, zu einem ererbt, alle selbstgefertigt. (Von 74 ab; meist lange Dauer bis zu 10 J.; die gekauften ursprünglich 3,50—5 M. p. Stück).

1 Korsett (79; M. 3,30); 4 Paar Beinkleider, Baumwoll Flanell (1 Paar geschenkt, zu 3 Paar 5 m Stoff gekauft à 60 Pfg.).

3 Hemden, Baumwoll-Flanell ($2^1/_2$ m pro Hemd), Stoff teilweise geschenkt; 1 gekauft (81; à 2,90), 22 Paar baumwollene Strümpfe, weiß, blau und braun, datieren teils noch von 66 her; 8 Paar sind schon angestrickt, die andern werden es noch (M. 22, dürften innerhalb der nächsten 6 Jahre aufgehn); 4 Paar grauwollene Strümpfe, selbst gestrickt, angestrickt; an jedem ursprünglich für 70 Pfg. Garn, werden noch einmal angestrickt; (halten noch 2 J.); 1 Paar weiße wollene Strümpfe, schon angestrickt, Wolle von einer Kundin (1879) geschenkt. 1 Paar Strumpflängen (82; M. 1,70).

6 Hemden aus Leinwand. Der Stoff von der Mutter teils geschenkt, teils ererbt; 4 Hemden hat sich Rikele erst jetzt gefertigt. (An jedem Hemd 2,4 m à 1,12 M.); 9 aus Shirting (nach und nach seit 1876 den m à 65 Pfg.); 3 Paar Manschetten (M. 1,20).

5 Paar Beinkleider à $1^1/_4$ m Shirting (à 65 Pfg. p. m. Seit 1870. D: n. 5 J.); selbst gefertigt; 4 Tüchle, Shirting, Nachts umzubinden (Pfg. 48; D: 6 J.).

32 Taschentücher, worunter 24 weiße Leinwand, die andern bunt. 15 sind Weihnachtsgeschenke. Die meisten sind gesäumt; 3 liegen noch ungesäumt für den Sohn da. (58/82; 25—80 Pfg. p. Stück; D: sehr verschieden).

Schuhwerk.

1 Paar Kidlederstiefel (79; 11 M.; D: 4 J.); 1 Paar Zugstiefel (81; 6 M.; D: 3 J.); 1 Paar Filzstiefel (82; M. 7; D: n 2 J.); 1 Paar Hausschuhe „Endschuhe" geschenkt (80; M. 1).

Schmuck, diverse Gebrauchsgegenstände.

2 goldene Ringe (à 6—8 M.), eine Elfenbeinbrosche (M. 3), 2 Aufsteckkämme (1,70); 1 desgl. Schildpatt, Geschenk.

3 Armkörbchen, gekauft und gesteigert (64/83; M. 5); 1 kleines Körbchen, Weihnachtsgeschenk (72; Pfg. 30) 1 schwarzes Ledertäschchen, Geschenk (69; M. 4); Reisetasche (69; M. 3).

1 Regenschirm, schwarz Zanella (79; M. 6; D: n. c. 8 J.); 1 Sonnenschirm (81; M. 2,50; D: c. 10 J.)

Seine ganze Fahrnis hatte das Rikele mit 535 fl. versichert. Es sei ja nicht so viel wert, aber der Schultheiß habe gemeint, sie kaufe ja auch immer noch dazu.

Gesundheit.

Mit ihrer Gesundheit hatte Rikele ihr Lebtag viel zu schaffen gehabt, und in mehr als einer Glosse ihres Hausbuchs hatte sie Klagen über reelle Leiden, zuweilen von ängstlichen Pro- und etwas zweifelhaften Diagnosen begleitet, niedergelegt. „17ten und 18ten sehr krank, Fieber, Kopf- und Gesichtsschmerzen, ich fürchtete ich bekäme

einen Hirnschlag." Seitdem sie sich in dem Städtchen als Näherin etabliert, also seit 14 Jahren, hatte sie zweimal an Darmentzündungen daniedergelegen. Das eine Mal sechs Wochen im Krankenhause, das andere Mal vier Wochen in der eigenen Wohnung. Nach der zweiten Krankheit wollte sie nur 83 Pfund gewogen haben, immerhin nicht unmöglich bei ihrer Größe von 145 cm. Fortwährend geplagt war sie von gewissen Leibesbeschwerden, durch welche sie schon „fast wahnsinnig" geworden sei. Einen Arzt indessen hatte sie seit 8 Jahren nicht konsultiert. Teils hatte sie Gelegenheit, wenn sie bei den Frauen von Medizinern nähte, einen sachlichen Rat einzuheimsen, teils blieb sie bei früher verschriebenen Mitteln oder half sie sich mit ihrer eigenen Weisheit durch. Auf diese war sie nicht wenig stolz. Der Barbier habe zu ihr gesagt: „Sie sind der Instinkt" und wenn sie nicht selbst die Mittel wüßte, so müßte sie das ganze Jahr beim Doktor stehen. Sie nahm regelmäßig des Morgens 5 bis 7 Wacholderbeeren, womit „die Schleimkanäle gereinigt" werden sollten. Ihre Mutter habe schon immer gesagt, vor dem Wacholderstrauch [1]) solle man den Hut abziehen, da sei alles gut von der Wurzel bis zum Gipfel. Manche Heilpflanzen, Baldrian, auch wohl Kamillen, suchte sie sich selbst, wogegen sie für die 1—2 Rhabarberpillen, die sie seit einer Reihe von Jahren allabendlich nahm, an Geld ohngefähr soviel wie für ihr Brot verbraucht haben mochte. Nach Schluß ihrer Arbeitstage ging sie regelmäßig aus Gesundheitsrücksichten spazieren, gewöhnlich 20 Minuten; im Sommer, bei schönem Wetter wohl auch eine Stunde lang. Im Sommer las sie vorher die Chronik und ging erst dann, um Licht zu sparen. Beim Lesen strickte sie. Der geringe Umfang des Städtchens machte es ihr möglich, bei diesen Spaziergängen leicht das Freie zu erreichen, und sie wurde somit eines Vorteils teilhaftig, für welchen die größeren Städte ihren weniger wohlhabenden Einwohnern noch keineswegs die wünschenswerten Aequivalente geschaffen haben. In den Großstädten übertrifft der Umfang der Areale, innerhalb deren Parks sich nicht befinden, immerhin noch bedeutend den Umfang einer Mittelstadt. Man muß sich hüten, etwa bestochen durch die Regsamkeit der hygienischen Wissenschaft, die praktische Tätigkeit der

[1]) „Von Gesträuchen ist für die Volksmedizin das Wichtigste: der Kranawitt (Wacholder . .) . . der Kranawittbusch wurde vom Volke als ein gutes und wohltätiges, die Krankheitsdämonen beseitigendes Wesen im Strauchform angesehen . . ." u. a. m. s. bei Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München 1888 p. 123 f.

jüngsten Zeit in dieser Hinsicht — der Schaffung von Parks — gegenüber, dem was z. B. das achtzehnte Jahrhundert aus bloß philantropischen Regungen geleistet hat, zu sehr zu überschätzen.

Gegenstände zur Toilette, Körper- und Gesundheitspflege.

1 Waschschüssel, ererbt (Pfg. 60); 1 Gesichtsschwamm (M. 1, Versuch, soll nicht erneuert werden); 1 Nagelschere, geschenkt (M. 1); 1 Clysopompe (bei einer Darmentzündung 75 angeschafft M. 6; eine Reparatur kostete M. 1); 1 Haarbürste, wenig gebraucht, nur wenn sie Kopfschmerzen hat (77; Pfg. 30; D: 10 J.); 1 Zahnbürstchen (77; 70 Pfg.; D: n. 5 J.); 1 Kleiderbürste (78; M. 1,80; D: ∞); 1 ältere, ersteigert (56; Pfg. 50; bald abgängig); 1 Wichsbürste (78; M. 1); 1 Anstreich-Bürstchen (78; Pfg. 12, bald abgängig); 2 Frisierkämme (79; 90 Pfg.).

Psychisches Leben, Vergnügungen.

In Rikeles Köpschen und sonderlich in ihrem Gemüt war es stets lebendig. Nicht immer schlug diese Regsamkeit für das einsame, arme, empfindsame Wesen zu einem Segen aus. Sie fühlte sich leicht zurückgesetzt, verletzt, unglücklich, ohne besonderen momentanen Grund. So ist ihr beispielsweise die Aufnahme, die von ihr und allem was sie angeht, gemacht wird, manchmal ganz „entleidet“. Indessen war der Grundzug ihrer Stimmung zur Zeit meiner Untersuchung doch wesentlich ein Zug der Zufriedenheit und des Stolzes darüber, wie weit sie es gebracht habe. Sie habe von nichts geträumt als von einem Stüble, einem Tisch und einem Kasten (Schrank). „Wenn i an mei Sach' bin, denk i mi so reich, i kann gar net begreife, wenn andre Leut meine, i sollt noch mehr habe!“ Als sie in T . . . sich niedergelassen, habe ihr jemand bange machen wollen und gesagt: „Du wirst herauskommen wie der Nußemann!“ Sie aber habe gedacht: „Wartet, ich will's Euch schon zeigen“; und wie die Person ihr später einmal gekommen sei, habe die große Augen gemacht und geguckt. Zuweilen brachen auch andere Gefühle durch: „Wenn die Leute sagen: Wo bringen Sie denn Ihr Geld hin? — Ach, das tut mir so weh, da denk ich immer, wenn Ihr nur in mein Buch sehen könntet; da sag ich allemal gar nix.“ Zu ihrer Zufriedenheit trug bei, daß sie, die freilich ungewöhnlich sparsame und arbeitsame Person, sich einbildete, alles durch Arbeit und Sparsamkeit erworben zu haben, daß sie dabei öfters die ihr gewordene kleine Erbschaft vergaß und in verzeihlicher Selbsttäuschung zu leicht hinweg ging über eine immerhin in einigen Anschlag zu bringende Unterstützung, die ihr aus einem Verhältnis, — das sie freilich nicht des Gewinns wegen gehabt — geworden ist.

Rikele besaß einen nicht ganz unansehnlichen Vorrat von Bro-

schüren und Büchern. Hier das

Inventar.

Bibel, Neues Testament, 4 Gebet- und Andachtsbücher, Gesangbuch, 1 Kommunions-Büchlein, Thomas a Kempis, Luthers Leben, Perlen der Wahrheit. Zus. 12 Bde., alle gebunden, nur eines davon ersteigert, die übrigen teils Geschenke, teils ererbt. (Thomas a Kempis vom Vater ererbt; das Gesangbuch Konfirmationsgeschenk des Paten.)

12 bessere Bücher profanen Inhalts, dabei Wilhelm Tell, 2 Bde. Auswahl aus Goethe, Käthchen von Heilbronn, Novellen, Rheinsagen, teils gebunden, teils broschiert; alle geschenkt.

2 Kalenderzugaben von Zeitungen und Zeitschriften.

4 populäre kleine Broschüren und Jugendschriften, alle geschenkt. — (7 desgl. die eigentlich dem Sohn geschenkt worden sind wie „die Wasser im Jahre 1824", „der Postraub zu Würges", „des Uhlanen Kampf, Liebe und Sieg", „Fritz Heiter". — Demselben gehörig 1 Bd. Hauff, Geschenk der Fortbildungsschule.)

Rikele war auf zwei Blätter abonniert, auf das Lokalblatt und auf ein wöchentlich erscheinendes religiöses Blatt: „Das ist mein Luxus" sagte sie. Das Sonntagsblatt schickte sie ihrem Sohn, der las es und schnitt dann Muster daraus. Von ihren Büchern machte sie zur Zeit der Aufnahme wohl weniger Gebrauch als früher. Allenfalls nimmt sie sich den einen oder den anderen Band auf ihren sonntäglichen Spaziergängen mit. Dabei bevorzugt sie den Tell und Schillers Gedichte, die augenscheinlich liebe Erinnerungen in ihr wachrufen. Ihrer etwas phantastischen Art entsprach es auch, daß sie recht gern Indianer- und Negergeschichten las. — Im Schreiben war Rikele nicht faul, sie hatte ja ihr „Hausbuch" zu führen, und mit ihrem Sohn hat sie in ziemlich regelmäßigen Briefwechsel gestanden. Sie schrieb eine gleichmäßige deutliche Hand und machte kaum orthographische Fehler.

Rikele, als Kind eines streng evangelischen, vielleicht auch etwas pietistisch angehauchten Vaters, war selbst sehr religiös gesinnt, und, wie er, nicht unduldsam gegen Andersgläubige. „Das ischt all ein, mir komme all in ein Himmel. Mein Vater hat allemal gesagt, das sei all eins, ob man Heid', Jud' oder Christ sei, wenn man nur auf seine Religion hielt und gut gegen seine Nebenmenschen sei". Sie besuchte sonntäglich und an Festtagen regelmäßig die Kirche, an den höchsten Feiertagen strickte sie nicht und las nur geistliche Schriften. Ihr politischer Standpunkt hätte eher als Loyalismus, denn als Konservatismus bezeichnet werden können. Sie meint: „J bin nit bei de Fortschrittler, dene gefallt mei Wese nit, i bin a guter alter deutscher Michel."

Ihre Erholungen und Vergnügungen waren selbstverständlich nicht geräuschvoller Natur. Vor einer Reihe von Jahren

hatte sie einige Mal das Sommertheater besucht, aber nicht auf eigene Kosten. Die Frau Direktor, für welche sie arbeitete, hatte ihr die Billette geschenkt. Gerne nahm sie mit einer ihrer bürgerlichen Kundinnen an dem jährlich stattfindenden Kinderfest teil; sie steckte nicht viel Geld in Tasche, sie fürchtete es auszugeben. Von den 24 Pfennigen, die im letzten Jahre daraufgegangen waren, kamen nur 6 Pfennige für Brezeln auf ihr eigenes Teil; für 10 Pfennig hatte sie die Kinder ihrer Hausfrau Karussell fahren lassen, und in 8 Pfennig hatten sich ihre beiden kleinen Milchmädchen geteilt. Rikele war überhaupt „die Person, die verschenkt." Für Ueberschwemmte hatte sie (im Budget-Jahr) getragene Kleidungsstücke und neue für den Sohn gestrickte Socken gegeben und bei einer anderen Gelegenheit berichtet sie von ihrem Milchverbrauch: „Es sein so a paar ärmere Leut' im Haus gewä, dene hab i gebe, was i übrig gehabt hab."

Ihre wesentlichste und regelmäßigste Erholung bildeten die Sonntagsnachmittagsspaziergänge. Sie ging in den ganz naheliegenden Wald, und hörte dort die dürftige Musik, die von einer Gartenwirtschaft zu ihr herüber hallte, ging dann heim und trank ihr Schüssele Kaffee oder Milch. Von den Passanten glaubte sie sich, in ihrem grüblerischen Wesen, ob ihrer Enthaltsamkeit, bald bewundert, bald ausgelacht. Oder sie suchte das Feld auf: „Wenn ich ins Feld n'ausgeh', geh' ich botanisiere, ich nehm' Kräutle mit zu Tee, Kamille, Baldrian, Dreifaltigkeitstee, ich nehm' Moos mit und mach' Kränzle draus; spreche tut niemand mit mir, da nehm' ich allemal das Sonntagsblatt mit, und sitz' an ein Plätzle und les." —

Welch bescheidene Existenz! Und doch, welch ungeheure Anstrengung war vonnöten, sie zu gründen! Tantae molis erat . . .

Geschichte der Arbeiterin [1]).

Man sah es dem unscheinbaren Rikele nicht an, welch ein be-

[1]) Mit der Wiedergabe der für das äußere und namentlich innere Leben weiter Volkskreise so charakteristischen Lebensgeschichte überschreite ich um einiges den Rahmen, innerhalb dessen ich mich in früheren Publikationen gehalten habe. Ich erachte, daß psychologische Zustände und Entwickelungen einer naturgetreuen Beobachtung und Wiedergabe sowohl fähig wie würdig sind, und daß es nicht genügt, die nötigen realistischen Einblicke nur in anormalen Fällen, nämlich aus Biographien hervorragender Persönlichkeiten oder aus Gerichtsverhandlungen zu erhalten. Es ist in der ganzen Entstehung der gegenwärtigen sozialen Reformbewegung historisch und logisch begründet, daß die Berücksichtigung des Materiellen in einer Weise überwiegt, die zwar erklärlich ist, indes nicht auf die Dauer als entsprechend angesehen werden kann. Zu einer ausführ-

wegtes Leben hinter ihm lag. Zwar nicht viele Länder hatte es gesehen, aber in kleinem Umkreis hatte es eine Odyssee der Armut durchgemacht; war herumgeworfen worden lange Jahre, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Städtchen, hatte gekämpft und gehofft, gelitten und geliebt.

Noch in die Schule ist Rikele gegangen, als sie bereits für andere arbeiten mußte; sie ist während eines Sommers Kindermädchen bei einem reichen Bauer gegen 2 Gulden [1]) Gehalt; im Winter strickt sie Strümpfe um 12 Kreuzer [2]) das Paar. Bei demselben Bauer bringt sie, nachdem sie die Schule verlassen, ein weiteres Jahr zu, jetzt bei ihm wohnend; da bekommt sie 6 Gulden, ein Paar Schuhe und ein Hemd; vom Marktag zu Unterjesingen erhält sie auch noch einen Vierling (¼ Pfund) Wolle; gelegentlich einiger größeren Verkäufe wendet ihr der Bauer jeweils 12 Kreuzer zu. Dann kehrt sie in das elterliche Haus zurück; aber nicht lange darf sie unter seinem Dache weilen.

„Die Mutter hatte ein schönes Granatnuster (Halsband) und ein goldenes Kreuz und einiges mehr, das hat sie alles nach und nach in den fünfziger Jahren verkauft. Der ‚Jude' kam und wollte was handeln; da sagte der Vater, sein Weib hab einen Schmuck, den hat er vom Vater gekauft und dann gesagt, er wolle das Mädele, seine Frau brauche eins; und der Vater sagte ihm zu. Mir ist es gewesen, als ob ich wär verhandelt worden. Am selben Tage ging ich mit ihm weg; er trug einen Zwerchsack, ich meine Sachen in einem Tüchle. Wie wir nach Beisingen kommen in sein Haus, macht er die Tür auf, und ruft: „Jettchen, sieh, ich habe Dir Deinen Wunsch erfüllt." Die Frau hat mich sehr gut empfangen, als ob sie mich schon gekannt hätte. Ich hab damals noch nicht viel gekonnt, auch noch kein Brot schneiden, denn zu Hause hab ich das nie dürfen, das tat der Vater. Ich bin dort Kindermädele gewesen und gekocht hat die Frau. Lohn bekam ich 12 Gulden. Ich hab aber bald Gliederweh bekommen von dem kalten Wasser, mit dem ich putzen und arbeiten mußte. Das Wasser wurde aus einem tiefen Brunnen in der Küche selbst heraufgezogen. In den mochte ich gar nicht hineinsehen, ich fürchtete mich so, der Teufel wolle mich hinunterziehen, weil ich unten immer mein Bild im Wasser gesehen hab.

lichen Schilderung psychologischer Vorgänge reicht aber eine nur zahlenmäßig-statistische Darstellung natürlich nicht aus.

[1]) 1 Gulden = c. Mark 1,71.

[2]) 1 Kreuzer = 2⁶⁄₇ Pfg.

Die Frau hat mich eingerieben mit Klemmergeist [1]) und mir eine Bettflasche gegeben. Ich hab aber nur bis Martini bleiben können, weil die Arbeit bei meinen Schmerzen zu schwer geworden ist. Es sind recht fromme Leut gewesen; jeder Mensch, der noch Religion besitzt, mit dem kann man auskommen, aber die andern haben keinen Wert, da ist alles Politur, alles oberflächlich. Alle Sonntag hab ich in meine Kirch dürfen; wenn ich Zeit hatte, ging ich nach Metzingen; sonst in die katholische Kirch lieber als in gar keine."

Fünfzehn Jahre alt, verließ sie die Stelle. „Die Mutter holte mich ab und brachte mich nach Hause und ich hab geglaubt, ich dürfe zu Hause bleiben. Sagt der Vater: ‚Laß nur Deine Sachen beieinander'! Ich hatte soviel geschenkt kriegt, drei Ellen Kattun zu zwei Schürz, und ein Tüchle und zwei Sacktüchle und Garn zum Stricken; man hat so melirtes Garn gehabt, blau und weiß. Das hab ich schon oft erzählt, wie man damals die Geschenke geachtet hat. Den andern Tag also hab ich nach Herrenberg gemußt in Dienst. Der Herr war früher ein Schulmeister, hatte aber eine reiche Frau geheiratet und Güter gekauft. Die Frau hat Gliederweh gehabt und hat sich nicht regen können. Da hab ich noch viel härter schaffen müssen auf dem Feld und immer über Kraft. Da hat man mir eine Ladung Klee aufgeladen, daß ich hingefallen bin, wie ich damit die Staffeln von einem Weinberg hinunter gegangen; ich bin ein paar Tage liegen geblieben, dann that es mir immer so weh und ich hab mich von da an schief gehalten."

Bei dem Schulmeister blieb sie ein Jahr. „Mein Vater hatte gemeint, es sei eine Schande, ich sei so kurz im Dienst und wollte nicht schaffen. Und ich wär auch noch da geblieben, aber ich hab doch zuletzt fort müssen wegen meinem Herrn, der hat nichts rechts von mir gewollt."

Nun ging sie in die Residenz, wo ihre Schwester ihr bei einem Schreiner einen Dienst ausgemacht hatte. Sie war damals gerade 16 Jahre alt. „Dort hats au wieder vier kleine Kinder gewe. Mein Vater hat gesagt, man solle Gehorsam leisten und wenn man das Wasser umsonst ‚auf d' Bühne' (Speicher) müsse tragen und herab. Nur wenn was Schlechtes verlangt werde, müsse man aufbegehren und den Streitigen machen, oder gehen. ‚Dienet nicht allein den Gütigen und Gelinden, sondern auch den Wunderlichen', sagte er." — Sie erhielt im ersten Jahre 18, im zweiten 20 Gulden Lohn. Zwei-

[1]) Ameisenspiritus.

mal jährlich 1 Gulden und zu Weihnachten 1 Krontaler [1]). „Das ist etwas Großes gewesen, aber ich hab müssen alle Kreuzer hergeben, sogar das Trinkgeld, auch nach dem hat der Vater gefragt." Und sie habe sich doch Kleider machen müssen, denn solche habe sie ja nicht bekommen, nur die Mutter des Schreiners habe ihr zuweilen alte Sachen verehrt, Strümpfe, die ihr aber zu groß waren und dergleichen. Sie habe sich noch mit ihren Konfirmationskleidern behelfen müssen. „Ich möcht' die Zeit nicht mehr durchleben, ich hab die Bleichsucht gehabt und die Waden sind mir ganz aufgeschwollen gewesen; ich bin gewesen, wie der Schatten an der Wand. Ich hab gedacht, ich kann nicht mehr schaffen und meine Leute glaubten mir nicht. Da habe ich auf einmal gedacht, ich geh' in's Wasser. Ich hab' gedacht, ich stell' die Kinder von dem Schreiner, die ich bei mir gehabt hab', bei meiner Verwandten unter und geh' in den Feuersee." — Wie stellte sich der Umschwung der Stimmung, den Rikele auf dem Wege erfahren, in ihrer Phantasie dar? — Sie meinte, es seien ihr Schulkinder begegnet, die aus dem Gesangbuche das Lied lernten: „Von dir, o Vater, nimmt mein Herz Glück, Unglück, Freude oder Schmerz, Von dir, der nichts als lieben kann, Voll Dank und voll Vertrauen an", und da habe sie gedacht: „Ei, du hast ja Gott ganz vergessen, das Lied hast du ja auch gelernt." Da bin ich denn zurück mit den Kindern zu meiner Verwandten und hab dort Kaffee getrunken und natürlich nicht gesagt, was ich vorgehabt hab. Ich hab mich ganz drein geschickt und gedacht, der liebe Gott kann mich sterben und mich auch gesund werden lassen; er kann's ja machen wie er will." Dann habe sie aber einen schlimmen Finger bekommen und der Arm sei ihr geschwollen bis zur Achsel hinauf. Sie kam dann in das Krankenhaus und blieb daselbst vier Wochen. Der „Herr Hofrat" sagte, sie dürfe nicht mehr dienen und der Vater kam, sie abzuholen.

„Nachmittags sind wir aus der Stadt hinausgelaufen; man hatte vergebens herumgeschrieen, ob niemand mit uns fahren wolle. So sind wir nach Echterdingen gelaufen; ich bin bis über die Knöchel eingesunken im Schnee und der Vater hat mich ziehen müssen, denn ich war halb im Schlaf. Ueber Nacht blieben wir im Hirschen, von dem man sagt: ‚Wenn mer auf der Welt nit mehr z'sammekommt, kommt mer in Echterdingen im Hirsche noch emal z'samme'. — Von da aus ging auch ein Omnibus; der Vater aber hat des andern

[1]) 1 Krontaler = c. Mark 4,62.

Morgens gemeint, wir könnten auch laufen bis Waldenbuch, denn es koste schon weniger, und ich sei ja ausgeruht. Jetzt freilich ist das alles anders: ‚früher haben die Bettelleut Herren geführt, und jetzt führen die Herren Bettelleut'[1]). In Waldenbuch haben wir also auf den Omnibus gewartet; der ist um elf Uhr gekommen mit einer Beichaise, darin sind ‚Herren' (Studenten) von Tübingen gesessen und es hieß, wir müßten mit den Herren schwätzen. Die Herren frugen, ob ich nicht eine ansteckende Krankheit gehabt habe. Das hat mir so weh gethan, da hab' ich geweint. Da haben die Herren gesagt, so sei das nicht gemeint; sie haben mich hineingenommen und mein Vater hat auf dem Bock fahren dürfen. Nach einiger Zeit hat der Kutscher geklopft, der Vater falle herab und er könne vor Kälte nicht mehr sitzen; da hab' ich die Hände gefaltet und gebittet, da haben die Herren ihn in den Wagen genommen und uns in Tübingen in der Post Wein geben lassen. Elf Uhr nachts ist gewesen, wie wir endlich in meinem Heimatsdorf angekommen sind. Dahin haben wir wieder laufen müssen; ich hab' fast keinen Fuß mehr gespürt vor Kälte und der Vater hat oft erzählt, wie er mich hat schütteln müssen; es war ganz dunkel, der Mond war verschlupft, von Unterjesingen ist der Schultheiß mit uns gegangen, der abwechselnd mit dem Vater eine Laterne getragen hat." — Sie bleibt nun einige Monate zu Haus, dann neue Stelle, dann wiederum in das Elternhaus, weil sich daselbst ein kranker blinder Stiefbruder des Vaters in Verpflegung gegeben hatte. Jetzt muß Rikele ihn warten, seine Wäsche reinigen. Eine recht widerliche Arbeit habe sie mit ihm gehabt; sie habe vor Ekel das Brot nur noch mit der Gabel gegessen. Da habe er ihr sein Bett verschrieben und auch dem Vater Geld. Aber eines Tages sei die rechte Schwester des Kranken angekommen und habe ein Gewisper mit ihm gehabt, und wie sie später einmal ruhig in der Stube gesessen, sei der Blinde hereingeschlichen und habe ein Papier in den Ofen geworfen: Rikele meinte, das müsse die Verschreibung gewesen sein. Wie der Blinde endlich starb, war kein Vermächtnis da. Die Schwester übertrug ihr (Rikele) freilich eine Schuldforderung, die jener an den Vater gehabt, aber der Vater hat sie niemals eingelöst. Dann kommt sie zu einem Schultheiß in Dienst, trifft es dort aber wieder einmal recht schlecht. „Do henn i misse Hunger leide und henn fast kein Lohn krieht". Auf ihre Klagen läßt sie der Vater heimkommen. Sie dient dann

[1]) Hierunter ist gemeint, daß der Staat und große Gesellschaften auf ihren Eisenbahnen „kleine Leute" beförderten.

ein weiteres Jahr in der Nachbarschaft, verrichtet auch **Erntearbeiten**, blättert Tabak ab und zieht Bindfaden durch die Rippen (für 4 Batzen [1]) täglich); es will sie auch einmal einer ihrer Herren heiraten, aber Rikele tut es nicht, denn er habe sie schlecht behandelt. „I hab ihm immer misse Kichele backe und wenn er Fleisch gehabt hett, hat er nit gewußt, wie wenig er mir gebe sollt." Ebenso sucht er den ihr versprochenen Lohn zu kürzen, indem er nach der Ernte erklärt, er könne ihr nur noch 30 Kr. statt der festgesetzten 36 Kr. geben. Sie erwidert darauf nur: „S'isch ganz recht, i will mei Sach' packe un will se mitnemme." Und noch zur selben Stunde — es war an einem Sonntag Vormittag — verläßt sie den Dienst. Der Vater, den sie zunächst aufsucht, war's zufrieden. Noch am gleichen Tag ging sie dann in den Ort, wo ihre Schwester auf einem Gutshofe diente und fand dort Arbeit. Bald aber wird der Vater schwer krank und der Bote, der den Doktor holt, nimmt sie mit nach Hause, denn der Vater will, sie solle für sein geistiges Wohl sorgen, die Mutter für sein leibliches, die Mutter sei noch nicht erleuchtet genug. Nach wenigen Tagen stirbt der Vater und Rikele, nunmehr in ihrem 23. Lebensjahr stehend, versucht aufs neue in der Residenz sein Glück. Sie dient zunächst bei einem Bruder ihrer früheren Herrschaft, dann bei einem Hofkoch, bei dem sie 28 Gulden Lohn erhält. Aber nicht lange kann sie diese Stelle behalten und aus einem recht bösen Grund.

Wir müssen da ein wenig zurückgreifen in jene Zeit, wo das Rikele auf vielen Ortschaften herumgekommen ist und die wir vorhin etwas summarisch behandelt haben. Damals hat es auch einmal in Z . . . gedient bei einem Schulmeister und da hab ihr ein junger Mensch gar sehr gefallen (wir wollen ihn Konrad Schütz nennen), der auch Schullehrer hatte werden wollen, aber weil die Eltern es nicht litten, zu einem Schuhmacher in die Lehre ging. „Ich sah ihn zuerst in der Kirch, da hab ich gedacht, die habe alle nette Gesichter, aber die habe alle Lederhose an, die thäte dir nicht gefalle; aber der Konrad Schütz hat mir gefalle, der hat so schöne schwarze Auge und so Krollhaar gehabt, auch keine Lederhose hat er angehabt und er ist gewese wie ein Provisor. Aber ich hab ihn nie gesprochen. Ich bin oft mit den Kindern meiner Herrschaft zu seiner Mutter gekommen, aber da ist er nie gewesen, weil er bei dem Schuhmacher geschlafen hat und die Mutter hat immer nur gesagt: ‚Ach wie schade, eben ist der Konrad gerade fortgegangen'; und mir war lieb, wenn

[1]) 1 Batzen = 4 Kreuzer = c. 11 Pfg.

ich nur was von ihm gehört hab. Wenn ich nach ihm guckt hab, hat er mich so im Aug gehabt und auch seine Schwester hat zu mir gesagt: ‚Du, der Konrad thät so gern mit Dir schwätze‘. Da hab ich aber gesagt, das gäb eine schöne Geschichte, wenn das Bäsle das meinem Vater sagen thät. Und so hab ich ihn nicht gesprochen und nichts von ihm gesehen oder gehört, bis ich in die Residenz gekommen bin. Da bin ich einmal mit einem andern Mädele zur Parade gegangen, die uns etwas Neues gewesen ist, und da hab ich gesehen, wie drüben an der Seit am Königsplatz zwei Soldaten immer gestanden sind, und da hab ich gesagt, wir wollen fortgehen, die schwätzen von uns; aber die sind uns nachgegangen, und da hab ich gesagt, der eine sieht aus, wie ein Z—inger, er lacht gerade wie der Konrad Schütz. Da hab ich ihm nicht mehr angucken können, so roth bin ich worden. Dann bin ich mit dem Mädele zu ihrer Schwester, die auch gedient hat und wie wir heruntergekommen sind, stehen die auch wieder. Dann ist der Schütz auf mich zu und hat sich entschuldigt und hat gesagt, ob ich nicht das Rikele sei, das in Z . . . gedient habe. Da habe ich ja gesagt und da hat er mir gleich die Hand geben und da haben wir eine rechte Freud gehabt. Dann hat er mich gefragt, ob er mich hie und da besuchen dürfe: da hab ich aber gesagt: ‚Nein,‘ ich wolle nicht, daß man sage, ich sei ein Soldatenmädele. Dann ist er aber immer durch die Rothstraße und wenn er nur hat hereinpfeifen dürfen, ist er froh gewesen. Dann hat er ein Mädele vom Haus gefragt, wann ich Wasser holen thät, und da hat er mich am Brunnen abgefaßt, und so haben wir uns fast alle Abend gesprochen. Zuerst hab ich ihm freilich immer gesagt, ich wollt so keine Geschichte haben, so oft hätt ichs nicht gemeint, und da hat er gesagt, er hätt seiner Mutter schon geschrieben. Seine Mutter hat mir auch geschrieben und immer so gut, daß ich fast mehr Lieb bei ihr gefunden hab, als bei meiner Mutter. Sie hat mir sogar das Geld für ihn geschickt, weil so besser damit hausgehalten würde. Und nachher, wie ich zu dem Koch gekommen bin, hat er Gelegenheit gesucht, mir näher zu kommen und auch gefunden. So gern ich ihn Anfangs hab mögen, so gehässig bin ich dann auf ihn gewesen. Ich bin noch in meinem Dienst geblieben bis Jakobi."

Das arme Rikele muß sich jetzt auf eine komplizierte Weise weiterhelfen. Ihre erste Stuttgarter Herrschaft hatte sie das Nähen lernen lassen. Diese Fertigkeit nutzt sie jetzt aus. Sie arbeitete also Tags über um Lohn bei einer Näherin, teilweise schon auf der

Maschine, die damals „aufgestanden“ war. Morgens besorgt sie einer Putzmacherin die Haushaltung, wofür ihr diese die Schlafstelle gewährt. Mittags holt sie für Schreinersleute das Essen bei deren Tochter der „Bärenwirtin“. Zum Lohn für diese Gänge erhält sie etwas Mittagskost. — Bald darauf geht sie heim.

„Ich war kaum zu Haus, so hat die Mutter erfahren, was vorgegangen ist; denn ein Mädele aus dem Dorf hats von der Stadt aus seinen Eltern geschrieben und da haben die zu meiner Mutter gesagt: ‚Nun, du mußt jetzt bald ein Soldatenkind aufziehn‘. ‚Da hab ich meiner Schwester gesagt, sie sollten mich in Ruhe lassen, oder ich täte mir den Tod an, und ich hab alle zwei Tage ein Kamisol gestrickt und das Geld meiner Mutter geben. Der Konrad Schütz schrieb, ich könnt zu seinen Eltern kommen, das Wochenbett halten, ich bin aber nach Tübingen ins Klinikum. Nach acht Tagen hat meine Schwester das Kind, es war ein Bub, abgeholt; ich aber bin vier Wochen dort krank gelegen. Die Bauchfellentzündung hab ich gehabt. Wie ich wieder besser geworden bin, hab ich die andern Kinder trinken lassen, bin dann nach Haus und hab mein Kind angelegt und hab es trinken lassen einige Wochen über ein Jahr. Ich hab zu Haus genäht und gestrickt für andere Leute, Strümpfe, Wämser, was die Leute gebraucht haben, Nun ist meine Schwester um Ostern nach Z . . . gegangen zum Schulmeister und auch zu den Schützen. Und da fragt des Konrads Mutter wie's dem Rikele geht. ‚Ja, der gehts gut‘. ‚Wer hat sie gesund gemacht?‘ Und da hat meine Schwester gesagt, ich hab ein Kind. ‚Und der Schlingel sagt gar nichts‘, ruft die Mutter da, ‚ich hab's ihm schon lange angemerkt, daß er was hat‘. Der alte Schütz ist die Stiege heraufgekommen: ‚Was, der sagt kein Wort, und läßt das Mädele da unten, morgen muß er gleich hin‘. Am andern Tag sag ich zu meiner Mutter: Horch, wer springt denn da so die Stieg herauf? Und da klopfts an und da ist der Konrad hereingekommen und auf mich zu und das ist ein Augenblick gewesen. Meine Mutter hat geschrieen: ‚Um Gotteswillen das Kind! Ihr verdruckts ja!‘ ‚Und da hat er gesagt, sein Vater schick' ihn, er wär schon lange gekommen, wenn's nicht so weit wär. Jetzt sei er da, jetzt woll' er mir vorläufig etwas Schriftliches geben, wenn er einrücken müsse, und käm um. Man hat nicht viel gewußt, was in der Welt vorgeht, da hat niemand Zeitung gelesen wie der Pfarrer. Zwanzig Gulden hat er mir versprochen jährlich zu geben und wenn er sterben würde, wär mein Wilhelm sein Erbe gewesen. Das ist am selben Tag schriftlich ge-

macht worden bei meinem Pfleger. Damals ist zwanzig Gulden viel gewesen; da hat ein Kind nicht mehr gekostet als 25 Gulden in Pflege. Wir haben auch acht Jahr so ein Kostkind gehabt. Von da hat des Konrads Mutter von Zeit zu Zeit Butter geschickt, sie hat mir Tuch (Leinwand) geschickt, sie hat mir Geld geschickt; der Briefwechsel ist erst recht fortgesetzt worden. Ich bin noch zu Haus gewesen bis Georgi. Gekommen ist er inzwischen nur einmal. Das ist mir nicht aufgefallen, denn ich hab gedacht: ‚das kostet Geld; wenn ich reis, kosts nichts, aber die Männer, die haben Durst'. Ich hab zu Haus genäht und gestrickt, das hat aber meiner Schwester nicht genügt, sie hat gesagt, ich wollt' immer die Hausjungfer machen und nicht schaffen (im Feld). Deshalb bin ich um Georgi nach T... und bei einer alten Jungfer in Dienst getreten, wo ich 24 Gulden gehabt hab. Sie hat mir versprochen, wenn ich bei ihr bleibe, bis sie stirbt, bekomme ich 600 Gulden. Bei der hat mich der Ekel fast umbracht. Die hat eine Fontanelle gehabt und die hab' ich täglich zweimal verbinden müssen und da hab' ich gedacht, ich kann's nicht mehr aushalten, ich geh'. Während ich in dieser Stelle war, hatte mir auch um Jakobi der Schütz geschrieben, ich solle heim kommen und meine Sachen richten, er wolle jetzt heirathen. Da hab ich aber einen Brief vom Schulmeister bekommen, in dem gestanden hat, ob ich nicht wisse, daß das Mariele P... jetzt Bekanntschaft hab mit dem Schütz und ein Kind bekomme". Das Rikele behauptet, es habe nun dem Schütz die Bedingung gestellt, daß er sich in seinem (des Rikele) Heimatsdorf niederlassen solle, es täte schließlich doch kein gut; daß dieser aber hieraus Anlaß zu einem Bruch genommen habe. Noch bis zur Konfirmation des Knaben habe er indes das Kostgeld gezahlt; anfänglich habe auch sein Vater einigemal Geld, Leinwand und Kartoffel geschickt[1].

Wie das Rikele die Jungfer mit der Fontanelle verläßt, beginnt es (27 Jahre alt) seine früher erworbene Nähfertigkeit andauernder zu verwerten... Welche Mühseligkeiten, welche Zwischenstadien, bis die Etablierung endlich gelingt! Sie schläft und ißt zunächst bei einer Wäscherin, näht für diese und bekommt 6 Kreuzer den Tag; auch für fremde Kunden arbeitet sie zuweilen dort, dann aber erhält die Wäscherin das verdiente Geld; sie war nur froh, einen „Unterschlupf" zu haben. Für eine Frau, deren Tochter heiratet, fertigt sie sodann die Aussteuer an: sie hat Schlafstelle bei ihr im

[1] S. die Geschichte des Sohnes.

Hause und 10 Kreuzer Taglohn. Als die Ausstattung fertig ist, quartiert sie unter ähnlichen Bedingungen bei einer andern Frau. Da habe sie aber keine Ruhe gehabt, da des Nachts immer etwas Böses gekommen sei. „Ich habe meine Tür geschlossen, doppelt geschlossen, und da ist mir meine Decke immer heruntergezogen worden; dann hab ich bei der Frau im Zimmer geschlafen, und da hab ich immer gemeint, ich müsse ersticken. Der Buchbinder F... klagte auch, der wohnte im gleichen Haus". (Frage meinerseits) ‚Wie erklären Sie sich das'? (Antwort): ‚Ich weiß nicht wars ein Geist, oder sonst böse Leute, Hexen'. (Frage): ‚Glauben Sie denn an Hexen'? (Antwort): ‚Ja, ich glaub an Hexen; ich bin oft einer Frau begegnet, da hab ich jedesmal vor mich hingesagt: ‚Thu ich dir Recht, behüt mich Gott, thu' ich dir Unrecht, verzeih' mir's Gott' und hab die drei höchsten Namen ausgesprochen. Die ist von ihrer Tochter selbst für eine Hexe gehalten worden. Sie war 70 Jahre alt. Sonst ist sie gut gewesen; sie hat auch viel gutes getan an den Leuten. (Frage): ‚Was würde Ihr Pfarrer dazu sagen, wenn er wüßte, daß Sie solche Dinge glauben; der würde gewiß recht böse sein'? (Antwort): ‚Ja die müssen so thun, aber die glauben selbst daran'.

Es ist unmöglich, all die Modalitäten aufzuführen, unter welchen Rikele, nachdem sie das ihr durch die Hexerei verleidete Haus verlassen, nachmals bei verschiedenen Personen Aufnahme gefunden hat. Sie kommen auch im wesentlichen darauf hinaus, daß sie entweder den Wirtsleuten umsonst nähte, oder wenn sie auswärts beschäftigt war, für die Schlafstelle gewisse andere häusliche Verrichtungen ausübte. In einer Schlafstelle hat sie, wie sie angibt, infolge der Feuchtigkeit Gliederweh bekommen. „Ziehen Sie aus, aus dem Loch" habe der Arzt gesagt. Sie ist dann zu einem Metzger gezogen. Dieser wollte sie später heiraten, sie meinte aber: „I hab' mir immer ebbes Feineres denkt als ihn, i hab' gedacht, so a Behandlung kennt' i net ertrage". In dieser Wohnung, in der sie mehrere Jahre blieb, fühlte sie sich recht wohl. Am liebsten aber denkt sie an ihr darauffolgendes Heim, wo sie die ersten Wochen auch Pflegedienste leistete: „Da han i's am allerschenst gehatt", konstatiert sie. Es war ein Stübchen, das sie für 3 Mark monatlich mit dem Dienstmädchen von Leuten teilen durfte, bei denen sie häufig Beschäftigung fand. Um diese Zeit — zu Beginn der 70iger Jahre — erhielt sie bei ihren Stadtkunden 15 Kreuzer, später fand sie dann auch in wohlhabenderen Häusern Kundschaft.

Nach einer Reihe von Jahren erst kam Rikele zu einem eigenen

Stübchen, wobei Bettstelle, Schrank und einige andere Möbel zunächst nur geliehen waren. Die käufliche Erwerbung dieser Gegenstände ward ihr nachmals durch den Umstand erleichtert, daß sie damals für ihren in einer Anstalt untergebrachten Sohn zwar von dessen Vater noch Kostgeld empfing, jedoch weil jener in den Genuß mehrerer Freijahre getreten war, nichts mehr zu zahlen hatte[1]).

Ein paar Jahre vorher hat übrigens das leicht erregbare Herz und die leicht geschmeichelte Eitelkeit dem Rikele wiederum einen schlimmen Streich gespielt. In einem ihrer „vornehmen" Kundenhäuser hat sie einen jungen „Doktor" kennen gelernt; der hab sie immer beobachtet, und als sie ihn einmal hat zum Essen in dieses Haus einladen müssen, hab er ihr einen Gulden in Papier eingewickelt, da fand sie hineingeschrieben:

Friederike — Deine Blicke
Können Bären — Tanzen lehren,
Und dein Bildniß — Lockt den Iltis
Aus der Wildniß.

„Sonntag bin ich spazieren gegangen nach ‚Luschtnau'. Da ist er hinter mir hergekommen und hat gesagt: „Bescheidenheit, das schönste Kleid!" Er hat mich angeredet und gefragt: Warum so allein und ob er mich begleiten dürfte. Da hab ich gesagt: Ich dürft den Weg nicht mitnehmen. — — Und so sind wir eben alle Tage zusammengekommen . . ." Und wieder blieben die Folgen nicht aus . . . Auf dem Amtshause befragt, wer der Vater des Kindes sei, verweigert sie die Auskunft; „ich hatte geschworen, ich sag's nicht und wenn sie mir die Haut herunterziehen". Sie hatte sich von dem jungen Manne versprechen lassen, daß er für das Kind sorgen wolle; sie meint, daß dies auch sein redlicher Wille gewesen sei. Wenn es aber stürbe, brauche er ihr nur einige Wochen Arbeitsunfähigkeit zu bezahlen, denn sie wolle nichts „verdienen". — Das Kind wurde aufs Land in Kost gegeben. Einige Wochen alt, starb es; das Verhältnis Rikeles mit dem jungen Manne dauerte noch einige Jahre bis zu dem Weggange desselben aus der Stadt fort.

Geschichte des Sohnes.

Wir müssen nun noch einige Worte über den Lebenslauf des Sohnes unseres Rikele beifügen, an dem die Mutter alle Zeit mit großer Zärtlichkeit gehangen, und der seinerseits dieser mit treuer Liebe ergeben war, so daß hier ein inniges Verhältnis obwaltete, wie

[1]) S. Geschichte des Sohnes.

man es in solchen Fällen gewiß selten findet. Rikele erzählt, daß der Vater (Konrad Schütz) ihr den Knaben, als derselbe sein siebentes Jahr erreicht, habe abnehmen wollen. Das habe sie aber nicht zugegeben. Sie hätte ihn nicht hergegeben und wenn sie hätte arbeiten müssen, bis ihr das Blut unter den Nägeln herausgekommen wäre. Demnach blieb es dabei, daß der Vater ein Kostgeld zahlte, und zwar wie schon gesagt, 20 Gulden bis zu des Kindes vierzehntem Jahr. Zunächst wurde Wilhelm in seinem Heimatsdorf aufgezogen. Es scheint, daß Rikele von der Behandlung, die ihm daselbst zuteil wurde, nicht befriedigt war. „Mein Bruder hat ihn geschlagen, als ob er schon 16 Jahr alt gewesen wär". Darum beschloß sie — nicht etwa aus Ersparungsrücksichten — denselben einer sogenannten „Rettungsanstalt" zur Erziehung zu übergeben [1]). Beim Eintritt in dieselbe mußte der Knabe mit gehöriger Kleidung versehen sein: weiterhin waren jährlich 36 Gulden „Kostgeld" (für Nahrung, Unterricht und Kleidungsbedürfnisse) zu zahlen. Während der letzten Jahre fiel, wie erwähnt, die Zahlung dieses Kostgeldes weg [2]). Mit der Konfirmation verließ er die Anstalt. Sein Wunsch war es, Mechaniker zu werden, es wurde auch im Anfang ein Versuch in dieser Richtung gemacht; aber der Knabe erwies sich schwächlich, spie Blut und mußte auf Anraten des Arztes von diesem Geschäft abstehen. Dann gab Rikele ihn wieder nach Hause zurück zur Großmutter, welcher sie 72 Pfennige wöchentliches Kostgeld zahlte. Da habe er im Feld gelegen und sei mit den Waldarbeitern in den Wald gegangen. Da habe er wieder rote Bäcklein bekommen und Fleisch auf sich. Nun habe er gesagt: „Mutter, mir träumt alleweil, ich sei ein Schneider". In ihrer zu einem gewissen Mystizismus neigenden Anschauungsweise, scheint sich Rikele nachträglich einzureden, daß diese Träume für die Wahl des Berufes bestimmend gewesen wären; sicher ist, daß sie ihn wieder zu sich in die Stadt nahm und zu einem Schneider in die Lehre gab. 40 Gulden habe sie für die ganze Lehrzeit zahlen müssen, 20 Gulden zu Beginn und nach Verstrich der halben Zeit den Rest. Rikele ist nicht gut auf den Lehr-

[1]) Die Anstalt nahm statutengemäß nicht nur verwahrloste Kinder, sondern auch solche auf, „die in der Gefahr stehen, es zu werden".

[2]) Zur Zeit des Aufenthalts des Knaben waren durchschnittlich 26 Knaben und 11 Mädchen in der Anstalt. Von den ersteren waren jährlich 10 von einem Kostgeld völlig befreit, indem für dieselben ein zu diesem Zwecke gegebener Beitrag des Landesfürsten aufkam. Zur gedachten Loyalität Rikeles hat die ihm hieraus gewordene Erleichterung nicht wenig beigetragen. „Darum laufe sie auch noch heute, wenn der König komme, hinaus vor die Stadt und rufe ‚hurrah'".

herrn zu sprechen. Er habe den Wilhelm nicht wollen in die Fortbildungsschule lassen und sei überhaupt ein gewalttätiger Mensch gewesen. Er habe einen Lehrling gehabt, der sei ein schwacher dummer Jung gewesen und vergeßlich, den habe er einmal so geschlagen, daß er acht Tage habe im Bett bleiben müssen, und ihrem Wilhelm habe er die gleichen Schläg versprochen. Dann habe er ihr erlaubt, ihm abends etwas zuzubringen, dort sei's so hungrig hergangen. „Mei Bub' hat auch blaue Beule an dene Schläfe gehabt, wegen jeder Kleinigkeit hat er'n boxt". Wilhelm aber getraute sich nicht, das der Mutter zu sagen. Endlich jedoch sei sie selbst eingeschritten und gleichzeitig habe sie dem Lehrmeister auch wegen des andern Jungen gedroht, da habe er denn „Respekt bekommen". Bald sei Wilhelm gekommen und habe geklagt, daß sein Meister nichts mehr zu schaffen habe, als Hosen für ein größeres Geschäft, und daß er nur noch die Kindsmagd machen müsse. Da habe sie ihn zu einem andern Meister getan, indes nicht ohne vorher einen Kampf mit dem alten wegen eines von diesem verlangten Reugeldes führen zu müssen. „Hab i's Lehrgeld zahlt for's Hose ze mache und Kindsmagd ze mache! Wilhelm du gehst gleich runter von der Butik". Die Sache kam zum gerichtlichen Austrag, doch das Rikele behielt Recht. In der neuen Stelle bekam er 1 Mark wöchentlich und freie Station. Dann gings auf die Wanderschaft. 6 Mark gab sie ihm mit, Stiefel und Felleisen. Sechs Wochen zog er herum, ohne Arbeit zu finden; da schaffte er, um durchzukommen, bald bei den Bauern auf dem Feld, bald flickt er Wirtsleuten die Kleider aus, um freies Obdach zu finden. ‚Ich hab Glück gehabt', hat er immer gesagt; hab ich gesagt: ‚Das kommt, weil ich auch nie einen Handwerksburschen hab gehen lassen'. Endlich findet er eine Stelle in Urach und zieht nach einem Jahre, ‚wie eben die Wanderlust als kommt' wieder fort. „Ich meine, wenn sie so in viele Werkstätten rum kommen, lernen sie überall wieder mehr". Von Ehingen aus, wo er $1^1/_2$ Jahre bei einem Meister verbringt, der sich viel Mühe mit ihm gab und bei dem er viel lernte, schickt er zum erstenmal seiner Mutter Geld, 25 Mark. In Gaildorf, einem Flecken, geht's ihm weniger gut. Da hat ihm ein Nebengesell seine zwei Hemden genommen, „da haben sie Streit kriegt und da hat's Schläg gegeben". Auf einer abermaligen Wanderung erfror er die Füße und kam endlich in sein Heimatsdorf zurück, dort auf eigene Rechnung arbeitend, bei seinen Verwandten schlafend. „Er bekam viel zu schaffen und ist zu mir gekommen und hat gesagt: ‚Wenn ich nur eine Maschine hätte'. Da hab ich gesagt: Daran soll's

nicht fehlen. Da hat er mich umarmt und eine Freude gehabt und gesagt: Wenn Du nur gesund bleibst, daß ich Dir's auch vergelten kann". Er versprach, das vorgeschossene Geld ihr zurückzuzahlen. „Ich habe wohl gewußt, daß wenn er verdient, er mir gibt, was er kann". Sie holt demnach, wie bereits eingangs mitgeteilt und durch das Sparkassenbuch belegt ist, 98 Mark von ihren auf der Kasse lagernden 99 Mark; es gingen bei dieser Gelegenheit zugleich einige Mark für Stiefel des Sohnes drauf. Ob das jene Stiefel sind, deren er bedurfte, als er schrieb: „Du darfst nicht glauben, ich sei eigensinnig, nein, das schreibe ich in aller Liebe, sei doch so gut und laß mir Stiefel anmessen". Selten, daß er so drängend schrieb; umgekehrt lese ich z. B. in einem andern Schreiben: „Darfst auch nimmer mir Eßwaren schicken, ich bin ja nimmer klein, esse Du es nur selbst, wenn Du etwas geschenkt bekommst".

Nochmals ergreift ihn der Wandertrieb. Die Mutter merkt bald, daß ihn etwas drückt und als sie ihn fragt, was er wolle, gesteht er: „O i möcht' jetzt wieder fort". Darauf sie: „Das hen i mer dacht, es ischt mer recht". Zufällig weiß sie eine Stelle für ihn und so läßt sie ihn denn ziehn. Er deponiert die Maschine bei der Mutter, arbeitet bald da, bald dort, bis er „spielen" muß und endlich nach Straßburg in Garnison kommt.

Schlußwort.

Auf den Sohn war die ganze Hoffnung Nikeles gestellt. Das, was man einen Fehltritt zu nennen pflegt, erweist sich in seinen Folgen als segensreich. Der Sohn lohnt die mütterliche Treue mit kindlicher Anhänglichkeit ... Mit ihren geringer werdenden Einnahmen war ja schon von Jahr zu Jahr Nikeles Ausgabebudget im Sinken begriffen gewesen; würde ohne Hilfe durch den Sohn oder fremde Hilfe ihr Sparpfennig nicht jener Zehrung geglichen haben, die man zum Verhungern Verurteilten noch für eine kurze Zeit mit in das Gefängnis zu geben pflegte? Auch der kleine Vorrat an Mobiliar und Kleidungsstücken, auf dessen Zusammenbringung sie so stolz war, würde sie ihn, ohne solche Hilfe, in ihrem Alter haben fest halten können? In dem guten Willen ihres Sohnes hatte sie sich nicht getäuscht. Zwar nicht als „Kindsmagd", wie sie einst erhofft, lebt sie bei ihm, denn er hat es sich versagt, eine eigene Familie zu gründen, für die er doch nicht hinlänglich Brot gehabt hätte. Aber zusammen ziehen sie aus der kleinen Stadt in ihr Heimatdorf, wo Nikele eine bescheidene Tätigkeit an der Näh- und Strickschule findet, während der Sohn sein Schneiderhandwerk dort und auf den um-

liegenden Ortschaften weiter treibt. Sie sehen sogar bessere Tage als früher — — aber es bleibt nicht lange so gut. Die niemals robust gewesene Gesundheit Rikeles wird schwächer und schwächer, die fleißigen Finger erlahmen, die Augen wollen nicht mehr recht sehen.

Vor mir liegen die Briefe der letzten Jahre: „Diesen Sommer war ich ziemlich schwer krank", heißt es, „und mein Sohn war in derselben Zeit 12 Tage eingerückt, später bekam ich Gesichtsros. Mein Sohn schafft immer noch nach T . . ." Zwei Jahre später klagt sie über das Alter, das sich nicht mehr verbirgt, und daß die Kraft nicht mehr kommen will. Aber immer noch ist sie zufrieden, daß sie ihre Haushaltung besorgen kann und freut sich über die Zuwendungen der Nahrungsmittel, wie Kaffee, Tee, Schokolade, Reis, Gries, Nudeln u. s. w., die ihr eine Gönnerin von Zeit zu Zeit sendet. Bald aber werden diese Zuwendungen ein Hauptfaktor, mit dem sie rechnen muß und dankend schreibt sie: „Ich dachte oft, ich möchte nur auch einmal wieder Kaffe trinken, aber das Geld reichte nie dazu; an Sonn- und Festtagen ist jetzt Chokolade unser Mittagessen und nachts Tee, das schmeckt jedesmal sehr gut, Reis und Griesbrei schmeckt auch sehr gut, sowie Nudeln mit Butter geschmälzt zu Zwetschgen. Fleisch können wir keines kaufen, es ist für uns zu theuer, wir sinds auch gar nicht mehr gewöhnt, ich weiß kaum mehr, wies schmeckt. Ich kaufe alle Donnerstag 1/2 Pfund Butter für 50 Pfennig und alle Tag 1 1/4 Liter Milch für 15 Pfennig, mit dem kommen wir aus und sind dabei recht zufrieden". Und dann: sie könne nichts mehr verdienen, sie gehe „ins Schlehen sammeln", dafür bekomme sie Brot und Most, sie hoffe, daß es auch wieder besser werde, wenn es Gottes Wille sei. Das Gottvertrauen Rikeles ist unerschütterlich. Ja es scheint zu wachsen, je schlechter die Zeiten werden. Zuletzt sehen wir, wie sie gleichsam durch brünstiges Gebet ihrem Gott Hilfe in der Not abringen will und wie sie aus ihrer erregten Stimmung heraus die Unterstützungen, die ihr zuteil werden, als den Ausfluß einer Vorsehung, welche die Herzen der Geber zu ihr hingelenkt hat, mit frommem Danke entgegennimmt — — Aber wieder und wieder stellen sich Sorgen ein, Sorgen um den Hauszins und um die Abzahlung einer Schuld für eine nötig gewordene neue Nähmaschine (die dann von Gönnern für sie bezahlt wurde).

Und dann hören die Briefe auf, und der Sohn meldet, daß nach einer Influenzaerkrankung, zu der eine Lungenentzündung hinzugetreten war, die Mutter sanft und selig in dem Herrn entschlafen

sei, im Alter von 58 Jahren, 12 Tagen.

* * *

Alle eigene Anstrengung, alle kleinen Zufälle, deren wir gedacht haben, all' jene eiserne Sparsamkeit, die sich keinen Moment vergißt, all' jene List, mit welcher der Arme das Leben um die Anforderungen, die es stellt, zu betrügen, mit der er auf tausend Schleichwegen um sie herum zu kommen sucht, sie alle hatten nicht ausgereicht, um Nikele bei den allerbescheidensten Ansprüchen ein sorgenfreies Alter zu sichern.

Das Kreuzchen auf dem Gottesacker deckt die Hülle eines Menschen, der ausruht von zähem Lebenskampfe.

Anhang I.

Uebersicht der Erwerbs- und Verbrauchswirtschaft Rikeles im Jahre 1882.

Tabelle I. (1882.)

Nr.	Bezeichnung der Konti und Posten.	Bar.		Inventar.		Verbindlichkeit.		Ergebnis.	
		+	—	+	—	+	—	+	—
		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.
	Zu Beginn des Jahres vorhanden:	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.
1	An Bar	28 86						28 86	
2	In der Oberamtssparkasse					69 43		69 43	
3	Der Sohn schuldet an der Nähmaschine					40 —		40 —	
4	An Miete ist abgelaufen (2 Monate)						9 87		9 87
5	Wert des Arbeitsgeräts			10 74				10 74	
6	" " Mobiliars			403 15				403 15	
7	" " Kleidungsvorrats			198 23				198 23	
8	" " Schuhwerks			16 73				16 73	
	5–8 geschätzt nach dem Wert zur Zeit des Erwerbs, und der seither zu veranschlagenden Abnutzung. Diese selbst berechnet auf Grundlage der mutmaßlichen Dauer der Gegenstände bezw. bei solchen von sog. „ewiger Dauer“ unter Annahme einer Abschreibung von 2—4%.								
	Vermögensbestand zu Beginn des Jahres M.	28 86		628 85		109 43	9 87	767 14	9 87

Anmerk. des Herausgebers. Dieses Haushaltungsbudget ist vom Verfasser auf Grundlage der sog. russischen Buchhaltung aufgestellt worden. Ueber dieses Buchhaltungssystem sowie über die zu seiner Benützung bei privatwirtschaftsstatistischen Arbeiten notwendigen Umformungen gibt die in diesem Bande befindliche Schrift des Verfassers: „Zur Theorie und Geschichte der Privatwirtschaftsstatistik“ vollen Aufschluß. (S. S. 35 f.)

Nr.	Erwerbsrechnung.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.
	1. Zinsrechnung:				
9	Das Kapital bei der Sparkasse trägt 4½%. Da das Arbeitsgerät N.s so ziemlich nur das gewöhnliche jeder Hausfrau ist, so ist von demselben kein Zins in Rechnung gestellt worden.			3 12	3 12
	M.			3 12	3 12
	2. Näharbeit um Lohn:				
10	a) In den Häusern von Kunden: 157 Tage à 70 Pfg. 4 à 75 Pfg. 10 à 80 Pfg. 1 à 85 Pfg. 1 à 90 Pfg. 1 à 1 10. Zus. 174 Tage	123 75			123 75
11	Die Kost hierbei geschätzt à 1.39 bis 1.05 für Tag, vgl. Z. 83.				216 43
12	An Nahrungsmitteln während dieser 174 Tage erübrigt und mit nach Hause genommen; vgl Z. 5 des Resumés bei Nahrung				8 14
	M.	123 75			348 32
13	b) In der eigenen Wohnung angefertigt: 1 Kleid für eine Pfarrmagd M. 3.50 (1 Tag), ein Mädchen half ihr dabei, dem sie ihrerseits dafür unentgeltlich Knopflöcher machte. 1 Rock für ebendieselbe M. 1 (1 Tag). 5 Pfg. Profit an der Zutat gleich mit eingerechnet. 1 Kleid für eine Bäuerin der Umgegend M. 2.20 (2 Tage). 3 Hemden für das Milchmädchen M. 1.40 (1½ Tag). 6 Sacktüchle gesäumt und gezeichnet (½ T.) 80 Pfg. 6 desgl. für die Schwester zu billigerem Preis 45 Pfg 12 Hemden (c. 12 Tage) M. 12. Einem Pfarrer der Umgegend Hemden geflickt 50 Pfg. (½ T.). Ein Kleid für das Dienstmädchen einer Kundin M. 3 (2 Tge.). 2 Schürzen für das Töchterchen derselben 50 Pfg. (½ Tg.). 1 Schürze 20 Pfg. 1 Rock für die Schwester zu billigerem Preis (1 Tg.) 50 Pfg. 2 Paar Strümpfe gestrickt à 80 Pfg. = 1.60	27 65			27 65

Nr.	Bezeichnung der Konti und Posten.	Bar.		Inventar.		Verbindlichkeit.		Ergebnis.	
		+	−	+	−	+	−	+	−
		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.
		M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.
	Uebertrag	27 65						27 65	
14	Knöpfe an 3 Hemden 3 Pfg. 5 Dtzd Perlmutterknöpfe à 35 Pfg. = M. 1.75 für obige 12 Hemden		1 78						1 78
15	Arbeitsleistung für die Schwester ohne bestimmtes Aequivalent, vergütet im Tauschverkehr (Mehrwert der Arbeit an d. Sacktüchern u. d. Rock) Zeile 30							0 80	
16	Verbrauch an Nadeln, meist englischen (2 St. = 3 Pfg.) nicht in Rechnung gestellt, da sie dieselben von ihrer Kundschaft geschenkt erhalten hat. Wert der verbrauchten Nadeln c. M. 1.								
17	Abnützung der Arbeitsgerätschaften (ohne Berücksichtigung der dem Sohn gehörenden Nähmaschine)				0 63				0 63
17a	Die von Bruder und Schwägerin gelieferten Nahrungsmittel im Wert von M. 1.59, ungefähr vergütet durch verschiedene Arbeitsleistungen. (Z. 3 des Resumés bei Nahrung)							1 59	
17b	Ein Vorschuß von Frau Z.	10						10	
	M.	37 65	1 78		0 63			40 04	2 41
	hierzu a)	123 75						348 32	
	M.	161 40	1 78		0 63			388 36	2 41
								+ 385 95	
	3. Näharbeit zum eigenen Bedarf.								
18	Arbeit an Kleidern, Hemden, Strümpfen etc.; Inventarposten s. Zeile 107							9 68	
18a	Arbeit an Betten, Weißzeug, Handtücher; Inventarposten s. Zeile 91							0 30	
	Arbeit an dem Sohn geschenkten Strümpfen. (NB. 3 Paar; Posten 144)							0 90	
								10 88	

Nr.	Gegenstand					Mk.	Pf.
	3a Wäsche-Arbeit.						
	Im eigenen Hause, ungefähr 12 Tage im Jahr; hier nicht bewertet						
	4. Ernte-Arbeit.						
19	Taglohn bei der Hopfenernte in einem benachbarten Dorfe	3				3	
20	Kost hierbei (s. auch Zeile 84)					4	
		3				7	
	5. Arbeit des Einsammelns.						
21	Kümmel, Sauerampfer, Schmalzblumenblätter, Brunnenkresse, Dreifaltigkeitsblume als Hausmittel gesucht (s. Zeilen 57. 58. 59. 60. 61)					0	50
22	Kamille und Baldrian als Gesundheitsmittel gesucht (s. Z. 129. 130)					0	40
						0	90
	6. Geschenke erhalten.						
23	Von den Kunden an Nahrungsmitteln im Laufe des Jahres (s. Zeile 4 des Resumés bei Nahrung)					18	37
23a	Desgl. (dem Sohn überlassen) Zeile 146					1	
24	„ an Talglichtern u. Zündhölzern (Z. 100 u. 100a)					0	64
25	„ an Kleidungsstücken (Inventarposten Z. 106)					9	10
26	„ an zwei Blumenvasen (Inventarposten Z. 93)					0	80
27	„ an Seife und Bläue (s. Zeile 123 und 125)					0	43
27a	„ bar an Weihnachten von 6 Kundinnen	9				9	
		9				39	34
	7. Oeffentliche Benefizien.						
	Gemeindenutzungen u. öffentliche Gratiszuwendungen.						
28	Die von dem städtischen Hospital bezogenen 13 Ztr. Holz wurden pro Ztr. um 25 Pfg. unter dem Ortspreis abgegeben; pro 13 Ztr. demnach um 3.25 (s. Z. 95)					3	25
						3	25

Nr.	Bezeichnung der Konti und Posten.	Bar.		Inventar.		Verbindlichkeit.		Ergebnis.	
		+	−	+	−	+	−	+	−
		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.
		M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M Pf.
	8. Tauschverkehr mit der Schwester und dem Bruder.								
29	R. empfing an verschiedenen Nahrungsmitteln ungefähr für M. 4.25 (s. Z 2 des Resumés bei Nahrung)							4 25	
30	Ließ derselben an Näharbeit am üblichen Preise nach (s. Zeile 15)								0 80
31	Ueberließ ihr alte Kleidungsstücke, Wert ungef. M. 2. (Inventarp. Z. 109)								2
32	Ferner abgelegte Kleider des Sohnes (Zeile 147)								1 50
33	Die Schwester empfing von R. ferner gelesene Zeitungsblätter (Zeile 114), wogegen sie ihr unentgeltlich Kleider wäscht.								
34	Von dem Bruder u. der Schwägerin empfing R Nahrungsmittel im Werte von M. 1.59, gegen allerlei ungefähr gleichwertige Näharbeit (Zeile 3 des Res. bei Nahrung u. Zeile 17a).								
	M.							4 25	4 30
	Verbrauchsrechnung. 9. Nahrung. a) Zu Hause (186 Tage.)								
35	1. Getreide: Brot 12½ Ko. meist in Pfundlaiben gekauft, wenn sie mehrere Tage zu Hause war und zwar: 8 Kg. à 32 Pfg. = M. 2.56 und 3 „ à 30 „ = 90		3 46						3 46
	Ferner 1½ Kg. Schwarzbrot von der Schwester à 20 Pfg. per Kg. im Tauschverkehr.								0 30
36	Wecke, 7 Stück à 3 Pfg. gekauft		0 21						0 21
	und etwa 227 St. an den Arbeitstagen außer dem Hause erübrigt und mitgenommen, à 3 Pfg.								6 81

Nr.					
37	Kuchen, c. 13 St. Kirschen- u. Zwetschgenkuchen von 2 Kundinnen				1 30
38	Dunkelweizenmehl, 4¼ Kg., davon 2¼ Kg. von einer Kundin à 40 Pfg. = 90 und 2 Kg. von dem Bruder à 44 Pfg. wert = 88 1 Kg. von der Schwester, wert c. pr. Kg 55				2 33
	2 Kg. dieses Mehls werden zu Brot verb., Backlohn Den Rest verwendet sie auf Suppen u. Spätzle.	0 8			0 08
39	Nudeln, ¼ Kg. von einer Kundin, Gries, Gerste, Reis				0 20
	2. Gemüse:				
40	Kartoffeln, 4 Kg., davon 1 Kg von einer Kundin, ½ Kg. von d. Schwester, ebensoviel von der Schwägerin, wert c.				0 32
41	Linsen, z. 760 Gr. („2 Schoppenhäfele") v. d. Schwester				0 30
42	Weißkraut, für ein Gericht süßes und ein Gericht bayrisch Kraut	0 10			0 10
43	Schnittbohnen, einen Korb voll von einer Kundin, einen andern von der Schwester, teils frisch verzehrt, meist aber gedörrt u. für den Winter aufbewahrt. Etwa 12 Gerichte. Zus. 4 Kg. Wert p. Kg. 18 Pfg. (damals billig.)				0 72
44	Rüben, gelbe, von der Schwester, zu 2 Gerichten				0 20
45	Kohlrabi, 1 Stück von der Schwester				0 04
46	Endivie, 4 St. von der Schwester				0 12
	Getreide und Gemüse zus. M.	3 85			16 49
	3. Salate u. Gewürzpflanzen.				
47	Häuptersalat (Lactuca sativa) 3mal je 1 Häuptle von der Schwester und von einer Kundin ein Körble voll (3 Häuptle)				0 12
48	Sellerie, 5 Wurzeln zu Salat von einer Kundin				0 15
49	Peterling (Petersilie) „2 Greifhände" voll von der Schwester. Was Rikele nicht sofort verbrauchte, trocknete sie und zerrieb es zu Pulver, welches sich lange aufbewahren ließ „zu allem was von Wasser kocht ischt"				0 06

Nr.	Bezeichnung der Konti und Posten.	Bar.		Inventar.		Verbindlichkeit.		Ergebnis.	
		+	—	+	—	+	—	+	—
		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.
		M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.
	Uebertrag								0 33
50	Zwiebeln (Allium cepa) c. 10 St. von der Schwester und ebensoviel von einer Kundin. Als Zutat zu Salat und gerösteten Kartoffeln, auch zur Brotsuppe (2 St. kosten 3 Pfg.)								0 15
51	Lauchzwiebeln (Allium porrum) c. 10 Stück von einer Kundin.								0 15
52	Knoblauch (Allium sativum) 3 Knollen v. d. Schwester								0 02
53	Schnittlauch (Allium schoenoprasum) 6 kleine Büschele v. d. Schwester. Zu Suppe, geröst. Kartoff. u. Spätzle								0 06
54	Majoran, aus geschenktem Samen in einem Blumentopf selbst gezogen. Der Same wert (Der Majoran selbst 20 Pfg.)								0 02
55	Rüben, rote (Beta vulgaris rubra) 1 St. v. d. Schwester								0 05
56	Rettig (Rhaphanus niger), c. 18 St. v. d. Schwester, seien billig gewesen								0 10
57	Kümmel (Carum carvi) selbst gesucht auf den Wiesen								0 15
58	Sauerampfer (Rumex acetosa), selbst gesucht, für eine Suppe und einen Salat								0 05
59	Schmalzblumenblätter (Trollius europaeus) selbst gesucht, zu c. 4 Gerichten Salat. Werden nicht auf dem Markt verkauft								
60	Brunnenkresse (Sisymbrium nasturtium) zu c. 3 Gerichten Salat. In einem Wiesengraben selbst gesucht								0 10
61	Dreifaltigkeitsblume (Stiefmütterchen. Viola tricolor) zu Tee, etwa 10mal an Stelle von Kaffee getrunken, auch zu anderen Zeiten. („Es verlangt Einen oft etwas zu trinken") Apothekerpreis								0 20
	Salate und Gewürzpflanzen auf M.								1 38

Nr.	Gegenstand				
	4. Obst und Gurken.				
62	Birnen, 10 Stück zum Kochen, „billiger Gelegenheitskauf“, sonst nicht genossen	0 06			0 06
63	Zwetschgen, c. 100 Stück von der Schwester und dem Bruder (6—8 kosten 3 Pfg.)				0 40
64	Gurken, 1 Stück von der Schwester				0 03
	5. Milchwaren und Eier.				
65	Kuhmilch, 86 Liter = c. 86 Kg. à 14 Pfg. In Quantitäten von 1—4 Liter genommen	12 04			12 04
66	Eier, 57 Stück. Hierbei 42 St. von der Schwester und zwar 27 St. für M. 1.35 (statt 1.49 Marktpreis) bar und 15 kleinere, im Tauschverkehr ohne direktes Entgelt = 0,75 Pfg. Ferner 15 St. von einer Kundin geschenkt, wert 5½ Pfg pr. Stück = 0,83 Pfg. Mehrwert der 27 Stück 0,11 Pfg.	1 35			1 35 1 72
	Zu Pfannkuchen, Spätzle, Rühreiern, Suppen verwendet; ab und zu wird auch ein weiches Ei gegessen.				
	6. Fette.				
67	Butter, 1900 Gr. Hierbei 1350 Gr. zu durchschnittlich M. 1.73 pr. Kg. — Ferner von der Schwester 300 Gr. und von der Schwägerin 250 Gr.	2 34			2 34 0 95
68	Baumöl für Salat ¼ L.	0 30			0 30
	7. Fleisch und Fische.				
69	Rindfleisch 2 Kg. Dabei ¼ Kg. à M. 1.12 u. ¾ Kg. à M. 1.08 pr. Kg. — Ferner von einer Kundin, einer Metzgersfrau, 1 Kg. à 1.12 M. geschenkt zu Weihnachten und Pfingsten	1 09			1 09 1 12
70	Kalbfleisch 2¼ Kg. à M. 1 pr. Kg., dabei 1¼ Kg. (5mal je ¼ Kg.) gekauft. — C. 1 Kg. im Laufe des Jahres von derselben Kundin	1 25			1 25 1
71	Wurst, meist Leberwurst c. 2 Kg. von derselben				1 33
72	Schinkenwurst ½ Kg. von derselben zu Weihnachten. (Die Kundin schenkte 1 Kg., doch schickte R. dem Sohne 1 Pfd. davon.) Siehe Zeilen 23a und 146.				1

Nr.	Bezeichnung der Konti und Posten.	Bar. + I. M. Pf.	Bar. − II. M. Pf.	Inventar. + III. M. Pf.	Inventar. − IV. M. Pf.	Verbindlichkeit. + V. M. Pf.	Verbindlichkeit. − VI. M. Pf.	Ergebnis. + VII. M. Pf.	Ergebnis. − VIII. M. Pf.
	Uebertrag		18 43						25 98
	8. Gewürze u. Genußmittel verschiedener Art.								
73	Salz, ½ Kg.		0 10						0 10
74	Pfeffer — „ischt blos für die Herre".								
75	Kaffee 1250 Gr. Hierbei 600 Gr. in Partien von 100 Gr. geholt à M. 3.40 pr Kg		2 04						2 04
	Ferner 650 Gr. von 2 Kundinnen								2 21
76	Zichorie, 5 Päckchen à 10 Pfg. — Hierbei 3 Päckchen		0 30						0 30
	gekauft, 2 Päckchen im Tauschverkehr v. d. Schwester								0 20
77	Tee zu Weihnachten von einer Kundin, c. 125 Gr. „eine Suppenschachtel voll"								0 65
78	Zucker, 1375 Gr. Hierbei 1¼ Kg. in Partieen von ¼ Kg gekauft à 96 Pfg bis M. 1.04 pro Kg. und		1 25						1 25
	125 Gr. von einer Kundin								0 12
79	Senf, eine Tasse voll von einer Kundin, c. 200 Gr. meiner Schätzung nach								0 10
80	Essig, ½ Liter		0 10						0 10
81	Wein 3½ Liter à 80 Pfg. pr. L. Hierbei ½ L. gekauft zur Stärkung, als sie mehrere Tage zu Hause		0 40						0 40
	geblieben war, 2 Fläschen von Kundinnen zu Weihnachten u. 3 halbe Liter von einer Kundin, wenn sie Ueberzeit genäht hatte								2 40
	Bier.								
82	Fertige Mahlzeiten. Rikele erhielt an 7 Sonntagen von der Metzgersfrau fertige Mahlzeiten mit nach Hause, an deren jeder sie 2 Mittage und auch 2 Vesper zehrte. Veranschlagt auf								5 60
	Obst und Gurken; Milchwaren und Eier; Fette; Fleisch u. Fisch; Gewürze u. Genußmittel verschiedener Art zus. M.		22 62						41 45

Nr.			
	b) Außer dem Hause.		
83	Kost bei den Kunden während 174 Arbeitstagen, veranschlagt pro Tag auf M. 1.05 bis M. 1.39 = 56 Tage à 1.39: M. 77.84 31 „ à 1.36: „ 42.16 5 „ à 1.24: „ 6.20 35 „ à 1.15: „ 40.25 9 „ à 1.12: „ 10.08 38 „ à 1.05: „ 39.90		216 43
84	Kost während der Hopfenernte 5 Tage		4
85	Bretzel bei einem Maifest, siehe Vergnügungen.		
	b.		220 43
		3 85	16 49
			1 38
		22 62	41 45
	a.	26 47	59 32
	a u. b	26 47	279 75

NB. Von den sub Nahrung a als konsumiert in Spalte VIII bewerteten Artikeln waren also:
1. Gegen Bar gekauft für 26.47
(Siehe Spalte I)
2. B. d. Schwester im Tauschverkehr bezogen für 4.25
(Zeilen 35. 38. 40 41. 43–47. 49. 50. 52. 53. 55. 56. 63. 64. 66. 67. 76.)
Eingangsposten: Zeile 29.
3. B. d. Bruder im Tauschverkehr bezogen für 1.59
(Zeilen 36. 40. 63 67.)
Eingangsposten: Zeile 17.
4. Von den Kunden geschenkt 18.37
Zeilen 37. 40. 43 47. 48. 50. 51. 54. 66. 69 70. 72. 75. 77–79. 81. 82.
Eingangsposten: Zeile 23.
5. Erspart b. d. Arbeitstagen außer d. Hause 8.14
Zeilen 36 u 71.

Nr.	Bezeichnung der Konti und Posten	Bar. +	Bar. −	Inventar. +	Inventar. −	Verbindlichkeit. +	Verbindlichkeit. −	Ergebnis. +	Ergebnis. −
		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.
		M Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M Pf.	M. Pf.
	Ueberlrag M. 58.82 Eingangsposten: Zeile 12. 6. Selbst gesucht 50 Zeilen 57. 58. 60. 61. Eingangsposten: Zeile 221. M. 59.32								
	Zu den Zeilen 83 u. 84. Eingangsposten Zeilen 10 u. 20.								
	10. Wohnung.								
86	Der jährliche Mietzins von M. 69 war an vier Terminen: Lichtmeß (2. Febr.), Georgii 23./24. April), Jakobi (25. Juli) und Martini (11. Novbr.) zu bezahlen. Demnach wurden in der Lichtmeßzahlung an abgelaufener Miete des Vorjahrs bezahlt 51 Tage		9 87			9 87			
87	In den vier Zahlungen wurden an Miete für das laufende Jahr bezahlt		59 13						59 13
88	Gewohnt und noch nicht bezahlt die 51 Tage von Martini bis 31. Dez. des laufenden Jahres						9 87		9 87
89	Kaminfeger, fünfmal je 21 Pfg.		1 05						1 05
			70 05			9 87	9 87		70 05
	11. Mobiliar und Hausgeräte.								
90	Gekauft: Ein Spatzenbrettle (d. Bereilung der Spätzle dienend) 27 Pfg. 3 Reifen an ein Kübele 12 " Ein Milchhafen 12 " Vorhängschloß und Verschließvorrichtung 1.60 " Die Körbchen für das Handwerkzeug 2.— "		4 11	4 11					
91	Selbstarbeit an Weißzeug: Ergebnis siehe Zeile 18a.			0 80					
92	Feuerversicherung s. Z. 141a.								

Nr.						
93	2 Blumenvasen zum Geschenk erhalten von einer Bekanntin Ergebnis Zeile 26		0 80			
94	Abnutzung des Inventars berechnet nach der mutmaßlichen Dauer bez. unter Annahme von Amortisationsquoten von 2—4 % mit M. 19.70, wobei Bettwerk 8.43, Vorhänge 1.67, Weißzeug 75 Pfg., Vorhänge 1.67 etc.			19 70		19 70
		4 11	5 21	19 70		19 70
	12. Heizung.					
95	Buchenholz, gespaltenes 13 Ztr. aus dem Hospital u. zwar 8 Ztr. à 1 M. = 8.— 5 Ztr. à 90 Pfg. = 4.50	12 50				12 50
	Jeder Ztr. ist hierbei um 25 Pfg. unter dem Preis abgegeben (s. Zeile 28)					3 25
96	Fuhrlohn à 10 Pfg. p. Ztr. = 1.30 u. Traglohn 20 Pfg.	1 50				1 50
97	Buchholzspäne „ein Hopfenwägele voll" von einem Bauunternehmer	1 80				1 80
98	Tannäpfel („Gagle") 2 Säcke	1				1
		16 80				20 05
	13. Beleuchtung.					
99	Petroleum $3\frac{1}{2}$ Liter à 29 Pfg.	1 04				1 04
100	Talglichter $2\frac{1}{4}$ Kg. à 1.20 M., dabei 500 Gr. von					60
	einer Kundin geschenkt (Zeile 24) 2.70 — 60 =	2 10				2 10
100a	Zündhölzer c. 20 Schachteln, dabei 4 von einer Kundin	0 16				0 16
	(Zeile 24)					0 04
		3 30				3 94
	14. Kleidung.					
101	Stoff zu einem braunen Kaschmirkleid M. 12.— Futter dazu „ 2.— Knöpfe und Seide „ —.70 $\frac{1}{2}$ Meter Steifgaze „ —.30	15	15			
102	Stoff zu einem Lamakleid M. 7.50 Futter 2.17. Einfaßlitze 20 Pfg. „ 2.37	9 87	9 87			

Nr.	Bezeichnung der Konti und Posten.	Bar. + I. M. Pf.	Bar. − II. M. Pf.	Inventar. + III. M. Pf.	Inventar. − IV. M. Pf.	Verbindlichkeit. + V. M. Pf.	Verbindlichkeit. − VI. M. Pf.	Ergebnis. + VII. M. Pf.	Ergebnis. − VIII. M. Pf.
	Uebertrag		24 87	24 87					
103	Ein Strohhut		1	1					
104	Einfaßlitze		0 25	0 25					
105	Wolle zu Strumpflängen M 1.70. Eiswolle 15 Pfg.		1 85	1 85					
	An Geschenken von den Kunden erhalten:								
106	Eine Orleansschürze wert M. 1. Zeug zu baumwollenen Hemden M. 4.60. 4 Halskrausen M. 1. Ein Hutausputz M. 1. 2 Taschentücher M. 1. 1 seidene weiße Schleife 50 Pfg. (Ergebnisposten s. Z. 25)			9 10					
107	Selbstarbeit:								
	An den beiden Kleidern je 3 M = M. 6.—								
	2 Hemden à 60 Pfg. = „ 1.20								
	Strohhut —.60								
	3 Piqué Tüchle —.50								
	Schürzen —.38								
	Strümpfe und Strumpflängen 1.—			9 68					
	(Ergebnisposten s. Zeile 18.)								
108	Die Abnutzung des Kleidungsvorrats ist zu veranschlagen auf				35 46				35 46
109	Der Schwester überlassen (Ergebnis sub 31 Tauschverkehr) alte Kleidungsstücke, besonders Unterkleider				2				
110	Alte Kleidungsstücke gelegentlich einer Sammlung für Ueberschwemmte hergegeben. (Ergeb. s. Wohltkt.)				2 50				
	Feuerversicherung s. Zeile 141 a.								
	Der durchschnittliche Barverbrauch für Kleidung rechnete sich in den 4 Jahren auf M. 23.27 p. a.								
			27 97	46 75	39 96				35 46

15. Wäsche.

Seitdem man im Ort allgemeine Wasserleitung hat,

Nr.									
	sind die früheren Barauslagen für Waschlöhne für R. in Wegfall gekommen. (1879 noch 10 M. 25 Pfg., 1880 M. 1.04). Im laufenden Jahr wusch sich R. das weitaus meiste selbst; einige Kleider wusch ihr die Schwester im Tauschverkehr. Siehe Z. 33.								
	16. Schuhwerk.								
111	1 Paar Filzstiefel M. 7. 1 Paar Stiefel geflickt 50 Pfg.		7 50	7 50					
112	Ein Paar Schuhe, die zu eng waren, verkauft. (Anschaffungswert 6.50	4			6 50				2 50
113	Abnutzung des Vorrats				7 94				7 94
	Die Schuhe wurden bei einer Kundin mit Schweineschmalz gewichst; Wichse selten gekauft.								
	Der durchschnittliche Barverbrauch für Schuhwerk rechnete sich in den 4 Jahren auf M. 8.60 pr. a.								
		4	7 50	7 50	14 44				10 44
	17. Bücher, Zeitungen, Schreibmaterialien.								
114	Abonnement auf das Lokalblatt		4 40						4 40
115	" " " evangelische Sonntagsblatt		1 60						1 60
116	Zeitungsträgerin der Chronik		0 50						0 50
	Die gelesenen Zeitungen der Schwester überlassen im Tauschverkehr ohne bestimmtes Aequivalent. (Siehe Zeile 33.)								
117	Ein Buch Briefbogen für den Briefwechsel mit dem Sohn; Rikele schickt dem Sohn mit ihren Briefen zugleich die Bogen für die Rückantworten.		0 20						0 20
118	6 Soldatenkouverte		0 18						0 18
119	10 Porti für Packete a. d. Sohn; meist Wäsche enth.; diese Wäsche-hin und her-Sendungen wurden nachmals aufgegeben, da es „zu theuer kam".		2						2
120	Siegellack, eine Stange, „ischt aber e schlechts"		0 10						0 10
121	Ein Heft		0 20						0 20
			9 18						9 18

Nr.	Bezeichnung der Konti und Posten.	Bar. + I. M. Pf	Bar. − II. M. Pf.	Inventar + III. M. Pf.	Inventar − IV. M. Pf	Verbindlichkeit. + V. M. Pf.	Verbindlichkeit. − VI. M. Pf.	Ergebnis + VII. M. Pf	Ergebnis − VIII. M. Pf.
	18. Vergnügungen.								
122	Maienfest. (Ein von dem Professor der Theologie J. F. Bahnmeier († 1841) für die Schuljugend eingeführtes Fest: daselbst für 2 Bretzel ausgegeben		0 06						0 06
			0 06						0 06
	19. Reinlichkeit und Körperpflege.								
123	Waschseife ½ Kg. à 80 Pfg. pr. Kg.		0 40						0 40
	und ½ Kg. von einer Kundin (s. Zeile 27)								0 40
124	Soda ½ Kg.		0 09						0 09
125	Bläue von einer Kundin (s. Zeile 27)								0 03
126	Pommade, Putzsand.								
127	Cold Cream für die Hände und die Nase, Geschenk einer Kundin		0 10						0 10
			0 59						1 02
	20. Krankenpflege.								
128	Rhabarberpillen, 7 Posten à 80 Pfg. Bittersalz 10 Pfg.		5 70						5 70
129	Kamillen 20 Pfg.		0 20						0 20
	Eine gleiche Partie selbst gesucht (s. Zeile 22)								0 20
130	Baldrian (Valeriana officinalis), 2 Handv., s. ges. (s. Z. 21)								0 20
131	Weinessig zum Waschen des Kopfes. Rikele hat solchen immer vorrätig		0 17						0 17
132	Senfmehl zu einem Aufschlag auf die Brust		0 05						0 05
133	Brusttee, zweimal „zum Lösen“ bei Katarrhen		0 30						0 30
134	Süßholz, Rikele machte kleine Bröckchen davon		0 10						0 10
135	Wachholderbeeren		0 20						0 20
136	Wachholderg'sälz, eine Latwerge gegen Brust- u. Halsschmerzen. Ein Weib bringt sie in's Haus		1 05						1 05
137	Zimmet 20 Pfg. Zimmettinktur 15 Pfg		0 35						0 35
			8 12						8 52

Nr.	Gegenstand					
	21. Persönliche Dienstleistungen.					
138	Dem Mädchen der Hauswirtin für einige Gänge	0 20				0 20
		0 20				0 20
	22. Geschenke, gemachte.					
139	Ein Zengle-Schürzle f. d. Milchmädele zu Weihnachten	0 70				0 70
140	Zwei Kindern bei einem Kinderfest („Maifest") je eine Karousselfahrt bezahlt	0 10				0 10
141	Dem kleinen Milchmädele ebenda zur Verzehrung geschenkt	0 08				0 08
		0 88				0 88
	23. Versicherungen.					
141a	Die Fahrnis war seit Oktober 1873 bei der Württembergischen Privat-Feuerversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit mit fl. 535 = M. 917.14 versichert. Der Versicherungsbeitrag belief sich per Jahr, ausschließlich der Ausfertigungsgebühr mit 10 Pfg., auf M. 1.50, wovon 60% aus der im Jahre 1880 bezahlten Prämie von M. 1.40 mit 85 Pfg. in Abzug kamen. Rest 65 Pfg. Nach dem Bericht für 1885 über die Ergebnisse der Mobiliar-Feuer-Versicherung in Württemberg im Jahre 1884 waren am 31. Dezbr. 1884 von 321 609 Policen mit Mark 1 745 999 952 ungefähr ⅓, nämlich 110 091 mit M. 635 450 231, solche der gedachten Gesellschaft	0 65				0 65
		0 65				0 65
	24. Verkehr gegenseitiger Hilfeleistungen mit dem Sohne.					
142	Der Sohn, der bis zu seiner Gestellung beim Militär die Mutter öfters unterstützte, auch den gemachten Vorschuß auf die Nähmaschine zurückzuzahlen begonnen hatte, war im laufenden Jahr fast ausschließlich empfangender Teil.					
143	Die Mutter schickte ihm in den Wäschepacketen in klei-					

Nr.	Bezeichnung der Konti und Posten.	Bar.		Inventar.		Verbindlichkeit.		Ergebnis.	
		+	—	+	—	+	—	+	—
		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.
		M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.	M. Pf.
	nen Beträgen von 50 Pfg. bis 1 M. = M. 4.10, ferner während der Manöver „ 4.—		8 10						8 10
144	Strickte ihm 3 Paar Socken aus ½ Pfd. Wolle. Preis der Wolle 2.30		2 30						2 30
	Arbeitslohn 90 Pfg. (Letzterer als Eingang Zeile 18a)								0 90
145	3 rote Taschentücher		0 75						0 75
146	Von der ihr geschenkten Schinkenwurst (Zeile 23a) schickte ihm die Mutter 1 Pfd.								1
147	Der Sohn überließ der Mutter alte Kleidungsstücke, welche diese ihrer Schwester gab (s. Zeile 31)							1 50	
	"		11 15					1 50	13 05
	25. Wohltätigkeit.								
148	Für die Ueberschwemmten 1 leinenes Hemd, 1 kattunene Bettjacke und 2 Paar baumwollene Socken (Inventarposten s. Z. 110)								2 50
									2 50
	26. Steuern.								
149	Gewerbesteuer, staatliche von M. 50 mit M. 1.51. Amtsschaden 22 Pfg. Stadtschaden M. 2.42		4 15						4 15
	Wohnsteuer		2						2
			6 15						6 15
	Am Schluß des Jahres vorhanden:								
	An Bar	11 30						11 30	
	In der Sparkasse					72 55		72 55	
	Der Sohn schuldet an der Nähmaschine					40		40	
	An Miete ist abgelaufen						9 87		9 87
	Wert des Arbeitsgeräts			10 11				10 11	
	Wert des Mobiliars			388 66				388 66	
	Wert des Kleidervorrats			205 02				205 02	
	Wert des Schuhwerks			9 79				9 79	
		11 30		613 58		112 55	9 87	737 43	9 87
						102.68		727.56	

Nr.	Bezeichnung der Konti und Posten.	Bar. + I. M. Pf.	Bar. − II. M. Pf.	Inventar. + III. M. Pf.	Inventar. − IV. M. Pf.	Verbindlichkeit. + V. M. Pf.	Verbindlichkeit. − VI. M. Pf.	Ergebnis. + VII. M. Pf.	Ergebnis. − VIII. M. Pf.
	Zusammenstellung.								
1—8	I. Am Anfang des Jahres vorhanden	28 86	—	628 85		109 43	9 87	767 14	9 87
	II. Aenderungen im Laufe des Jahres:								
	a) Erwerbsrechnung:								
9	Zinsrechnung					3 12		3 12	
10—12	Näharbeit um Lohn in den Häusern von Kunden	123 75						348 32	
13—17b	" " " " der eigenen Wohnung	37 65	1 78		0 63			40 04	2 41
18—18a	" zum eigenen Bedarf							10 88	
19—20	Taglohn bei der Hopfenernte	3 —						7 —	
21—22	Arbeit des Einsammelns etc.							0 90	
23—27	Geschenke erhalten	9 —						39 34	
28	Gemeindenutzungen, öffentliche Gratiszuwendungen							3 25	
29—34	Tauschverkehr mit der Schwester und dem Bruder							4 25	4 30
	b) Verbrauchsrechnung:								
35—82	Nahrung in dem Hause		26 47						59 32
83—85	" außer dem Hause								220 43
86—89	Wohnung		70 05			9 87	9 87		70 05
90—94	Mobiliar und Hausgerät		4 11	5 21	19 70				19 70
95—98	Heizung		16 80						20 05
99—100a	Beleuchtung		3 30						3 94
101—110	Kleidung		27 97	46 75	39 96				35 46
111—113	Schuhwerk	4 —	7 50	7 50	14 44				10 44
114—121	Bücher, Zeitungen, Schreibmaterialien, Porti		9 18						9 18
122	Vergnügungen		0 06						0 06
123—127	Reinlichkeit und Körperpflege		0 59						1 02
128—137	Krankenpflege		8 12						8 52
138	Persönliche Dienstleistungen		0 20						0 20
139—141	Geschenke gemachte		0 88						0 88
141a	Feuerversicherung		0 65						0 65
142—147	Verkehr gegenseitiger Hilfeleistung mit dem Sohne		11 15					1 50	13 05
148	Wohltätigkeit								2 50
149	Steuern		6 15						6 15
		177 40	194 96	59 46	74 73	12 99	9 87	458 60	488 31
	I. Am Anfang des Jahres vorhanden	28 86		628 85		109 43	9 87	767 14	9 87
	II. Aenderungen im Laufe des Jahres	177 40	194 96	59 46	74 73	12 99	9 87	458 60	488 31
		206 26	194 96	688 31	74 73	122 42	19 74	1225 74	498 18
	Am Schluß des Jahres vorhanden	11.30		613.58		102.68		727.56	
		727.56							

Tabelle II.
Rikeles Ausgaben in den Jahren 1879—82.

Nr.		1879 M.	Pf.	1880 M.	Pf.	1881 M.	Pf.	1882 M.	Pf.	Summe M.	Pf.	Im Durchschnitt M.	Pf.
1	Kleidung	27	15	9	85	28	24	27	97	93	21	23	30
2	Schuhe	11	.	6	50	13	45	3	50	34	45	8	61
3	Mobiliar	15	59	3	14	.	70	4	11	23	54	5	89
4	Beleuchlung	4	46	2	46	2	27	3	14	12	33	3	08
5	Gesundheit[1])	9	94	6	70	5	60	8	12	30	36	7	59
	Nahrung.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
6	Brot, Wecke	5	20	5	30	5	66	3	75	19	91	4	98
7	Mehl	1	65	1	95	0	81	.	.	4	41	1	10
8	Gerste, Gries	.	.	.	27	.	14	.	.	.	41	.	10
9	Bohnen	.	60	.	.	.	.	.	.	.	60	.	15
10	Weißkraut	.	.	.	.	.	.	.	10	.	10	.	03
11	Salat, Petersilie, Obst	.	34	.	08	.	33	.	06	.	81	.	20
12	Milch	14	23	13	84	14	42	12	04	54	53	13	63
13	Eier	1	52	3	03	1	07	1	35	6	97	1	74
14	Bulter und Schmalz	1	74	3	62	3	20	2	34	10	90	2	72
15	Fleisch, Wurst	4	39	2	86	2	14	2	34	11	73	2	93
16	Salz	.	30	.	.	.	10	.	10	.	50	.	13
17	Essig	.	.	.	20	.	.	.	10	.	30	.	08
18	Zucker	1	91	1	81	1	25	1	25	6	22	1	55
19	Kaffee	4	80	3	40	1	94	2	04	12	18	3	04
20	Zichorie	.	36	.	20	.	20	.	30	1	06	.	27
21	Wein (ohne 7 M., die bei Gesundheit mit berechnet sind)	.	70	.	80	.	40	.	40	2	30	.	58
22	Bier	.	.	.	.	.	72	.	.	.	72	.	18
23	Branntwein (b. Gesundheit)	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
24	Baumöl	.	10	.	20	.	.	.	30	.	60	.	15
	1—24 zus. M.	105	98	66	21	82	64	73	31	328	14	82	03
	[1]) Hierbei 7 Mk. für Wein im Jahre 1879.												
	Zusammenstellung.												
1	Kleidung	27	15	9	85	28	24	27	97	93	21	23	30
2	Schuhe	11	.	6	50	13	45	3	50	34	45	8	61
3	Mobiliar	15	59	3	14	.	70	4	11	23	54	5	89
4	Beleuchlung	4	46	2	46	2	27	3	14	12	33	3	08
5	Gesundheit	9	94	6	70	5	60	8	12	30	36	7	59
6—24	Nahrung[2])	37	84	37	56	32	38	26	47	134	25	33	56
	M.	105	98	66	21	82	64	73	31	328	14	82	03

[2]) Die Ausgaben für Nahrung beziehen sich auf die von Rikele in den Jahren 1879—82 zu Hause verbrachten Tage.

Es wurden verbraucht in den Jahren

1879 M.	37 84	bei 147 Tagen	= 26 Pfge.	pr. Tag
1880 „	37 56	„ 165 „	= 23 „	„ „
1881 „	32.38	„ 171 „	= 19 „	„ „
1882 „	26.47	„ 186 „	= 14 „	„ „
M.	134 25	bei 669 Tagen.		

Im Durchschnitte 20 Pfg. pr. Tag

Anhang II.

Die physiologische Nahrungsbilanz Rikele's.

(Nach dem vom Verfasser gesammelten und zum Teil zusammengestellten Material bearbeitet vom Herausgeber.)

Die auffallend geringen Beträge, die das Budget Rikele's unter der Rubrik: Ernährung aufweist, ließen es wünschenswert erscheinen, über ihre physiologische Nahrungsbilanz eine genauere Untersuchung anzustellen. Ihre Ergebnisse finden sich in den folgenden Tabellen, von denen die für das Jahr 1882 den einzelnen Bestandteilen der sehr bescheidenen Kost Rikele's die weitgehendste Berücksichtigung zu Teil werden läßt. Gleich hier aber sei ausdrücklich betont, daß diese Untersuchungen, so genau sie auch durchgeführt sind, keineswegs den Anspruch auf absolute Richtigkeit erheben wollen, wie auch durchaus nicht allzuweitgehende Schlußfolgerungen aus ihnen gezogen werden sollen. Um die genaue Nahrungsbilanz einer Person festzustellen, genügt es nicht nur, die Art und Menge der von ihr verzehrten Nahrungsmittel zu kennen und dann ihren Gehalt an Nährstoffen auf Grund der in Lehrbüchern angegebenen durchschnittlichen Zusammensetzung zu berechnen, sondern die chemische Zusammensetzung der einzelnen Nährstoffe wie auch ihre physiologische Ausnutzbarkeit sind jeweils zu ermitteln. Hier sind exakte Resultate aber nur durch streng wissenschaftliche Experimente zu erzielen [1]).

Immerhin können jedoch auch solche Versuche, denen nicht analysierte Nahrung zugrunde liegt, sehr brauchbar sein. Und sie sind notwendig zum Vergleich mit den im Laboratorium ausgeführten Experimenten, weil sie der Praxis entnommen sind [2]). Einstweilen ist es allerdings auch mit Zuhilfenahme beider Methoden noch nicht gelungen, das Ziel dieser Untersuchungen zu erreichen und genau festzustellen, wieviel der zum Leben unbedingt notwendige tägliche Bedarf an Nährstoffen für einen Menschen, unter Berücksichtigung von Alter, Geschlecht, Gewicht und Beruf, beträgt. Aber die Grenzen, innerhalb deren sich die von einander abweichenden Angaben der verschiedenen Forscher bewegen, scheinen heute doch schon festzustehen.

---

[1]) Vergl. Frentzel: Ernährung und Volksnahrungsmittel S. 47. Neumann: Experimentelle Beiträge zur Lehre vom täglichen Nahrungsbedarf u. s. w. (Archiv für Hygiene Bd. 45, S. 5.)

[2]) Vergl. Neumann a. a. O.

Die Zahl der Gelehrten, die sich mit diesem eminent wichtigen Probleme beschäftigen, ist begreiflicherweise eine recht beträchtliche. Seit von Voit mit seinen Untersuchungen über das Kostmaß des Menschen damit den Anfang gemacht hat, sind Nationalökonomen nicht minder wie Physiologen bemüht gewesen, seine Forschungen zu ergänzen und berichtigen. Aber grade von volkswirtschaftlicher Seite sollte diesem Probleme vielleicht noch ein bedeutend regeres Interesse entgegengebracht werden. Denn da doch schließlich die Konsumtion der Endzweck alles Wirtschaftens ist, so dürfte es jedenfalls recht nützlich sein zu wissen, was denn der Mensch eigentlich zum Leben braucht.

In einer neueren Arbeit über die Frage des täglichen Nahrungsbedarfs findet sich eine sehr übersichtliche Zusammenstellung von 307 solcher Versuche, die in den letzten Jahrzehnten nach den verschiedensten Methoden ausgeführt worden sind [1]). Da zeigt sich allerdings, daß die Unterschiede zwischen den niedrigsten und höchsten Mengen der von den Beobachteten täglich im Durchschnitt konsumierten Nährstoffe sehr beträchtliche sind. Die gefundenen Eiweißquanten schwanken nämlich zwischen 29,3 resp. 30,1 Gramm und 212 resp. 257 Gramm, die Fettquanten zwischen 3,5 resp. 7,8 Gramm und 272 resp. 289 Gr. und bei den Kohlenhydraten betragen die entsprechenden Mengen 38 resp. 83 Gr. und 907 resp. 908 Gr. Dennoch glaubt Neumann auf Grund an sich selbst ausgeführter, längere Zeit hindurch fortgesetzter Experimente ein Kostmaß gefunden zu haben, das auch für andere Personen mit leichter Arbeit als zutreffend und genügend gelten kann. Und zwar werden von ihm, für eine 70 Kg. schwere Person, 70–80 Gr. Eiweiß, 80—90 Gr. Fett und ca. 300 Gr. Kohlenhydrate verlangt [2]). Hinsichtlich des Bedarfs an Eiweiß, das ja von besonderer Bedeutung für die menschliche Ernährung ist und das daher auch bei den meisten Versuchen die Hauptrolle spielt, war bereits eine ältere, ebenfalls sehr gründliche Untersuchung zu einem ähnlichen Resultat gelangt. Nach der dort vertretenen Ansicht darf für den arbeitenden Menschen das Nahrungseiweiß nicht unter 1,3 Gr., das Resorptionseiweiß nicht unter 1,1 Gr. pro Kg. Körpergewicht sinken [3]). Verglichen mit den von Voit aufgestellten bekannten Kostsätzen: Eiweiß 118 Gr., Fett 56 Gr. und Kohlenhydrate 500 Gr., wobei allerdings an den Nah-

[1]) Vergl. Neumann a. a. O.

[2]) Ibid. S. 28 u. 73.

[3]) Vergl Demuth: Ueber die bei der Ernährung des Menschen nötige Eiweißmenge (Münchener mediz. Wochenschrift 1892, S. 784.)

rungsbedarf eines schwerarbeitenden bayrischen Holzknechts gedacht wurde, fordert also Neumann ein erheblich niedrigeres Mindestkostmaß; dieses beträgt ca. 2300 Calorien, jenes im Durchschnitt 3400 [1]).

Das Gewicht Rikeles, das im Jahre 1875 nach ihrer Angabe 83 Pfund betrug [2]), darf für die Zeit der Aufnahme wohl auf 90 Pfund geschätzt werden. Da ihre Arbeit keine besonders schwere war, so lassen sich die Neumann'schen Zahlen ganz gut auf sie anwenden und Rikele würde demnach zur Befriedigung ihres Nahrungsbedarfs damals gebraucht haben: Eiweiß 48 Gr., Fett 54 Gr., Kohlenhydrate 193 Gr., oder anders ausgedrückt: 1490 Calorien. Inwieweit die tatsächliche Ernährung Rikeles diesen Anforderungen der Wissenschaft entsprochen hat, werden die Tabellen zeigen.

[1]) Vergl. Frentzel a. a. O. S. 59 f und von Rechenberg: Katechismus der menschlichen Ernährung S. 41 f.

[2]) S. S. 207.

Tabelle I.

Berechnung der Nahrung Rikekes im Jahre 1882 nach Maßgabe des Nährwerts.
(Tabelle I—IV nach König: Chemie der menschlichen Nahrungsmittel 3. Auflage.)[1])

Nr.	Nahrungsmittel		Auf je 100 Teile entfallen:			Die Umrechnung nebenstehender Gewichtsmengen ergibt Nahrungsstoffe in Gramm:			Bemerkungen.
	Bezeichnung.	Gewicht in Kg.	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate	
1	Brot, gekauft, dem Preis nach als Weizenbrot angenommen	11	6,15	0,44	51,12	676	48	5623	Als grobes Weizenbrot gerechnet
2	Brot von der Schwester	1,5	6,11	0,43	49,26	91	6	734	Als Roggenbrot gerechnet
3	Körnerdunkelmehl v. e. Kundin	2.	6,11	0,43	49,26	163	11	1316	Hier gerechn. als 2670 Gr. n. Maßgabe v. Roggenb.
4	„ auch v. d. Kundin	0,250	11,57	2,08	69,71	29	5	174	Als Roggenmehl gerechnet
5	„ von dem Bruder	2.—	11,57	2,08	69,71	231	42	1394	Dito
6	Hafermehl von der Schwester	1.—	13,44	5,92	67,01	134	59	670	
7	Wecke, 7 Stück gekauft	0,350	7,06	0,46	56,58	25	2	198	Als feines Weizenbrot gerechnet
	227 St. erspart	11,350	7,06	0,46	56,58	801	52	6421	
8	Kuchen, 13 St. = 650 Gr.	0,650	„	„	„	46	3	367	
9	Nudeln von einer Kundin	0,250	9	0,3	76,8	22	1	193	
10	Linsen 1 Liter von der Schwester	0,760	25,94	1,93	52,84	197	15	401	
11	Weißkraut gekauft c.	1.—	1,89	0,20	4,87	19	2	49	
12	Kartoffeln von einer Kundin	1.—	2,08	0,15	21,01	21	1	210	
13	„ ertauscht	3.—	„	„	„	62	3	630	
14	Gelbe Rüben c.	1.—	1,23	0,30	9,17	12	3	91	
15	Grüne Bohnen geschenkt	2.—	2,72	0,14	6,60	54	3	132	
16	„ ertauscht	2.—	„	„	„	54	3	132	
17	Kohlrabi „	0,250	2,87	0,21	8,18	7	1	20	
18	Häuptersalat	—	1,41	0,31	2,19	.	.	.	
19	Sellerie geschenkt	0,250	1,48	0,39	11,80	4	1	29	
20	Zwiebeln	1.—	1,68	0,10	10,82	17	1	108	
21	Birnen 10 Stück gekauft	—	0,36	.	12	.	.	.	
22	Zwetschgen c. 100 St. ertauscht	—	0,78	.	11,92	.	.	.	
23	Kaffee gekauft	0,600	3,12	5,18	13,14	19	31	79	
	„ geschenkt	0,650	„	„	„	20	34	85	
24	Zucker (dabei 125 Gr. geschenkt)	1,375	.	.	99	.	.	1360	
25	Milch 86 Liter	86.—	3,6	3,7	4,8	3096	3182	4128	
26	Eier 57 Stück, nämlich bar 27, ertauscht 15, geschenkt 15	2,565	12,6	12,1	0,5	323	310	13	Das St. zu 45 Gr. ohne Schale ger.
27	Butter gekauft	1,350	0,7	84,4	0,6	9	1139	8	
	„ ertauscht	0,550	„	„	„	4	464	3	
28	Kalbfleisch gekauft	1,500	20	1	.	300	15	.	Als mag. Kfl. ger.
	„ geschenkt	1.—	18,9	7,4	.	189	74	.	Als fettes „ „
29	Rindfleisch gekauft	1.—	20,7	1,7	.	207	17	.	Als mag. Rfl. „
	„ geschenkt	1.—	„	„	.	207	17	.	Dito
30	Wurst erspart	2.—	15,9	26,3	6,4	318	526	128	
31	Schinkenwurst geschenkt	0,500	24,74	36,45	0,16	124	182	.	
					Gr.	7481	6253	24696	: 179
					p. Tag	*41,79*	*34,93*	*173,96*	resp. *42. 35. 138.*

R. hatte b. d Kund. gearb. T. 174
Erntearbeit 5
Tage 179
Selbstbeköstigung 179
Verköstigung d. e. Kundin 7
Tage 365

1) Die Angaben der inzwischen (1904) erschienenen IV. Auflage des König'schen Werkes weichen für die in diesen Tabellen vorkommenden Nahrungsmittel nur unbedeutend von denen der III. Auflage ab. Von einer nochmaligen Umrechnung der schon fertig vorliegenden Tabellen durfte also wohl Abstand genommen werden.

Tabelle II.

Schätzung der Nahrung Nikeles 1880 und 1881.

Nr.	Nahrungsmittel. Bezeichnung.	Gewicht in Kgr.	Auf je 100 Teile entfallen: Eiweiß	Fett	Kohlehydrate	Die Umrechnung nebenstehender Gewichtsmengen ergibt Nahrungsstoffe in Gramm: Eiweiß	Fett	Kohlehydrate	Bemerkungen.
	a. Gekaufte Nahrung.								
1	Brot 1880 c. 17500 Gr. 1881 c. 18500 „	36,000	6,15	0,44	51,12	2214	158	18403	Als grobes Weizenbrot gerechnet
2	Mehl 1880 c. 4500 Gr. 1881 c. 2000 „	6,500	11,57	2,08	69,71	752	135	4530	Als Roggenmehl gerechnet
3	Wecke 1880 150 Gr. 1881 400 „	0,550	7,06	0,46	56,58	39	3	311	Als feines Weizenbrot gerechnet
4	Gerste u. Gries 1880/1881 zus. für 41 Pfg. = 1 Kg.	1.—	9,7	1,9	67.—	97	19	670	
5	Kuhmilch 1880 = 98500 Gr. 1881 = 103000 „	201,500	3,6	3,7	4,8	7254	7455	9672	
6	Eier 1880 = 2700 Gr. 1881 = 990 „	3,690	12,6	12,1	0,5	46	45	18	
7	Butter 1880 = 2000 Gr. 1881 = 1500 „	3,500	0,7	84,4	0,6	25	2954	21	
8	Schmalz für 40 Pfg. geschätzt auf	0,250	0,2	99.	.	1	248	.	
9	Fleisch 1880 3250 Gr. 1881 1625 „	4,875	20,7	1,7	.	1009	83	.	Als mageres Rindfleisch ger.
10	Wurst 1880 250 Gr. 1881 500 „	0,750	15,9	26,3	6,4	119	197	48	Als Leberwurst gerechnet
11	Zucker 1880/81 c.	2,750	.		99	.	.	2730	
					Gr.	11556	11297	36403	
	b. Ersparte Nahrung.								
12	Wecke an 366 Tagen außer dem Hause je 1½ = 549 St. à 50 Gr. =	27,450	7,06	0,46	56,58	1938	126	15531	
13	Wurst wie 1882 pro Jahr 2 Kg. angenommen	4.—	15,9	26,3	6,4	636	1052	256	
					Gr.	2574	1178	15787	
	c. Geschenkte Nahrung								
14	Angenommen wie in 1879 [1]), also für 80 u. 81: 2mal (985 + 405 + 2349)	.		.	Gr.	1970	810	4698	
	d. Ertauschte Nahrung.								
15	Angenommen wie in 1879 [2]), also für 80 u. 81: 2mal (890 + 677 + 4220)				Gr.	1780	1354	8440	
		Zusammenstellung:							
		a. gekaufte Nahrung			Gr.	11556	11297	36403	
		b. ersparte „				2574	1178	15787	
		c. geschenkte „				1970	810	4698	
		d. ertauschte „				1780	1354	8440	
	N. war in den 2 Jahren bei Kunden Tage 372				Gr.	17880	14639	65328	: 359.
	Selbstbeköstigung „ 359				p. T.	*50*	*40*	*182*	
	d. h. zu Hause Tage 771								

[1]) Vergl. Tabelle III sub c.

[2]) Vergl. Tabelle III sub d.

Tabelle III.

Schätzung der Nahrung Rikeles 1879.

Nr.	Nahrungsmittel.	Auf je 100 Teile entfallen:				Die Umrechnung nebenstehender Gewichtsmengen ergibt Nahrungsstoffe in Gramm:			Bemerkungen.
	Bezeichnung.	Gewicht in Kg.	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate	
	a. Gekaufte Nahrung.								Als grobes Weizenbrot gerechnet
1	Brot	17.—	6,15	0,14	51,12	1045	75	8690	
2	Mehl	4.—	11,57	2,08	69,71	463	83	2788	Als Roggenm. ger.
3	Wecke, 6 Stück; nicht ger.	.	.	.	.	.	.	.	
4	Kuhmilch Liler 102	102.—	3,6	3,7	4,8	3672	3774	4896	
5	Eier 30 Stück	1,350	12,6	12,1	0,5	170	163	7	
6	Butter	1.—	0,7	84,4	0,6	7	844	6	
7	Fleisch	3,500	20,7	1,7	.	724	60	.	Als mageres Ochsenfleisch gerechnet
8	Wurst	0,500	24,74	36,45	0,16	124	182	.	Als Schinkenw. ger.
9	Zucker	2.—	.	.	99	.	.	1980	
						6205	5181	18367	
	b. Ersparte Nahrung.								
10	Wecke an 218 Tagen je 1½ = 327 St.	16,350	7,6	0,46	56,58	1161	75	9250	
11	Wurst	2.—	15,9	26,3	6,4	318	526	128	
						1479	601	9378	
	c. Geschenkte Nahrung.								
11a	Zucker	0,125	.	.	99	.	.	123	
12	Mehl	2,250	11,57	2,08	69,71	260	47	1508	Als Roggenm. ger.
13	Nudeln	0,500	10,21	0,91	74,71	51	5	373	Eigentlich nur ½ Kg
14	Kartoffeln	1.—	2,08	0,15	21,01	20	.	210	
15	Grüne Bohnen	2.—	2,72	0,14	6,60	54	3	132	
16	15 Eier	0,675	12,6	12,1	0,5	80	77	3	Als 1 Kg. Rindfl. u. 1 Kg. Kalbfl. ger.
17	Fleisch	2.—	.	.	.	396	91	.	
18	Schinkenwurst	0,500	21,74	36,15	0,16	124	182	.	
						985	405	2349	
	d. Ertauschte Nahrung.								
18a	Sellerie, Zwiebel, Kohlrabi, Rüben		.	.	.	30	6	248	Schätzung!
19	Schwarzbrot	1,500	6,11	0,43	49,26	92	6	739	
20	Tunlelmehl	2.—	11,57	2,08	69,71	231	42	1394	Als Roggenm. ger.
21	Hafermehl	1.—	13,14	5,92	67,01	134	59	670	
22	Kartoffeln	3.—	2,08	0,15	21,01	60	5	630	
23	Linsen	0,760	25,94	1,93	52,84	197	15	401	
24	Bohnen	2.—	2,72	0,14	6,60	54	3	132	
25	Eier 15 Stück	0,675	12,6	12,1	0,5	88	77	3	
26	Buller	0,350	0,7	84,1	0,6	4	464	3	
						890	677	4220	
	Zusammenstellung:	a. gekaufle Nahrung				6205	5181	18367	
		b. ersparte "				1479	601	9378	
		c geschenkte "				985	405	2349	
		d. erlauschle "				890	677	4220	
					Gr	9559	6864	34314	: 147.
					pr. T	65	47	233	
		R. hatte bei Kunden gearbeilet Tg. 218							
		Selbstbeköstigung " 147							
		Tage 365							

Tabelle IV.

Zu vorstehender zu Hause verbrauchten Nahrung ist hinzuzurechnen die Verköstigung bei den Kunden. Diese ist im Mittel anzusetzen (nach Forster sub Ernährung: „wohlhabende Frau" bei Pettenkofer u. Ziemssen 1 S. 121) mit

Gr. 70 Eiweiß, Gr. 100 Fett, Gr. 190 Kohlehydrate.

			Eiweiß	Fett	Kohlehydrat	Eiweiß	Fett	Kohlehydrat	
1879	Tage 218	Gr.	15260	21800	41420				
1880/81	„ 372	„	26040	37200	70680				
1882	„ 186	„	13020	18600	35340				
	Tage 776	Gr.	54320	77600	147140	= 70	100	190	pr. T.
1879.									
Im Haus:	Tage 147	Gr.	9559	6864	34314				
Außerhalb	„ 218	„	15260	21800	41420				
	Tage 365	Gr.	24819	28664	75734	= 68	78	207	pr. T.
1880/81.									
Im Haus:	Tage 359	Gr.	17880	14639	65328				
Außerhalb	„ 372	„	26040	37200	70680				
	Tage 731	Gr.	43920	51839	136008	= 60	70	186	pr. T.
1882.									
Im Haus:	Tage 179	Gr.	7481	6253	24696				
Außerhalb	„ 186[1]	„	13020	18600	35340				
	Tage 365	Gr.	20501	24853	60036	= 56	68	164	pr. T.
Von 1879—1882.									
1879	Tage 365	Gr.	24819	28664	75734				
1880/81	„ 731	„	43920	51839	136008				
1882	„ 365	„	20501	24853	60036				
	Tage 1461	„	89240	105356	271778	= 61	72	186	pr. T.

[1]) Incl. 7 Tage Verköstigung bei sich durch eine Kundin.

Die Zahlen dieser Tabellen sagen nicht viel Erfreuliches. Man ersieht aus ihnen, daß Rikele daheim eigentlich nur im Jahre 1879 genügend Nahrung zu sich nahm. Später dagegen — namentlich aber im Jahre 1882 — ist, soweit es sich um Rikele's Selbstbeköstigung handelt, eine starke Unterernährung zu konstatieren. Dieses trübe Bild muß jedoch noch dunkler erscheinen, wenn man bedenkt, daß bei jenen Angaben der nichtresorbierte Teil der Nährstoffe in der Hauptsache unberücksichtigt geblieben ist ebenso wie der Gewichtsverlust durch Abfälle [1]).

[1]) Als nicht resorbiert würden sich unter Zugrundlegung der Daten bei Rubner (Leyden, Handbuch 1 S. 115) und bei Frentzel a. a. O. S. 69 pro Tag ergeben: Eiweiß 4 Gr., Fett 1 Gr., Kohlenhydrate 3½ Gr. Durch Abfälle wür-

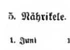
Die an sich schon recht kargen Kostsätze (1882): Eiweiß 42 Gr., Fett 35 Gr. und Kohlenhydrate 138 Gr. oder 1054 Calorien pro Tag sind also in Wirklichkeit noch immer zu hoch gegriffen. Außerdem aber ist das Jahr 1882 für Rikele noch dadurch besonders ungünstig, daß die Zahl ihrer Arbeitstage außerhalb des Hauses — der „fetten" Tage — von 214 im Jahre 1879 damals bis auf 186 herabgegangen war und die Zahl der „mageren" Tage sich also dementsprechend vermehrt hatte[1]. Daß die Tage, die Rikele außerhalb ihres Hauses arbeitete, namentlich wenn sie für wohlhabendere Familien nähte, für sie wirklich fette Tage waren, an denen sie oft eine sehr reichliche Nahrung erhielt, darf ruhig angenommen werden. Die Einzelheiten dieser Kost lassen sich natürlich nicht feststellen, doch wird man wohl nicht allzusehr danebengreifen, wenn man für die Ernährung Rikele's in den Häusern ihrer Kunden die Kostsätze der „wohlhabenden Frau" Forsters[2] gelten läßt, nämlich Eiweiß 70 Gr., Fett 100 Gr. und Kohlenhydrate 190 Gr. Mit Hilfe dieser Zahlen und unter Nichtberücksichtigung des Gewichtsverlustes durch Abfall sowie des nichtresorbierten Teils der Nährstoffe wurden die Jahresdurchschnitte der Tabellen gefunden.

Da sich der Fall Rikele's prinzipiell als der Fall zahlreicher Näherinnen, Wäscherinnen, Putzfrauen u. s. w. erweisen dürfte, so wäre es eigentlich von allgemeinem Interesse, wissenschaftlich festzustellen, inwieweit sich eine zwischen Unterernährung und reichlicher Ernährung wechselnde Kost in ihrem Erfolg einer solchen gleichstellen läßt, die **gleichmäßig** pro Tag geboten hätte, was sich aus jener wechselnden Kost als Durchschnitt pro Tag berechnet. Populär gesprochen: Inwieweit kann man sich aus einem vollen Tag in einen anderen knappen bezw. aus einer Reihe voller Tage in eine Reihe knapper hinüberessen?

den pro Tag verloren gehen: Eiweiß 3/4 Gr., Fett — Gr., Kohlenhydrate 1½ Gr. (Berechnet nach Flügge: Grundriß der Hygiene, V. Auflage S. 239 u. Rechenberg a. a. O S. 47.)

[1] Die Skizze auf der folgenden Seite mag diesen Wechsel von mageren und fetten Tagen für das Jahr 1882 illustrieren.

[2] In der Tabelle bei Pettenkofer u. Ziemssen: Handbuch der Hygiene I. S. 127.





1. Feb. 1. April 1. Juni 1. Aug. 1. Oktbr. 1. Dez.

1. Januar 1. März 1. Mai 1. Juli 1. Sept. 1. Novb.

● ● = fette Tage. o o = magere Tage.

III.

Sozialpolitische Reisefeuilletons.

Einleitung.

Durch die ungeahnte Entwicklung der Verkehrstechnik ist nicht nur dem beruflichen Reisen nahezu jede Beschwer genommen und das Vergnügungsreisen in seinem heutigen Umfange ermöglicht worden, auch eine ganz neue Art des Reisens, die Reise um der Reisebeschreibung willen, wurde dadurch eigentlich erst geschaffen. Von welcher Bedeutung dies für die Literatur, besonders aber für die Tagesschriftstellerei, werden sollte, das kann man leicht an der außerordentlich großen Menge von Reisebeschreibungen erkennen, die in wachsender Zahl die Spalten der Blätter und Zeitschriften füllen.

Daß dieses literarische Genre im geistigen Haushalte des Volkes eine immer stärkere Bedeutung gewinnt, wird man aber gewiß nur gut heißen dürfen, denn Reisebeschreibungen werden stets eine hochwillkommene Lektüre sein für die noch allzu große Zahl derer, denen es aus ökonomischen Gründen unmöglich ist, von den technischen Fortschritten des Verkehrswesens auch praktischen Gebrauch zu machen. So dringt doch wenigstens ein schwacher Abglanz von den Herrlichkeiten der weiten Welt auch zu denen, die ihr Leben lang über die Enge der Heimat nicht hinauskommen. Doch grade weil noch so sehr viele die Fremde nicht durch eignes Wandern, sondern nur aus Reisebeschreibungen kennen lernen, sollten diese Schilderungen nicht nur an Zahl zunehmen, sie sollten auch immer gehaltvoller werden. Im großen und ganzen leidet jedoch dieser Teil der Literatur an einer gewissen Monotonie und die Ursache hierfür darf wohl in der Methode gesucht werden, deren sich die Mehrzahl der Reiseschriftsteller bedient. Abgesehen von jenen wenigen, die auf noch unbetretenen Pfaden die Erde durchstreifen, wissen recht viele, namentlich wenn sie die bekannteren und kultivierteren Gebiete besuchen, in ihren Schilderungen nicht viel mehr zu geben, als durch den persönlichen Stil retouchierte Auszüge aus mehr oder weniger zuverlässigen Reisehandbüchern. Für diese aber ist die einseitig starke Betonung

der ästhetischen Momente charakteristisch. Das was dann der Reisende aus eigenem Erleben hinzufügt, erschöpft sich gewöhnlich in Naturschilderungen und aphoristischen Mitteilungen über das gesellschaftliche Leben der oberen Klassen, wozu vielleicht noch ein wenig Tagespolitik kommt. Von den kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Zuständen, von Recht und Verwaltung, vom eigentlichen Leben eines Volkes, seinen Sitten und Gebräuchen, hören wir häufig nur allzu wenig. Und dieses Wenige entstammt auch noch oft einem hastigen, auf Grund ärgerlicher Erlebnisse gefällten Urteile . . .

Natürlich fehlt es nicht an Schriftstellern, die sich von dieser Einseitigkeit fernzuhalten wissen. Wem die Kunst „persönlich" zu reisen eigen ist, der wird sich wohl nie damit begnügen, im fremden Lande sich nur auf lebende oder tote Führer zu verlassen, sondern seine Aufmerksamkeit wird darüber hinaus auch noch all' den Dingen zugewendet sein, die in die Interessensphäre seiner Individualität fallen. Und aus solchen Schilderungen merken wir dann mit Staunen, daß uns auch das bekannteste Land zum gut Teil noch immer eine terra incognita war . . . So geht es uns bei der Lektüre der Reisefeuilletons, die Schnapper-Arndt über so vielbereiste Gebiete schrieb, wie es doch die deutsche Nordseeküste, Italien und auch schon Nord-Afrika sind, und worin er etwas ganz anderes zu erzählen weiß, als wir von vornherein erwarten.

Was aber konnte ihn, den Sozialstatistiker und Sozialpolitiker, wohl mehr interessieren, als auf Reisen auch in fremden Ländern jene Verhältnisse kennen zu lernen, die zu Hause den Gegenstand seiner Forschungen bildeten. Dem entsprach es denn auch, wenn er sich im Auslande mit den Grundlagen der Lebenshaltung breiter Schichten vertraut zu machen suchte. Und ebenso widerstrebte es ihm, dem Wirtschaftshistoriker, gleichgültig vorüberzugehen an solchen ökonomischen Bildungen, die sich wie eine Kuriosität ausnehmen im Rahmen des modernen Wirtschaftslebens. Derartige Beobachtungen also sind es, die Schnapper-Arndt in den sozialpolitischen Reisefeuilletons — diese Ueberschrift kennzeichnet ihren Inhalt vielleicht am deutlichsten — mitgeteilt hat. Aber sie verdanken ihre Entstehung nicht etwa umständlichen beruflichen Studienreisen, sondern sie sind der Niederschlag froher Ferienfahrten. Daß diese helle Grundfarbe bei ihnen überall so freundlich hindurchleuchtet, macht ihre Lektüre besonders anziehend. Denn wenn auch in den rein wissenschaftlichen Arbeiten bei Schnapper-Arndt der Gelehrte und der Mensch immer Hand in Hand miteinander gehen, so ist es doch leicht

zu begreifen, daß die menschenfreundliche Güte und liebenswürdige Heiterkeit seines Wesens hier mehr zu ihrem Rechte kommen dürfen als in gelehrten Abhandlungen. Und einem Führer, der nicht nur mit Sachkenntnis, sondern auch noch mit solchen Eigenschaften ausgestattet ist, vertrauen wir uns gern an.

1.

Vom Canal Grande.

I.

Kunstgewerbe und Antiquitäten.

„Ottanta due, Vincenzio“ hatte er uns mit nachdrücklichen Worten eingeschärft, als wir seine Barke verließen; „ottanta due“ riefen wir am folgenden Morgen, unseres Versprechens eingedenk. Er erschien, der wackere Bursche mit der roten Blouse und dem verwitterten Kalabreserhut; er zog die barchetta herbei, welche zu erwerben sein Lottogewinn gerade ausgereicht! Die Großmutter bedeutet nämlich siebzehn, eine Prozession bedeutet siebenunddreißig, eine Straße vierundvierzig; nun hatte ihm im Traume seine Großmutter zugesprochen und war dann in einer Prozession über die Straße von dannen gegangen. Kühn hat er die Nummern: 17, 37, 44 besetzt, ist mit der Terne herausgekommen, hat einige hundert Lire gewonnen und sich dafür das Schifflein gekauft in dem wir, Leser, jetzt mit dir, den Canal Grande durchmessen wollen. Du zauderst, du hast vielleicht schon recht viele gemalte und geschriebene Canaletti genießen müssen? Aber wir versprechen dir, daß wir nicht überall landen wollen, wo Bädeker es wünscht; denn wir sind bereits ein klein wenig warm geworden in Venedig und haben die herrlichen Kunstschätze der Academia delle belle arti, sowie andere doppelt besternte Dinge bereits mehrfach bewundern dürfen. Bleibt sie doch dann immer noch eine unvergeßliche Fahrt, die über den Canal Grande; eine Fahrt, die um so mehr Eindruck macht, je weniger man diesen programmmäßig aufsuchen muß! Am Tage nach unserer Ankunft war die Fahrt, ich kann es nicht anders sagen, ein wenig strapaziös; strapaziös besonders für unsere Begleiterin, deren Halsmuskeln nicht wenig zu leiden hatten unter Vincenzio's

vereinigter Gelehrsamkeit und Ritterlichkeit. Denn wehe ihr, wenn sie ja einmal links statt rechts ausschaute, und wenn sie etwa als Palazzo Mocenigo bewunderte, was Polazzo Grimani gewesen; nicht eher ließ Vincenzio ab, bis das Auge den Weg, der Erklärung entsprechend, zurückgelegt hatte. Heute sind wir nicht mehr jedes Spitzbogens Sklave; wir dürfen ruhiger verweilen bei dem Gefallenden und auch ein wenig sinnen über Vergangenheit und Gegenwart. Ach, wenn sie sich nur etwas lebhafter um uns regen wollte, diese Gegenwart. Wenn uns doch ein autochtones fröhliches Leben umgäbe, da wo wir fast ausschließlich Einheimischen begegnen, die sich mit Lasten mühen, und Fremden, die suchen, was auch wir vermissen. Denn wenn man glaubt, daß in Venedig den Kanälen dieselbe Rolle zufalle, wie anderwärts dem Straßennetz, so irrt man sehr, und man stellt sich den Venetianer weit feuchter vor, als er in Wahrheit ist. In den oft nur wenige Meter breiten Gäßchen drängt sich alles, Vornehm wie Gering; einsam dahinfahrend in deiner Gondel wirst du von bewegtem Leben nur dann etwas gewahr, wenn ein begangenes Brückchen (es gibt deren in Venedig cirka vierhundert) über deinen nassen Pfad sich wölbt. Nicht Stelze also ist dem Venetianer die Gondel, sondern Schiebkarren und Droschke ist sie ihm und zwar eine Droschke, die er selten in Benutzung nimmt. Bunte Pfähle freilich laden überall zum Anlanden ein, aber sie harren lange vergeblich auf die Kette, die sie umschlinge, und das stolze Wassertor wird durch das landwärts gelegene Nebenpförtchen an Wichtigkeit erheblich übertroffen. Reden die Häuser irgendwo sehr vernehmlich gerade nach der Wasserseite hin, so reden sie vorzugsweise den Fremden an, weshalb es denn auch auf dem Canal Grande die Schilder der Antiquare, der Möbel- und Kunsthändler, sowie der Glas- und Mosaikfabriken sind, die besonders ins Auge fallen.

Der treffliche Vincenzio meint es gut mit uns, aber so gut meint er es doch noch nicht, daß er uns nicht beständig zum Besuch einer solchen Glasfabrik bereden möchte; wie die Blume der Sonne, so wendet sich sein Schiffsschnabel diesen Instituten zu. Was wohl gewisse Fabriken den Führern und Gondolieren an Tantièmen zahlen mögen? Kaum drei Schritte macht der Neuankömmling auf dem Markusplatz, ohne daß eine unheimliche Gestalt an ihn heranträte und ihm in die Ohren flüsterte: Vogliamo vedere la fabbrica di vetro? Gemietete Führer hetzen dich in den Kirchen von Altar zu Altar, deuten, wenn du ein Bild beschauen willst, gleich auf das folgende und schlagen dir, wenn du deinen Rundgang beendet, immer

wieder la fabbrica di vetro vor. Von einer Fabrik freilich wirst du, wenn du nachgibst, wenig sehen; rasch an ein paar Schauarbeiten vorbeigeführt, wirst du dann um so nachdrücklicher vor die Verkaufsschränke in den Magazinen hingestellt. Wir widerstehen also den Lockungen Vincenzio's; aber wer kann seit Reuleaux Donnerwort ganz kunstgewerbelos sein Dasein fristen. So möge also unsere Gondel an einem jener ehemaligen Paläste anlegen, die alle Stockwerke hindurch und alle Hallen und Treppen entlang angefüllt sind mit neuer und alter „roba“ (Ware) jeglicher Art. Jeglicher Art ist freilich zu viel gesagt; denn eigentlich ist es merkwürdig, wie scharf die einzelnen Länder durch die bei ihnen im Gebrauch befindlichen oder gewesenen Möbel sich unterscheiden. Tretet bei einem Antiquar in München ein. „Waschkastl“ hier, „Waschkastl“ dort! Wer, wenn er sich daselbst „antik“ einrichten will, wird auf das geschnitzte Meerweibchen, das als Lüstre von der Decke herabhängt, verzichten können, und hängt es nicht auch richtig in Herrn Hirth's „Musterzimmer“? Diese beiden „unentbehrlichen Dinge“, man sucht sie vergeblich hierzulande. Schränke auf Schränke mit den bekannten ein- und aufgelegten Schnörkeln werden vom Lande unaufhörlich nach München hineingeschafft; ganze Fabriken sind tätig, um die alten Fragmente zusammenzusetzen und den notwendigen neuen Zutaten das antike Air zu geben. In manche solche Intérieurs pikanten Anblicks hat uns der Zufall geführt. Da lag die rastlos wirkende Laubsäge auf dem Tische, ausruhend vom Schaffen neu antiker Ornamente, und wenn auch gemeinhin ganz gewissenhaft, was alt und was neu sei, also bezeichnet wird, so waren wir doch nicht ganz beruhigt darüber, ob nicht mitunter der Symmetrie zu Liebe auf Bereitung von Quartieren für den Holzwurm auch in den neuen Partien alter Möbel zarte Rücksicht genommen werde. Neben dem Schrank steht die unvermeidliche Truhe, gleichfalls mit Intarsiaornamenten; das Buffet fehlt nicht mit dem hohen Baldachin. Jenseits der Alpen, in Norditalien, ändert sich das alles gründlich. Schrank und Buffet verschwinden; die Skulptur tritt an die Stelle der eingelegten Arbeit; von geschnitzten Truhen und Trümmern von solchen wimmelt es geradezu. Wer aber etwa an den süddeutschen Spezialitäten der Fülle wegen sich sattgesehen, der wird viel rascher genug haben an den hiesigen, hier, wo es um den Geschmack weit bedenklicher steht. Denn wahrlich, es ist ein beängstigender Anblick, dem wir jetzt in den Möbelpalästen entgegengehen: da ist alles wild, alles lebendig, da gibt es keine Fläche mehr, kein Ornament, das sich bescheidet, Ornament zu

sein. Gräßliche Fratzen grinsen von allen Flächen; alle Ecken strecken ellenlange Zungen heraus; was ruhen muß, ruht auf den Köpfen schauerlicher Ungeheuer, und jedes größere Möbel birgt eine ganze Menagerie fürchterlicher Fabeltiere. Die edlen Muster des 15. und 16. Jahrhunderts mit ihren feinen Basreliefs sind damit großenteils verlassen. Man sieht Stühle, auf welchen skulpierte Figuren gerade auf den Armlehnen lagern nach Mustern von Brustolon aus dem 18. Jahrhundert, die sich in den Museen befinden. Die Figuren haben es recht bequem, aber wehe dem menschlichen Arm, der seinen Platz durch sie okkupiert finden muß. Auf Bestellung freilich liefern die trefflichen Künstlerwerkstätten auch Anderes und Vorzügliches; so barock wie dieses aber ist das Meiste von dem, was sie, dem gewöhnlichen Geschmack entsprechend, auf Lager führen. Es ist ein großes Glück, daß wir die Magazine leicht verlassen können; es ist das eine Annehmlichkeit der italienischen Läden überhaupt. Bleibe einen Augenblick vor dem Erker eines Kaufmanns stehen, gleich springt ein Verkäufer heraus, um dir sein Sirenenlied zu singen; verursache ihm aber dann Mühe, soviel du willst, und entferne dich, ohne gekauft zu haben, so ruft er dir doch unverdrossen sein „Servo“ nach. Auch die Antiquariate bewahren einen gewissen großartigen Ton; man läßt den Fremden wie in einem Museum zur Besichtigung herumwandern und redet ihm keineswegs übermäßig zum Kaufen zu.

II.

Im Ghetto. — Reisehandbücher.

Schöpfungen des Luxus haben uns soeben beängstigt. Bald sollen uns andere, lebende Gestalten beängstigen. Wir steigen unweit des Ghetto aus. Noch sind wir kaum gelandet, so ist ein armer Teufel schon zur Hand, um uns Führer zu sein. Welches Vorhaben kann man hier, auch nur in Gedanken hegen, ohne daß eine ganze Schar armer Unbeschäftigter bereit wäre, zur Ausführung desselben nötiger oder unnötiger Weise ihre Hand zu leihen, berechtigter oder unberechtigter Weise Geld zu fordern? Zwischen Mitleid und Unmut schwankt man hin und her. Auskunft über einen Weg zu erhalten ohne Zahlung eines Soldo, ist schier ein Ding der Unmöglichkeit. Der arme Mann begnügt sich nicht damit, Bescheid zu geben; er will mitgehen, wenn es auch noch so unnötig ist. Frage aber einen wohlhabend Aussehenden, so drängen sich doch eine Menge Armer herzu, und du bist im selben Falle wie vorher. Abschreckend

genug tritt das englische Elend dem Fremden entgegen, aber das Betteln scheint doch nur Sache der wirklich darauf Angewiesenen, der Brotlosen, der Kummervollen zu sein. Es bildet nicht einen unanstößigen Nebenverdienst. Hier scheint es anders zu sein; die Gelegenheit schafft den Bettler, mit verhältnismäßig heiteren Mienen wird man um die Gabe angegangen. Man kann vielleicht noch lächeln, wenn man kleine Jungen lustig Reifen spielen sieht, und wenn sie dann ganz gleichgültig: „Ho fame“ rufen, indem sie durch obligate Purzelbäume ein Schauspiel zu geben suchen; aber man wird verwirrt, wenn man es anhören muß, wie Eltern, an der Riva spazieren gehend, ihre Kinder beim Erblicken von Fremden geradezu auffordern, ihr „Ho fame“ vorzubringen. Was ist hier dem materiellen, was dem moralischen Elend zuzuschreiben? — Den ganzen Weg durch das Ghetto machten wir, dicht umschwärmt von Knaben, die sich zu Bettlern improvisiert hatten. Unser Führer schämte sich dessen, er sprach mit lauten Worten seine Entrüstung aus. Es war zum ersten Male, daß ich von einem Einheimischen eine solche Mißbilligung äußern hörte. Aber ein Vorübergehender meinte zornig, daß es in Deutschland und England auch nicht anders sei. Und damit ging er stolz von dannen, gewiß glaubend, daß er der bessere Patriot gewesen sei.

Wie geht das zu mit dieser furchtbaren Bettelplage — Plage des Landes und des Bettlers meine ich, nicht des Fremden, der es die paar Wochen wohl noch immer ertragen kann? Wie sind die Armeneinrichtungen Italiens überhaupt, wie die Venedigs insbesondere? Wie weit erstreckt sich die Bedürftigkeit, was sind die Ursachen, daß sie so offen zu Tage tritt? Es muß doch in Venedig wohl auch sehr großen Reichtum geben, welche Stadt der Welt weist eine solche Reihe von Palästen auf? „Venedigs Größe ist gesunken“, das weiß man ja. Ob es sich nicht aber in diesem Jahrhundert wieder gehoben hat, und wie es ihm seit Italiens Einigung ergangen sein mag? Fragen und Fragen — wozu haben wir ein Reisehandbuch? Wir ziehen den voluminösen Führer aus der Tasche, blättern ihn durch und lassen ihn wieder sinken; die Gondelfahrt hat uns ein wenig träumerisch gemacht, sonst hätten wir uns die Mühe ersparen können. Wir wissen ja, daß über alles das die Reisehandbücher gewöhnlich ein pythagoräisches Stillschweigen beobachten. Nicht zu sehr wollen wir die treuen Freunde schelten, an die man sich so gern anklammert, wenn an den Eisenbahnstationen aus hundert rauhen Kehlen die Namensfuge von hundert unbekannten Gasthöfen

uns entgegentönt; nicht zu sehr schelten die treuen Freunde, die fremde Wege uns zu vertrauten machen, die, was die Kunstdenkmäler der zu bereisenden Gegenden angeht, jetzt immer mehr und mehr Gediegenes, teils Vortreffliches bieten. Das würde ungerecht sein und undankbar. Aber wahr bleibt es darum doch, und trotz mehrfacher, anerkennenswerter Verbesserungen bleibt es wahr, daß die erwähnten Vorzüge viel zu unverhältnismäßig in den Vordergrund treten, und daß speziell die Städte im großen und ganzen noch immer so behandelt werden, als ob sie nichts anderes wären als große Pinakotheken und Glyptotheken. Hat denn derjenige wirklich ein Land bereist, welcher sich nur um Dinge kümmert, die sich teilweise ebenso gut hundert Meilen davon entfernt befinden und daselbst besichtigt werden könnten? Zu den Schöpfungen von Paolo Veronese, Rafael und Tizian kann man auch in Paris bewundernd aufblicken, und wenn sie in ihrer eigenen Heimat auch in größerer Anzahl vertreten sind, so wäre es doch wenigstens denkbar, daß dem anders sein könnte. Waren ja doch in der Tat im Anfange dieses Jahrhunderts die größten Meisterwerke Italiens in Paris zusammengetragen. Nach der Weise, wie unsere Handbücher die Länder schildern, wie sie das Accidenz zum Wesen machen, nach dieser Weise hätte in einer solchen Epoche Italien eigentlich aufgehört, es selbst zu sein, und die Aufschrift „Italien" hätte auf das Pariser Handbuch gesetzt werden müssen. Freilich, die Bauwerke sind nicht portativ, und es ist überhaupt ein anderes, ob man die Kunstwerke auf fremdem Boden oder im Zusammenhange mit dem Leben studiert. Aber, verehrte Reisebücherautoren, so sprecht doch auch ein wenig mehr von dem Leben, dessen höchste Blüte eben nur die Kunst ist, und nicht nur von dem Leben der Vergangenheit, sondern auch von dem der Gegenwart! Die heutige Touristenliteratur bestärkt in einer bedauerlichen Oberflächlichkeit und treibt unfehlbar zur Heuchelei. Leute, welche sich verhältnismäßig wenig mit Kunst beschäftigt, werden mit den genauesten kunstgeschichtlichen Details aus alten Zeiten bombardiert, über die breiten Grundlagen des Lebens, das heute um sie herum pulsiert, erfahren sie jedoch nichts. Ist es vernünftig, den Fremden in ein Campo Santo zu führen, um ihn die Büsten längst verstorbener Universitätsprofessoren anstarren zu lassen, wenn ihm nicht die Möglichkeit gegeben wird, aus dem Buche irgend eine Notiz über die heutige Bedeutung der Universität, über die Zahl ihrer Studenten, über das, was dort gelehrt wird, herauszufinden? Kein Wort verlieren die meisten Bücher über Regierungsformen, über die

Verwaltung der Städte; die frivolsten Urteile werden daher über diese letzteren auch von den so gründlich sein wollenden Deutschen angesichts einer dunklen Gasse, eines daliegenden Kehrichthaufens losgelassen. Nicht einmal liest man etwas Genaueres über den Gewerbefleiß, woher denn auch wieder die naturwüchsigsten Urteile auf den Gassen und vor den Erkern der Läden emporsprießen müssen. Jeder apart geformte Giebel, jedes aparte Fenster erfreut sich der Beachtung des Reisebuchs, aber an Menschen mußt du unwissend vorübergehen und kannst nicht erfahren, was sie wollen und treiben, nicht erfahren, wie sie sich fühlen in dem Lande, das du kennen lernst. Erschaust du im Fluge der Eisenbahnfahrt durch das Wagenfenster eine Kirchturmspitze in weiter Ferne und willst Genaueres wissen über deren Ursprung und Geschichte, so ist dein Fall nicht verzweifelt, und du darfst sofort Befriedigung deiner Wißbegierde erhoffen. Aber versuche es einmal, das Land, das dir zu Füßen liegt, das rechts und links weit hinaus sich breitet, das Land, in das du oft hineinstarrst stundenlang, versuche es einmal, dies Land in Verbindung mit Menschen zu bringen; frage, wem es gehört, ob Großgrundbesitzern, ob kleinen Bauern, ob es verpachtet — dann warte, bis du nach Hause kommst, dein Handbuch hat schwerlich etwas darüber zu sagen. Wird der Fremde irgendwo übervorteilt, so schließt er daraus wohl gerne auf den Charakter des Volkes; sein Buch jedoch geht ihm dabei wenig zur Hand. Was wir in einem solchen über den Charakter der Bevölkerung einzelner Städte lasen, beschränkt sich auf Urteile — Dante's, des leidenschaftlichen, gekränkten Parteimannes in stürmisch bewegter Zeit. Allen Respekt vor dem gigantischen Poeten des Mittelalters; aber das ist denn doch noch viel weniger wissenschaftlich, als wenn man Alfred de Musset's oder Gambetta's Urteile über Deutsche als maßgebend zitieren wollte. Würde es nicht weit vernünftiger sein, etwas aus der Moralstatistik mitzuteilen, etwa einiges über die Verbrechen, einiges über die Verbreitung des öffentlichen Unterrichts? — „Aber wer sich für all' das interessiert," wendet man vielleicht ein, „der kann sich darüber aus anderen Werken informieren. Zu welchem Umfang, willst du denn, daß ein Reisehandbuch anschwellen soll?" Der Einwand ist falsch, er zeigt nur, wie leicht man das Gewöhnliche und Hergebrachte für das allein Berechtigte und Denkbare nimmt. Warum soll es einzig der ausschließliche Kunstfreund sein, dem man es ersparen will, Monate vorher über den genauen Plan seiner Reise im Klaren zu sein, alles für ihn Wissenswerte sich aus

Monographien und Lehrbüchern zusammenzutragen und die ganze Bibliothek alsdann womöglich mitzuschleppen? Für bestimmte Spezialinteressen wären gewiß Spezial-Reisehandbücher am Platze, etwa in der Art, wie Burkhardt's Cicerone eines ist; ein allgemeines Reisehandbuch jedoch hätte an den allgemein gebildeten Menschen zu appellieren. Es müßte für ihn ein Anleiter zu enzyklopädischer, anschaulicher Belehrung sein, aber es sollte nicht jeden Kunstbarbaren dazu verführen, sich à tout prix zum Kenner aufzuheucheln.

III.

Aus dem Intérieur eines Gondoliere.

Dies alles sannen wir in unserer Gondel; wir haben es in Wahrheit schon oft gedacht. Es begann allmählich zu dunkeln, doch blieb noch Zeit zur Besichtigung des Palazzo Vendramin. Und warum sollte keine Zeit bleiben? Wird man doch von dem Diener mit Windeseile durch die kolossalen Räume des Palastes gehetzt. Trotzdem tat uns die Besichtigung ästhetisch wohl nach dem langweiligen Gang, den wir gerade am Morgen durch den Palazzo Reale am Markusplatz zurückgelegt: Empfangszimmer auf Empfangszimmer, die man nicht absehen, mit Legionen von vergoldeten Stühlen und Sesseln, die man nicht ansehen kann.

Wir wollen indes von den Palästen der Großen scheiden und lieber einmal in die Hütten der Kleinen gehen. Just nachdem uns das Reisehandbuch, wie geschildert, gekränkt hatte, war uns der Gedanke gekommen, eine alte Gewohnheit auch hier zu befolgen, einzudringen in ein Intérieur und einmal einen Menschen und nicht nur Gebäude kennen zu lernen. Aber welchen wohl? Welchen? Warum nicht gleich den wackeren Vincenzio, der dort das Ruder führt? Nicht weit ist ja seine Wohnung abgelegen. Er befestigt den Kahn am Eingang einer kleinen Calle, die auf den Canal Grande führt, wandert mit uns durch das schmale Gäßchen und geleitet uns über einen kleinen Hof zu einem Hinterhäuschen, in dem seine Familie, zugleich mit noch zwei anderen Haushaltungen ihren Wohnsitz hat. In die Küche ebener Erde werfen wir nur einen flüchtigen Blick: sie ist geräumig, wird aber von den drei Familien gemeinschaftlich benutzt. Ein offenes Kohlenfeuer brennt gerade auf dem Herde. Wir klettern eine schmale steinerne Treppe hinauf und stehen vor Vincenzio's einzigem Gemach, für das er, einschließlich der Küchenbenutzung, sechzig Lire jährlicher Miete zu zahlen hat. Brauchen wir zu sagen, daß

es einen anfröstelnden Eindruck macht, da doch in Italien die Wohnräume selbst wohlhabenderer Familien so oft leer und unkomfortabel erscheinen? Steinerner, unbedeckter Boden, nahezu kahle Wände; vom Spiegel existiert nur noch der Rahmen, welcher traurig in einer Ecke steht. So bilden einige Heiligenbilder den einzigen Wandschmuck; sie hängen über dem großen Bette, das den Kern des ganzen Mobiliars ausmacht. Das übrige ist nur noch Gerümpel, zwei Nachttischchen, eine schlechte Wiege, eine Kommode, ein kleiner Tisch und vier Stühle geringster Art. An dem in einen Winkel gezwängten Tische sitzt die Frau, unfrohen Aussehens. Sie ist vor einer Stunde aus der Zigarrenfabrik zurückgekehrt, die sie schon seit achtzehn Jahren besucht, und in welcher sie gegenwärtig täglich vierundfünfzig Centesimi verdient. Andere Personen sind nicht in dem Raum; denn das zwei Jahre alte Töchterchen, la bimba, das von vier Kindern als einziges am Leben geblieben, und von dem Vincenzio mit vieler Liebe spricht, ist an einer Halsentzündung erkrankt und ins Spital zur Pflege gegeben. Die Frau hält das Mittagessen für den Mann bereit: ein großer Napf voll Reis mit Paradiesäpfeln, der in Oel und etwas Butter gekocht ist, steht auf dem Tische. Brot erblicken wir nicht; das gibt es des Mittags nur, wenn Vincenzio wacker verdienen kann. Vor dem Napfe steht ein Steingutteller, in dem ein hölzerner Löffel liegt; wir erfahren, daß der Teller noch zwei, der Löffel jedoch nur noch einen Kameraden hat. Ein Kleeblatt bilden dagegen die Kaffeelöffel aus Blech. Seltsam! Messer finden sich nicht im ganzen Inventar; ja, wie um unsere Begriffe vom heißblütigen Italiener schnöde zu verhöhnen, führt Vincenzio nicht einmal ein Taschenmesser bei sich. Wo aber die Küche absolut nach Stahl verlangt, da tritt eine andere der mitwohnenden Familien helfend ein. So wenig wie Messer, sind Gabeln vorhanden. Die Gläser bilden einen Vierpaß, die Flaschen und Fläschchen eine gleiche Figur. Die Reismahlzeit, welcher wir heute beiwohnen, ist eine sehr gewöhnliche, ebenso häufig kommt Polenta vor; zu jener wird dann noch öfters ein Schnitt gerösteter Kürbis (zucca), zu dieser ein Stück Käse genommen. Fische, und zwar Stockfische, oder Wein gibt es zum Pranzo schon seltener; damit und mit etwas Polenta pflegt sich Vincenzio in der Osteria zu restaurieren; er gibt für solchen Lunch gewöhnlich dreiunddreißig Centesimi aus. Um dieselbe Zeit frühstückt die Frau noch einfacher, nämlich Brot, das sie mit in die Fabrik genommen. Des Morgens frühe zu Hause trinkt man Kaffee mit Zichorie, ohne Milch, aber, was befremdlich scheinen wird, mit einem

Stückchen eingerührter Butter versetzt. Auch Zucker für fünf Centesimi gibt man dem Getränke bei. Fleisch kommt nur allenfalls des Sonntags auf den Tisch; von dem üppigen Obste des Landes genießen sie wenig, es sei denn, daß man die zucca hierher rechnen wolle. Eine vorwiegend vegetabilische Kost sonach, wie zu erwarten war; vegetabilischer indes nicht, als in unseren deutschen Notstandsdistrikten und auf alle Fälle etwas abwechslungsreicher.

Ein Blick in die Kommode wäre wohl interessant; die Frau ist bereit, ihn zu gestatten. Sie schnupft nur erst eine Prise aus dem kleinen Döschen, welches sie des Morgens gefüllt in die Fabrik mitnimmt, dann aber in derselben gänzlich ausschnupfen muß, da Tabak in die Fabrik wohl hinein-, aber nicht aus ihr herausgelassen wird. Die Fahrnis in der Kommode ist nicht umfangreich. Vincenzio verfügt über drei bunte Hemden, je zwei Paar Stiefel und Beinkleider, sowie über einen alten Rock, den er aber nur bei schlechtem Wetter über das charakteristische Blousenhemd zieht. Die Toilette der Frau ist mit zwei Taillen, zwei Röcken und einem alten Shwal so ziemlich aufgezählt; eigene Kopfbedeckung besitzt sie nicht; sie trägt Schuhe, welche pro Paar 2,50 Lire kosten. Verhältnismäßig erstaunlich ist der Vorrat an Taschentüchern. Ich habe manchen deutschen Landmann ein wenig in Verwirrung geraten sehen, wenn ich ihn nach der Zahl der Taschentücher frug: Vincenzio und Frau haben neun Stück vorzuweisen. Ja sogar Seife und Kamm behauptet unser Freund mit Regelmäßigkeit anzuwenden. Erzielt er mit letzterem freilich nicht sichtliche Erfolge, so ist dies ein Schicksal, welches er mit vielen Landsmännern, selbst Landsmänninnen teilt. Armer Vischer, wie wird dir zu Mute sein, wenn du etwa in Verona über die Piazza d'Erbe (den Marktplatz) zu gehen hast! Wohin flüchtest du dich vor den Troddelstirnen? Ob sie Obst einkaufen, ob sie es verkaufen — stolz trägt das Weib diese Stirn zur Schau. Nur schade, das kokette Arrangement ziert einen völlig ungekämmten, mit einem Berg falscher Haare bekrönten Kopf. An allen Ecken sieht man daher auch Erker mit falschen Haaren den schönen Kundinnen zum Einkauf winken.

Wollen wir noch, wenn es nicht zu indiskret ist, einen Blick auf Vincenzio's Lager werfen? Er ruht auf einer Wollmatratze, welche auf einem mit Maisstroh gefüllten Strohsack liegt. Von den beiden Betttüchern, die er besitzt, ist das eine augenblicklich auf den monte di pietà gewandert. Eine wollene Kolter dient als Decke . . .

Wir reden Vincenzio lebhaft zu, daß er sich nicht abhalten lasse,

sein Mahl einzunehmen. Es wird sich so auch besser plaudern lassen. Vincenzio hat in ziemlich vorgerücktem Alter geheiratet: vor etwa sieben Jahren, da er zweiunddreißig und seine Frau achtundzwanzig Jahre alt war. Zweihundert Lire hatten sich die Brautleute gespart; davon wurde das Mobiliar beschafft. Denn Mitgift zu geben vermochten die Eltern natürlich nicht. Vincenzio's Schwiegermutter war blutarm, sein Vater war, wie er, Gondoliere, indes „gondoliere da patrizio“. Er lebt noch heute und bezieht von der Familie, bei der er gedient, ein tägliches Ruhegehalt von 1,80 Lire. Das ist ein ziemlich hohes Gehalt; denn Vincenzio selbst schätzt seinen täglichen Verdienst im Durchschnitt nur auf 2 Lire, was mir sogar nach angestellten Berechnungen als eher zu hoch gegriffen erscheinen mußte. Für Nahrung braucht Vincenzio, wenn es hoch kommt, 1,60 Lire im Tage; für Heizung braucht er besonders wenig. Mit Holzwellen für 13 Centesimi täglich wird fürs Kochen ausgekommen; im Zimmer aber steht kein Ofen, und wenn die Frau zu sehr friert, so nimmt sie aus der Küche ein kleines Kohlenbecken mit hinauf unter ihren Sitz. Vierzig Lire opfert Vincenzio jährlich dem Lottospiel; er weiß ganz wohl, wie großen Gewinn der Fiskus aus dem Spiele zieht, aber er glaubt doch, daß er sich zu den fortunati al lotto rechnen dürfe.

Ueber seine Zukunft gibt sich Vincenzio nicht allzu schweren Sorgen hin. Er wird, wenn seine Kräfte nachlassen werden, wie andere Kameraden, statt des Ruders den Haken führen. Wer, der Venedig besucht hat, erinnert sich nicht, wie jedesmal, wo er ausstieg, wo er einstieg, alte Männer zur Hand waren, seine Gondel festzuhalten? Mit einem Haken sind sie bewaffnet, der oft sonderbar mit allerlei Messingzierraten beschlagen ist, und den sie dann nicht verfehlen, dem Fremden mit den Worten „È antico“ zum Verkaufe anzupreisen. Das sind alte, ehemalige Gondoliere, die auf diese Weise ihr Brot verdienen. Nach dem Haken bleibt freilich meist nichts anderes als das Hospital.

Vincenzio ist fromm katholisch. Es sind einige seiner Kameraden nach der Unfehlbarkeitserklärung protestantisch geworden, sie sollen aber nicht sonderlich gut dabei gefahren sein; ein Freund sogar starb ganz plötzlich dahin. Er aber, Vincenzio, will eine buona morte haben. Darauf, daß er, seiner Frau überlegen, etwas lesen und schreiben kann, ist er nicht wenig stolz; von Büchern hat er indes doch nur eine Geschichte des heiligen Petrus gelesen. Doch kauft er sich täglich ein Zwei-Centesimi-Blatt, aus dem er namentlich gern erfährt,

was in der Stadt Venedig sich ereignet hat. Denn die große Politik ficht ihn wenig an; er weiß nicht was Sella und Minghetti sind, deren Namen in großen Lettern auf Wahlplakaten an den Straßenecken prangen, und er meint, daß es unter Oesterreich viel besser gewesen sei, namentlich was den Commercio betreffe. Denn die österreichischen Offiziere seien weit mehr Gondel gefahren als die italienischen.

Als unsere Gespräche und der Reis zu Ende waren, gingen wir mit Vincenzio wieder zurück durch die Calle dem Kanale zu, wo unsere Barke ankerte. Aber ach, welch ein Anblick bot sich uns dar! Die stolze Frucht des Lottogewinnes war des schützenden Zeltes beraubt worden, und auch das rote Rückenkissen war verschwunden!

Um indes nicht mit einem Mißton zu schließen: Zelt und Kissen haben sich wieder gefunden; zwei Individuen hatten sie in der Dunkelheit annektiert und für einen Schmaus, den sie sich bereiten ließen, dem Wirte zum Pfand gegeben. Und noch eins für diejenigen, die unsern Vincenzio lieb gewonnen haben sollten: er hat sich aus der Frucht dieser und einiger späterer Unterredungen noch ein Kleidungsstück und zwei Gabeln angeschafft. Möge er weiterhin nicht viel Regen haben und gute Kunden finden, die sich nicht abwenden, wenn er sie an der Riva degli Schiavoni mit seinem unablässigen Zuruf lockt: „Gondola, Gondola, ottanta due, Vincenzio!“

2.

Zum Strike der Strohflechterinnen bei Florenz.

Reiseerinnerungen.

Telegraphenbureaux und Korrespondenten haben die Kunde gebracht, daß die Stroharbeiterinnen in der Umgegend von Florenz den Strike erklärt. Die fleißigen, geduldigen Hände in den Ortschaften Carmignano, Signa, Lastra a Signa, Calcinaja haben aufgehört, die gebrechlichen Halme zu flechten, und Fahnen des Widerstandes geschwungen; unter Trompetenschall durchzog man die Dörfer ... Da wandert mein Blick zurück nach den sonnigen Höhen von Fiesole, wo ich vor einem halben Jahr einige herrliche Herbsttage genossen, und meine Hand greift nach einigen Tagebuchblättern, die ohne diesen Anlaß wohl noch lange auf Ergänzung bei späteren Reisen gewartet haben würden.

* * *

Nicht immer fühlte ich mich behaglich in der berühmten Metropole mittelalterlichen Kulturlebens. Ich hatte mich meiner Gewohnheit gemäß inmitten des nationalen Treibens einzumieten gesucht, denn ich meine, daß man nicht deswegen reisen soll, um in landsmannschaftlicher Absperrung im Auslande heimatliche Sitten aufzusuchen, heimatliche Gedanken — und Vorurteile auszutauschen. Immerhin, zu leugnen war nicht, daß meine Methode diesmal starke Nerven erforderte. Eine florentinische Nacht in einem Hotel der Via dei Calzajoli (Strumpfwirker) oder Umgegend bringt zunächst einen Eindruck hervor, den nur das dicht in der Nähe vor 600 und soviel Jahren geborene berühmte Landeskind würdig zu schildern vermöchte. Wild rasseln Omnibusse auf Omnibusse mit den Heimkehrenden vorüber nach der Piazza della Signoria; die Straßen sind von Menschen vollgepfropft, die ihr Plauder-Kollegstündchen im Freien abstehen; es summt und braust dumpf hinauf zu den Fenstern,

so ruhig auch die Einzelnen sich verhalten mögen. Mit vorrückender Stunde haben sich in diese erträgliche Begleitung gellende Obertöne gemischt. „Ecco cerini, due cento due soldi!“ — noch ein Weilchen, und ein mit einemmal sich erhebendes wahnwitziges Geschrei: „Terzaaa Fieramoscaaa!“ (dritte Ausgabe des „Fieramosca“) umzingelt das Haus. Von allen Seiten des Quadrats her, über Anlieger und Hinterräume hinweg tönen die Rufe, kaum geschwächt. Bis über Mitternacht: „Terzaaa Fieramoscaaa“ ... Ich habe es mir entgehen lassen, einen Jungen von etwa zwölf Jahren anzuhalten und mich mit ihm bekannt zu machen. Sein hektisches Gesicht war gerötet, war förmlich leidenschaftverzerrt, wenn er an den Tischen der Cafés vorbeiraste, den dicken Pack unter dem Arme, ein Blatt wehend in die Höhe geschwungen — „Terzaaa Fieramoscaaa!“ — so rasch, daß ich nicht begriff, wie er überhaupt etwas absetzen konnte. Seine Stimme hörte ich im Bett aus allen andern heraus, er war am letzten Tage meines Aufenthalts nicht beruhigter als am ersten ... Welche Antriebe, fragte ich mich, können die Seele so peitschen, ohne daß sie abstumpfe? Not läßt die Kräfte erschlaffen; kann Pflichtgefühl, kann die Hoffnung auf eine winzige Tantième sie dauernd so in höchster Spannung erhalten? Drohendem Tod schien er enteilen, einen Triumph als Erster verkünden zu wollen. Auf welchem Posten, auf welche Weise der ungewöhnliche Junge wohl enden wird? ...

... Etwa von der neunten Stunde ab ein Gepolter, Zusammenstürzen gleichend, langsameren oder plötzlichen. Die Rollläden werden herabgelassen, geworfen, geschleudert, je nach dem Temperament des Mannes an der Schraube ... die Magazine beginnen, die Cafés sind die letzten, lange, lange nach Mitternacht. Beim ersten Schlage sehe ich vermöge meines preußisch geschulten Assoziationsvermögens Schutzmann und Notizbuch vor meinem geistigen Auge erscheinen, aber wir sind in Italien:

> Non è sua dura legge
> Nota a quell' alme in libertate avvezze,
> Ma legge aurea e felice,
> Che natura scolpì: S'ei piace, ei lice.
>
> (Tasso.)

Gegen 2 Uhr haben die Läden ihre Arbeit getan, die Fieramosca-Leute und der furiengejagte Junge haben irgendwo ein armseliges Lager aufgesucht; süße Hoffnung schmeichelt uns die Verse zu: Warte nur balde, ruhest du auch ...

... Wie lange wir wohl im fieberhaften Dusel gelegen haben mögen? Hörst du's dorten vom Turm? Im herrlichen Campanile Giotto's, hinter den inkrustierten Marmorwänden stürmt's mit mächtigen Glocken dem grauenden Morgen zu. Fleißigste, dann fleißige, schließlich alle Leute schnellen die Rollläden wieder in die Höhe — noch einige Kämpfe, dann erheben wir uns verstört vom Lager, um unser Frühstück einzunehmen und nach den Museen und Kirchen auszuziehen. Besuchsordnung ...

Können wir das alle Tage so fortsetzen, auch wenn allmählich die Macht der Gewohnheit unserem Schlafbedürfnis zum Siege verhilft? So lassen wir denn heute das Kloster San Marco liegen, dessen Hallen und Zellen Fra Angelico der Selige und Beseligende mit göttlichen Fresken geschmückt hat, um des Meisters langjährigen Wohnort zu besuchen, der droben den Gipfel jener Berge krönt. Zur Seite des Klosters geht die „Electrica“ ab; zunächst in der Ebene zwischen eleganten aber etwas staubig und nüchtern gelegenen Häusern, dann immer reizvoller rasch und in steilen Windungen hinan nach Fiesole, das ca. 220 Meter über dem Arno liegt.

Auf der großen „Piazza“ hält der Zug: eine Schar von Weibern hat die Ankunft der Fremden abgewartet, umringt sie und streckt ihnen ungestüm ihre Strohwaren entgegen. Zielbewußter und ruhiger ein Mann, den wir unter dem Haufen bemerkt: eine untersetzte, nußknackerartige Gestalt, die Augen hinter großen dunkelblauen Gläsern verborgen. Er tritt, während die Fahrgäste aussteigen, zunächst einige Schritte zurück, um einen Ueberblick über sie zu gewinnen, dann wählt er bedacht und rasch und redet uns an. Es ist Pietro, der alte Maurergeselle, den ein Schlaganfall vor wenig Jahren zu seinem Berufe unfähig und zum Archäologen gemacht hat. Warum sollte er sich von seinen selbst armen Kindern ernähren lassen, wenn er das Zeug in sich fühlt, die Bauwerke seiner alten römischen, ja sogar etruskischen Kollegen unserm Verständnis nahzubringen? Ohne sich aufzudrängen, laviert er uns sacht nach der gegenüberliegenden Seite des Platzes hin, wo das Plateau abfällt, überraschende neue Veduten nach dem Mugnone-Tale sich eröffnen, das „Teatro antico“ und die etruskischen Mauern an dem Abhang liegen. Pietro's Stimme ist durch den Schlaganfall stark vibrierend geworden, um so langsamer, nachdrücklicher und damit anscheinend selbstbewußter verbreitet er sich in starren, aber wohlgemeinten und nicht unverständigen Kommentaren über die Jahrtausende, operiert vertraut mit dem Imperatore Craudio (toskanisch für Claudio), mit

Lorenzo da Medici, dessen Villa dort auf den „holline“ (= „colline“) gelegen habe, Alles „per pratica“, „nicht aus Büchern“.

Wiederum auf die Piazza hinaustretend werden wir aufs Neue umringt: Fächer, Körbchen, Schiffe — Einkäufe schützen nicht vor neuen Angeboten; welche Plage! Plage? Aber darf es für den Botaniker Unkraut, für den Geologen Schutt, für den reisenden Sozialpolitiker so ohne weiteres „Bettelplage“ geben? Für ihn nicht, für den Nachdenkenden überhaupt nicht. Wie rasch ist die Plage verschwunden, wenn wir — „Tat twam asi“, Das bist du — den Standpunkt mit unserm Dränger wechseln und statt an das unschuldige Attentat auf unser Portemonnaie an die Leere in dem seinigen denken . . . wir werden schon auskommen, ob bei ihm ein Gleiches der Fall sein wird? Geärgerte Reisende, Arbeitgeber, Dienstgeber, improvisiert Enquêten, versetzt euch in eure vermeintlichen Widerparte: tout comprendre c'est tout pardonner und das meiste justifier obendrein. . . .

* * *

Wir können nicht gleich jetzt mit den Flechterinnen nach Hause gehn. Schon färbt sich der Horizont in den starken Tinten des südlichen Abendrots, schon beginnen die florentinischen Sommerfrischler auf dem Platze zu lustwandeln, Stühle herauszusetzen, zu plaudern.

Bei unserer Wiederkehr nach Fiesole am folgenden Tage manövriert Pietro genau wie bei unserer ersten Ankunft. Zurücktreten, vortreten, „Vuol vedere il teatro antico?“ . . . „Wir wollen heute lieber die Flechterinnen besuchen“. Ich gebe ihm eine ausführliche Erklärung meiner Absichten, so eine Art populäre Umschreibung der Strebungen der „deskriptiven Schule“, des „Vereins für Sozialpolitik“, der „arbeitsstatistischen Aemter“ . . . „Capisco, capisco — vuol comprare a buon mercato!“ (Verstehe, verstehe — der Herr will billige Einkäufe machen!“) . . . Die zweite Auseinandersetzung führt zu besserem Ende.

Die Flechterinnen wohnen zerstreut; nach rechts weit hinein in den Ort, nach links hinauf nach dem Franziskanerkloster zu, dort wo der Weg nach der „Bella Vista“ führt. Der Leser erinnert sich vielleicht dieses entzückenden Aussichtspunkts. Eine Bank steht oben von einem „egoistischen“ Engländer den reisenden Brüdern aller Nationen gewidmet.

Ai suoi fratelli viaggiatori di tutti i paesi un inglese 1872.

Das Häuschen, in welches wir eintreten, hat seinen Eingang

von der Rückseite über ein Höfchen, in welches die Eingänge zu noch einigen andern kleinen Häusern münden. Eine schlechte steinerne Freitreppe hinauf an den ersten Stock zur Eingangstür. Sie steht offen und fast die ganze Wohnung liegt vor uns.

Zunächst eine Küche, welche ihr Licht theoretisch durch zwei Fensterchen nach dem Hofe, in der Praxis jedoch durch die offene Tür erhält. Dann ein viereckiger, fensterloser, schiefbedachter Bettraum von 11—12 Quadratmetern; wiederum ein solcher von ungefähr gleichem Inhalt. Endlich ein rechteckiges Wohn- und Arbeitszimmer, von 4½ auf 2½ Meter, mit zwei Fenstern versehen, welches an den andern Räumen quer anliegt. Steinfließen überall, wie üblich; weiß getünchte Wände, oben mit schmalen blauen Streifen als Borde. Haustüre, Verbindungstüren und ein Fenster liegen in einer Linie; man blickt beim Eintreten wie in eine dunkle Röhre, die sich am unteren Ende nach dem Lichte öffnet. Auf dies liebe Licht schreiten wir zu, weil wir dort Frau C., die Hausmutter, bei ihrer Arbeit am Webstuhl zu begrüßen haben. Von ihrem Sitze aus schaut sie hinweg über die grünenden Abhänge, über Gärten und Villen, hinab in das weite Arnotal, hinweg über Florenz mit seinen Domen und Palästen: die Wiege moderner Kultur, deren klassischste Stätten und Reminiszenzen, die redenden Zeugen wohligen materiellen und seelischen Behagens von Jahrhunderten liegen zu ihren Füßen ... majestätisch kann man sagen, thront sie über alledem — — Der unbefriedigende Gang jener Kultur, der ihr und so vielen nichts oder gar wenig gebracht, wie viel fühlbarer wird er uns hier als etwa im weltentfernten, versteckten deutschen Gebirgsdorf . . . wie viel greller wirkt der Gegensatz!

Den Sozialforschern ist bekannt, wie leicht richtigem Entgegenkommen mit Wahrheit und Vertrauen erwidert wird: kaum je ist mir die Arbeit angenehmer gewesen als bei Frau C. Die 56jährige kränkliche Frau hat in ihrem Wesen etwas Ladylikes und Vornehmes, eine zarte Gestalt, feine melancholische Züge; mit ruhiger Stimme, gemessenen aber ausdrucksvollen Gesten antwortet sie präzis, hütet sich offenbar zu viel und zu wenig zu sagen. Der ungewohnte Besuch hat sie gar nicht stutzig gemacht; warum sollte sie fürchten, Auskünfte zu geben: „E la verità“ sagte sie ruhig. Umgekehrt bleiben auch Pietro's zeitweilige Ausspornungen: „Poveri! Poveri! Roba da Poveri“ (Arme Leuts-Sachen) wirkungslos. Ist das eine Kollegin jener ungestümen Fremdenverfolgerinnen auf dem Platze? Warum nicht? Ein günstiger Zufall hatte mich, wie nicht zu leugnen, zu

einer über dem sittlichen Durchschnittsniveau stehenden Frau geführt, während umgekehrt jene besondere Art des Gewerbetriebs auf den Charakter derer, welcher sie üben, in der Regel von nachteiligem Einfluß sein muß.

Die genaue Besichtigung ihrer Wohnstube erregt bei Frau C. keinen Anstoß. An der Längswand den Fenstern gegenüber die Wäsch-Kiste, in der Mitte der Stube und an der Schmalwand je ein großer roher unbedeckter Tisch. Eine ruinierte Kommode für das Arbeitsmaterial. Fünf, zum Teil zerrissene, Strohstühle. Keine Vorhänge, auch sonst kein Zimmerschmuck, nur etwa ein Heiligenbild auf rot behängtem Gestellchen und das Konterfei eines Bersagliere, Freund des Sohnes: photographierter Kopf auf bereitgehaltenes typisches Uniformbild gesetzt. Vogelkorb ohne Vogel. Von den Tischen ist der eine von einer Verwandten, die keinen Platz für ihn hat, hier eingestellt: der andere ist eigen, der Speisetisch. Es steht noch einiges Geschirr auf ihm: die charakteristische gebauchte Strohflasche mit einem Weinrest, ein zerbrochenes Salzfaß. Daneben vier Feigen.

Die Feigen auf dem Tische sind Reste von der Colazione des Mittag her; wir stehen jetzt kurz vor dem Abendessen, der Haupt- und ersten warmen Mahlzeit, die um 7 Uhr stattfinden wird. An ihr werden vier Personen teilnehmen: die Hausmutter, der Mann, ein 60jähriger Taglöhner, welcher Kalk trägt, ferner der Sohn, ein Steinhauer von 23 Jahren und endlich die 26jährige Tochter, welche eben noch draußen am Wege sitzt und Ware feilhält, aber bescheidener als die Weiber am Ankunftsplatz. Frau C. hat acht Kinder gehabt, wovon mehrere jung gestorben sind. Durch Vermittlung meiner Frau erhalte ich einen leidlichen Begriff dessen, was zum Abend bereitet werden wird: eine minestra con verdure e pomi d'oro. In eine irdene Schüssel wird Brot geschnitten, Paradiesäpfel kommen dazu, Wasser, Pfeffer und Salz, und dann, wenn es bald fertig gekocht, einige Tropfen Oel. Es wird das der dritte Imbiß heute im Hause sein. Morgens um 8 Uhr haben Frau und Tochter ein Glas Kaffee genommen: es ist das ein mit Gerste gemischter Kaffee. Der Mann nahm vor dem Weggehen um 6 Uhr des Morgens nur Brot, keinen Kaffee. Um 12 Uhr waren 3 Personen zu Tisch gekommen: Vater, Mutter und Tochter. Man aß Brot, wozu für 10 Centesimi Feigen (20 Stück) gekauft worden waren. Das Brot kostet 1 Lira per 3 kg; es sollen täglich 2 kg im Hause gebraucht werden.

Die Minestra von heut Abend kehrt mit wenig Aenderung außerordentlich häufig wieder, ab und zu mit Fleisch für 25 Centesimi

versetzt; des Freitags gibt es eine grüne Suppe. Eine ansehnlichere Quantität Fleisch, ein Pfund, wird Sonntags für die Minestra verwendet; außerdem erscheint dann noch ein halbes Pfund als eigenes Gericht: dasselbe wird mit Paradiesäpfeln und etwas Oel geschmort, mit Salz und Pfeffer gewürzt. Das verwendete Fleisch („barne"-carne) ist billiges Rindfleisch zu 45—55 Centesimi das Pfund. Immerhin, zumal es doch auch nicht ganz an dem Weine fehlt, eine abwechselndere und graziösere Kost als diejenige, welche ich bei manchen der mir bekannten deutschen Hausindustriellen getroffen habe.

Während des Geplauders über die Küche geht die Hausmutter nicht müßig. Sie flicht meiner Frau einen Fächer, der mit einigem andern, das mittlerweile für uns auf der Straße und in andern Häusern fabriziert wird, zugleich Andenken und Zimmerzierde, wie Belegstück für lohnstatistische Angaben werden soll. Der Fächer gerät allerliebst; eine schon vorgearbeitete breite abwechselnd rosa, strohgelb und moosgrüne breite Borde wird durch eine Strohrosette zusammengefaßt und mit Griffen versehen. Sehr nett ist auch die „Barca", die wir mitnehmen. Sie imitiert annähernd eine venetianische Gondel; der Hohlraum ist mit einem blauen seidenartigen Stoffe überdeckt und dient als Körbchen oder soll so dienen. Ein solches Körbchen wird den Fremden gewöhnlich für 1 Lira feilgeboten, den Namen „Fiesole" einzuweben, soll sich, wie die Leute behaupten „nicht rentieren". Ein Fächer, wie der unsrige wird ebenfalls für 1 Lira verkauft, auch für 90 Centesimi, wenn es sein muß. Auch eine geringere Sorte für 50 Centesimi wird gefertigt. Zu diesen Waren kaufen die Arbeiterinnen in Fiesole selbst das in verschiedenen Farben gefärbte Stroh, die Halme werden auf den umliegenden Hügeln gewonnen. Das Material zu einer Barca kommt auf 70 Centesimi zu stehen, zu einem besseren Fächer auf etwa 65 Centesimi, zu einem geringeren auf 35 Centesimi; der Verdienst stellt sich also auf 30, 35—25, 15 Centesimi, und da an der Barca 6 Stunden, an den Fächern 5—6 bezw. 2—3 Stunden gearbeitet wird, so stellt sich der Verdienst auf 5—6 Centesimi für die Stunde.

Dies wenigstens sind die glaubwürdigsten und übereinstimmendsten Angaben, die bei verschiedenen Besuchen in verschiedenen Familien erhalten wurden. Wie hoch der Tagesverdienst sich beläuft, hängt natürlich von der Zeit, welche die Arbeiterin aufwenden kann und von der Nachfrage durch die Fremden ab. Nur ein Teil der Flechterinnen Fiesoles arbeitet übrigens direkt für die Fremden, ein anderer arbeitet für die „Mercanti" (Fattorini?), im Winter

arbeiten sie alle für diese. Es scheint, daß der Verdienst sich alsdann, per Arbeitsstunde berechnet, wesentlich niedriger stellt, er dürfte wohl drei Centesimi nicht leicht überschreiten. Frau C. liefert dann spitzenartige Strohtressen, die nach einem für je 14 braccia festgesetzten und nach der Feinheit variierenden Preise bezahlt werden. Zu den Ausgaben für das „stehende Kapital" gehört noch die Anschaffung der Strohwebstühle; Frau C. besaß deren drei, von welchen jeder 8 Lire kostete.

Wie unser Fächer seiner Vollendung entgegengeht, hat sich die kleine Wohnung allmählich mehr gefüllt. Die „Padrona" des Häuschens, eine Florentinerin nebst ihrem Kinde, ist erschienen, die Frau, welche den Mietzins bezieht, der 55 Lire für das Semester beträgt. Sie kam aus Neugier, oder vielleicht nur Besuchens halber, denn das Verhältnis zwischen Mieterin und Hausherrin scheint ein sozial ziemlich gleichgestelltes zu sein. Mann und Sohn sind von ihrer Arbeit draußen nach Haus gekommen; jener, der Taglöhner, verdient z. B. 1,70 Lire per Tag, dieser 1,30 Lire; wenn er kann, gibt er seinen Leuten ab und zu fünf Lire ab. Andere in seiner Branche sollen sich besser stehen. (Land besitzt die Familie nicht.) Auch die Tochter kehrt von der Straße zurück und legt die letzte Hand an den Fächer an. Sie ist dann gern bereit, die Kisten zu öffnen und uns die Kleidung sehen zu lassen. Diese ist geringwertig und auch ziemlich nüchtern, letzteres namentlich bei den Männern. Vater und Sohn besitzen außer den Kleidungsstücken, die sie eben tragen, noch je einen Festtagsanzug, zwei Hemden und ein Paar Schuhe. Die Mutter sitzt in ihrer Werktagskleidung da: gestreifte rote Taille, braun und weiß geblümter kattunener Rock; über die Brust ist ein Tuch mit bunter Borte gesteckt. In den Kisten verwahrt sie noch einen Sonntagsanzug und ein Hemd; der Vorrat der Tochter besteht im wesentlichen aus zwei leichten Sommerkleidern und einem Winterkleid; das für den Sonntag bestimmte ist von roter Farbe. Sie besitzt zwei Paar Schuhe à 10 Lire das Paar; die Mutter nur ein Paar, da sie wenig geht.

Die Besichtigung der Kleidung hatte uns in die dunklen Schlafräume zurückgeführt, die wir anfänglich rasch durchschritten hatten. In jedem ein großes Bett: Mann und Sohn schlafen in dem einen, Frau und Tochter in dem anderen. Eiserne Gestelle mit zweiteiligen Weizen-Strohsäcken. Unterbetten mit Wolle, weiße Leintücher, wollene Decken. Hausrat hier noch verfallener als im Wohnzimmer. Zwei Strohstühle, ein Verwandten gehöriger Schrank, 2 schlechte

Kommoden, darauf ein ganzer und ein zerbrochener blauer Glasleuchter, eine kleine Oellampe „forma antica“ und eine andere, in welcher Petroleum (ca. 70 Cent. per Liter!) gebrannt wird. Verhältnismäßig zahlreiches, wenn schon schlechtes Toilettengerät, ein runder Waschtisch mit defekter Schüssel, ein Toilettenspiegel, zwei Wichsbürsten, eine Kleiderbürste. In der Küche ein gemauerter Herd mit großem Rauchfang, ein Schrank mit bunten Tellern, ein Tisch mit vier Strohflaschen, sechs Wassergläsern; einiges irdene Geschirr auf einem Wandbrett. Zwei lange Besen, zwei kupferne Henkelkrüge, ein Sack mit Bohnen. Wer die verschiedenen hin und wieder in der Finsternis herumhängenden Heiligen waren, wußten die Leute selber nicht genau. Sie gingen einfach und generell als „Santucci“. Kommt auch nicht weiter darauf an, meinte Frau C. „Sono stati martorizzati, e così facciamo noi“ — „sie sind gemartert worden und uns geschieht wie ihnen“ . . .

Wenn man unvorsichtig genug war, den löblichen Eisenbahnverwaltungen gegenüber sich irgendwie in seiner Reisefreiheit zu beschränken, ist es um erschöpfende Untersuchungen eine schwierige Sache. Immerhin gewann ich noch zu einem ferneren Besuche Zeit und fand mich bei den guten Leuten auch ohne Pietro zurecht, der überhaupt Lust zu haben schien, von der Sozialwissenschaft wiederum definitiv zur Archäologie zurückzukehren. Obschon er sich bei jener besser als bei dieser gestanden, nutzte er, wenn ich mich nicht irre, seine blauen Augengläser aus, mich zu übersehen. Ob er in den Ruf eines Wühlers gekommen, oder, wie das öfters geht, wegen Begünstigung der empfohlenen Familien von andern angefeindet worden war? . . . Bei einer Frau G. R. die ich u. a. besuchte, sah es ähnlich, doch noch bedrängter aus. Drei Räume: Vorraum, Küche und Schlafzimmer. In diesem, 16 Quadratmeter groß, schliefen sechs Personen: das Ehepaar nebst zwei Kindern in einem Bett, die alten Eltern der Hausfrau in einem andern.

* * *

Man müßte kein Deutscher sein, wenn man nicht, auch am Schlusse einer Reiseskizze, womöglich noch einige „Literatur“ angeben und dem farbig und lebendig selbst gesehenen Einzelnen die blassen aber allgemeinen Bilder der Statistik zur Seite setzen wollte. In Florenz selbst fanden sich bei den Buchhändlern keine vernünftigen Monographien über Fiesole, auch keine über die Strohflechterei vor. Daß ich die dicken Bände, welche mir die gütige Verwaltung der italienischen Statistik in ihrer weltbekannten Liberalität nun schon seit

Jahren über die Alpen schickt, nicht wiederum mit hinüber in das Hotel bei Via Calzajoli genommen, wird man dem Touristen verzeihen. Nunmehr sei nach dem neuesten „Annuario statistico“ beigefügt, daß in den Jahren 1884 bis mit 1894 durchschnittlich 9274 Zentner Halbfabrikat für Strohhüte und knapp vier Millionen fertige Hüte ausgeführt worden sind. In den bis jetzt erschienenen ca. 65 Heften der „Statistica industriale“ finden sich zerstreut mannigfache Angaben über die Strohflechterei, auf allerdings meist recht dürftigen Nachrichten der Handelskammern beruhend. Danach wird die „Industria delle treccie e dei cappelli di paglia“ ganz überwiegend betrieben in der Provinz Florenz; es folgen dann in weitem Abstand gebirgige Teile der Provinzen Vincenza, Ascoli Piceno u. a. Die Industrie trägt wesentlich den Charakter der Hausarbeit, des Nebenbetriebs bei der Landwirtschaft, wenigstens soweit es sich um die erste Herstellung der Stroh-Tresse handelt. Das Rohmaterial bildet gewöhnlich eine besonders geeignete Art Sommerweizen; grano marzuolo Märzenstroh. Die Besitzer oder Pächter der bepflanzten Grundstücke, heißt es in dem Bericht über die Provinz Florenz, verkaufen das Stroh den Faktoren (Fattorini); diese stellen es den Familien zu, um es in der Gestalt von Tressen oder auch Hüten zurück zu empfangen. Die Fabrikanten verfeinern dann beides, assortieren die Tressen für den Handel und bleichen, färben, modellieren und glänzen die Hüte. Die Zahl der Arbeitenden in der Provinz Florenz wurde von den Syndicis — jedenfalls nur sehr approximativ — auf 21312 angegeben, worunter 95 Prozent weibliche, 35 Prozent unter 15 Jahren. Die mittlere Beschäftigungsdauer im Jahre wurde, wohl zu hoch, auf 243 Tage geschätzt.

* * *

Im Augenblick, wo wir diese Zeilen endigen, hat der Strike — in wie weit er auch speziell Fiesole ergriffen, ist nicht gemeldet worden — allem Anschein nach bereits sein Ende erreicht und das Parlament hat beschlossen, über die Strohwarenindustrie und die Lage ihrer Arbeiter eine Untersuchung vorzunehmen. Er wird übrigens das Schicksal der meisten Beiträge zu italienischen Strikes sein müssen, nach deren Beendigung zu kommen. Aus zwei Heften der italienischen Statistik geht hervor, daß die italienischen Strikes von besonders kurzer Dauer sind: unter 1277 der Dauer nach bekannten Strikes zwischen 1878—1892 inkl. hatten nur 169 eine Dauer von über 10 Tagen. In einem interessanten Aufsatze in H. Braun's Archiv hat W. Sombart demgegenüber die Dauer der französischen Strikes

gestellt: von 918 (1874—87) 326 über 10 Tage. Der gleiche Autor hat auch auf die starke Beteiligung der **Frauen** an den Strikes in Italien hingewiesen und berechnet, daß 1879—91, annähernd 15 bis 16 Prozent der Ausständischen Frauen waren. Die Zahlen der neuesten Strikepublikation betreffend das Jahr 1893 sind noch frappanter: von 234323 Ausstandstagen fielen 102724 auf Ausstände von Frauen. Die höchsten Zahlen liefern die Filatrici in Piemont und der Lombardei, dann neapolitanische Tabakarbeiterinnen. Ueber Strikes in der Strohflechtbranche finden sich in der ganzen Statistik keine Data; freilich macht dieselbe, ein so verdienstvolles Unternehmen sie auch bildet, für ältere Zeiten auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch und wird erst neuerdings nach strengeren Methoden betrieben.

3.

Kinder des Südens.

Kinder des Südens . . . Darunter stellst du dir, lieber Leser, erwachsene Kinder vor: männliche, leidenschaftdurchwühlt, dolchbewaffnet; weibliche, mit blaßem oder gelbem Teint, das kohlschwarze Haar kokett arrangiert, im Herzen die nagenden Qualen der Eifersucht . . . aber ich meine bloß wahrhaftige Kinder, deren kluge Augen mich fragend anschauen und die unruhig werden in den Mappen und Kästen zwischen den Bildern von Kirchen- und Palastfassaden, Statuen, Plätzen und Veduten . . . Sie scheinen zu erraten, daß ich eine Schuld an sie abzutragen habe und in meinem Herzen zu lesen, daß ich schon lange weitere Kreise über sie ein wenig unterhalten wollte . . . Das möchte ihnen ja wohltun, zumal Parlamente und staatswissenschaftliche Seminare sich mit vielen von ihnen kaum beschäftigen dürften — ein wenig Teilnahme mag man immer gerne.

Wie sie sich plagten, da ich sie sah, und wie sie sich im Augenblicke plagen mögen, dem Fremden bald dienend, bald dem Einheimischen, zu Lande, zu Wasser, über und unter der Erde . . .

Da ist der wackere junge Portefaix Sadek ben Chalifa auf der Avenue de Paris zu Tunis, jener elegantesten Straße in dem modernen Viertel, welches die Franzosen vor die arabische Stadt gesetzt haben. Viel mehr als er am Leibe trägt, besitzt er nicht. Also nicht viel mehr als das Hemd, die Hosen, die Chechia (Fez) auf dem Kopfe und den braunen Sack, den er über die Chechia gestülpt hat und der ihm herab über den Rücken hängt. Außerdem noch eine Trikotjacke. Er hat das alles für etwa zwei und einen halben Franken gekauft, das meiste davon gebraucht: die Jacke im Suckh (Bazar), den Sack von andern Kindern, die Chechia von einem Soldaten. Das Seil, das ihm unter dem Sacke hervorlugt, das Tragseil im Werte von etwa 18 Sous, gehört ihm nicht eigen: er arbeitet

— wenn er Arbeit findet — mit geliehenem Kapital.

Ich habe Sadek nicht als Lastträger kennen gelernt, sondern als den gewöhnlich vordersten unter der Schar jugendlicher Verkäufer der Dépêche Tunisienne, die aus der Rue de Constantine des Morgens herauskommen: „La Dépêche! La Dépêche!“ Dann pflegte ich ihn spät abends wiederzusehen, langsam schreitend, gravitätisch wie in einer Prozession . . ., die dunkeln Augen funkeln unter der braunen Kapuze, hoch über sein Haupt hinausragend trägt er einen mächtigen, roten Papierlampion: „Folies bergères, Clotûre de la saison“. Gewiß, nirgendwo in ihrer Urheimat werden Europens leichtgeschürzte Schauspiele gleich ernst und würdevoll angezeigt.

Seit einigen Abenden hatte ich ihn vermißt und heute Morgen hatte ich ihn auf den steinernen Stufen vor einem Laden sitzend gefunden, klug, treuherzig und aufmerksam um sich schauend, wie gewöhnlich, aber ohne den Zeitungsbündel unter dem Arm. Heute ist er nichts anderes als Portefaix und hat nichts anzubieten als guten Willen, kräftige Aermchen und das Tragseil. Warum? Weil auch um Zeitungsjunge zu sein, man nicht auf dem platten Boden stehen, sondern immer schon einige Schritte die soziale Leiter hinauf gemacht haben muß. Man muß einen Franken für 25 Exemplare vorzulegen haben, dann kann man an jedem Stück einen Centime verdienen. Ohne Franken keine Exemplare, und Sadek ist schon einige Tage ohne Franken. Darum lebt er zur Zeit auf dem Fuße „südlicher Genügsamkeit“. Morgens 9½ Uhr Zitroneneiswasser nebst Brot, mittags 12 Uhr gekochten Mais, zubereitet mit Paprika, Oel und Zitrone, nebst Brot, abends 6½ Uhr Brot. Das Getränk kostet 1 Sou, das Maisgericht 2 Sous, das Brot allemal 1 Sou. Im ganzen 6 Sous; in besseren Tagen dürfte er mindestens 10 Sous verbrauchen.

Und warum, lieber Freund, wandelst du seit einigen Tagen nicht mehr mit dem roten Riesentransparent? Noch immer haben ja die Folies bergères mit der angedrohten Clotûre keinen Ernst gemacht. Und der Lampiongang war doch einträglich; es gab 15 Sous, wofür freilich schon vor einbrechender Dunkelheit, bereits um 4 Uhr, begonnen werden mußte.

Häusliche Mißhelligkeiten, wenn man so sagen darf, sind an Sadeks unfreiwilliger Arbeitseinstellung schuld.

Sadek steht im Augenblick mutterseelenallein in der Stadt Tunis. Der Vater, der Getreidegeschäfte auf dem Markte von Tunis vermittelt hatte, starb vor drei Jahren. Seitdem lebt die verwitwete

31jährige Mutter bei dem Onkel in einem Dorfe bei Gabes mit dem einen kleinen Mädchen, das ihr neben Sadek von sechs Kindern übrig geblieben ist. In einigen Wochen will sie dem Sohn nach Tunis folgen und sich mit dem Auflesen der gefallenen Körner und Halme bei der Ernte einen Erwerb schaffen. Mittlerweile aber bewohnt Sadek mit noch einigen andern Arbeitern ein trauriges Junggesellenloch, zu dem nur einer derselben, ein Dunkelfarbiger, den Schlüssel hat. Kam nun Sadek nach vollendetem Lampionmarsche spät vor die geschlossene Pforte, so mußte der Schwarze öffnen und es gab häufig Szenen. Und darum hat Sadek, eingeschüchtert, für einige Zeit den einträglichen Rundgang aufgegeben.

Wir lassen uns von Sadek nach dem Gewölbe führen: ein weiter Weg aus dem pariſiſchen Tunis hinein in das orientalische, durch belebte Kaufstraßen, in denen sich eine bunte, teilweis prächtig gekleidete Menge drängt, dann durch immer engere und engste Gäßchen, mit immer niedriger werdenden Häusern, die sich von den dazwischenliegenden Mauern kaum abheben. Winkel um Winkel bilden diese Gassen, die wenigen in ihnen sich bewegenden Menschen sehen wir erst, wenn sie dicht vor uns stehen. Das vermehrt den Eindruck des Oeden; echte Traumstraßen, in denen man sich unruhig als Verirrten empfindet, in denen man alle Augenblicke wider Mauern, die den Weg versperren, zu rennen glaubt.

Wir stehen vor Sadeks Wohnung. Sadek hat uns nicht getäuscht. Es ist nicht möglich einzudringen. Der Schwarze hat den Schlüssel und ist nicht zur Stelle. Es dauert längere Zeit bis er gefunden wird.

Jetzt öffnet sich die kleine, schwere Türe. Wir haben einen Raum vor uns, welcher offenbar früher als Gewölbe gedient hat, ungefähr 4 Meter lang, 5 Meter tief und 2½ Meter hoch; also 50 Kubikmeter; im Hintergrund noch eine Art Nische von etwa 4 Quadratmeter Flächeninhalt. Kahle Wände, kahler Boden, das Licht fällt von der Straße her durch zwei kleine, hoch über der Erde angebrachte Fenster in das Gewölbe. Das eine derselben ist mit einem nicht kunstlosen eisernen Gitterwerk versehen; Gitterwerk und Türen sind übrigens auch an richtigen tunesischen Wohnhäusern meist die einzigen Fassadenteile, an welchen einige Kunst entfaltet ist.

Unter den Personen, die in dem Raume hausen, ist eine die vornehmere; ihr gehört eigentümlich die mit Sackleinwand und einem Kissen belegte Bank zu unserer Linken. Die drei übrigen Insassen schlafen in der Nische; dort das traurige Lager, auf dem der ver-

spätete Sadek mit den Nebenliegern seine Kämpfe bestanden haben muß, während gleichzeitig unten im modernen Tunis das von ihm verkündete Programm der „Folies bergères“, insonderheit Meyerbeers Gnadenarie, unter Beifallssalven in die Nacht hinaus erklang... Jenen der Genuß und ihm das Ungemach... Den Boden der Nische bedeckt eine zerrissene Matte, darüber alte Säcke. Ueber einem ausgespannten Seile hängen unkenntliche Lumpen; Sadeks Decke, deren er sich nachts bedient, auch dabei.

Jeder der Insassen zahlt monatlich einen Franken Mietgeld.

Der Leser hat jetzt so ziemlich alle Budgetposten Sadeks kennen gelernt: Nahrung ungefähr 12 Francs, Wohnung 1 Franc, Kleidung wenige Centimes monatlich. Für „Reinlichkeit und Körperpflege“, wie wir als Statistiker sagen, nichts. Sadek hat mir das Bassin gezeigt, in dem er gratis baden kann. Es mag ihm nicht allzu oft möglich sein, die Zeit zum Bade zu gewinnen, und deshalb wird er, so adrett er übrigens im ganzen aussieht, doch, wenn die Füße nicht ganz zweifellos sind, wie er sagt, in die Moscheen nicht eingelassen. Dann muß er Allah außerhalb, so gut wie es gehen will, dienen; mit reinem Herzen, wie ich von ihm überzeugt bin, wenn auch nicht ohne Staub auf den nackten braunen Füßen.

Als ich Sadeks Wohnung verlassen, sah ich noch einmal zurück: der Neger blickte mir nach. Er hatte den Arm erhoben, die Faust geballt und rief mir erzürnte Worte nach. Die Ueberzeugung war in ihm aufgedämmert, daß mein Besuch nichts anderes als die Vorbereitung auf einen von mir beabsichtigten demnächstigen gewaltsamen Einbruch gewesen sei.

Eine stattliche Schar von Kindern arbeitet in den tunesischen Städten als Marktträger, eine registrierte Zunft, jedes mit dem Blechschild und der Nummer auf der Chechia. Am Arme hängt der große, aber leichte und elastische taschenförmige Tragkorb. Kaufst du Proviant ein, so sind sie zur Hand; ab und zu improvisieren sie sich wohl auch zu Fremdenführern und sind wie die übrigen jugendlichen Führer nicht immer die schlechtesten. Ich bin unter diesen Araberknaben mit dem gelblichen Teint und den funkelnden Augen vielen sehr geweckten begegnet, merkwürdigerweise auch solchen, die etwas Schulbildung besaßen, arabisch lesen konnten und sich — im Verkehr oder in der Schule — ein fließendes Französisch angeeignet hatten. Auch unser Sadek las in meiner Gegenwart arabisch, er hatte als Kind eine arabische Schule besucht, allerdings nicht regelmäßig. Dem angenommenen kleinen Führer schließen sich dann während des

Ganges noch kleinere an; auch Mädchen. „Deine Mutter heißt wohl Kaduscha," sagte ich zu einer Kleinen in der heiligen Stadt Kerwan (Kairouan). „Marabu" (Weiser, Heiliger) riefen in scherzhafter Bewunderung die übrigen. Ich hatte den Namen getroffen, was bei dessen Häufigkeit übrigens nicht so wunderbar war.

* * *

Nach zwei berühmten Punkten führen die Dampferlinien, welche Tunis mit Sizilien verbinden: nach Marsala im Westen und über Malta nach Syrakus im Osten. Mit Syrakus als Landungsstelle springt man sofort mit beiden Füßen in das griechische Altertum: Trümmer von Tempeln, von Befestigungen, von Theatern, die Steinbrüche, in welchen die athenienfischen Gefangenen dahinsiechten, heute mit der herrlichsten Vegetation bedeckt. Die Quelle der Arethusa. Sie ist jetzt allerliebst eingefaßt, am Meeresufer, vertieft gelegen; Aloe und kleine Palmen umstehen sie, dichte geschmeidige Papyrusstauden neigen sich über ihren Spiegel. Und siehe, jetzt erscheint sie uns, die Nymphe aus Elis; sie erhebt aus der Tiefe des Bornes ihr Haupt, trocknet ihr grünliches Haar — viridesque manu siccata capillos — erzählt von ihrer Liebe. Wie sie vor Alpheus floh, schon berührt ihr Haar der Hauch seines Mundes . . . Hilf Dictynna! Und ringsum von dem Leib entrinnen ihr bläuliche Tropfen . . . Aber auch Alpheus wird wieder Strom, um die Verwandelte zu verfolgen. Unter der Erde rieselt sie vor ihm fort, eilig gen Ortygia, wo Diana sie an die Lüfte emporzieht. Wir blicken träumerisch hinab und hinüber über die Bucht und wieder hinab — — Vielleicht auch, die Nereide erscheint uns nicht, dafür aber Carpinteri Giovanni, welcher uns schon lange beobachtet hat und sich nunmehr unserer Begleitung zugesellt.

Giovanni hat sich schon manche Freunde unter den Fremden erworben. Wenn der Münchener Herr, welcher ihm das Lesebuch geschenkt hat, diese Zeilen zu Gesicht bekommen sollte, mag er sich sagen, daß er mit seiner kleinen Gabe ein sehr gutes Werk getan hat. Giovanni bewahrt das Buch mit Stolz, er zeigt es den Fremden und hat hineingeschrieben:

Se questo libro volete rubare,
La spada al fianco dovete portare,
E se il mio nome volete sapere:
Carpinteri Giovanni al vostro piacere.

Zu deutsch:

Wer räuberisch nach diesem Buche begehrt,
Muß sich umgürten mit seinem Schwert,
Meinen Namen will ich ihm nicht verhehlen:
Carpinteri Giovanni zu seinen Befehlen.

Unsere Schuljungen bezeichnen ihre Bücher weniger bedrohlich und heißblütig . . .

Giovanni, $13^1/_2$ Jahre alt, sollte noch zur Schule gehen, aber „motive di famiglia“ halber — das ist die übliche Entschuldigungsformel — erscheint er kaum mehr daselbst, sondern lugt nach den Fremden aus. Die Mutter ist krank, der Vater, Eisenbahnarbeiter, verdient 1 Franc 80 Centimes täglich. Von den fünf Geschwistern leben noch drei, ein kleines Brüderchen verunglückte; es wurde vom Bahnzug überfahren, und ein älteres fand beim Versuch, den gefährdeten Jüngeren zu retten, gleichfalls seinen Tod. Giovanni wird wohl der gelehrteste in der Familie bleiben; sein 12jähriger Bruder ist Maurer und mag von der Schule gar nichts wissen. Was Giovanni verdient, gibt er den Eltern ab und behält nur 2—3 Soldi zurück, um sich dafür als echter kleiner Italiener Cigaretten einzukaufen.

Wie in Girgenti (Agrigent) der 10jährige Giacomino unter meine Führer geraten, kann ich kaum selber sagen; seine eigene Tüchtigkeit war es, mit der er sich emporbohrte und unvermerkt an die Stelle des älteren, lässigeren Bruders setzte. „Domani mattina voglio fare il guida io stesso“ hatte er mir zugerufen mit jenem silbernen Kinderstimmchen, wie sie von der Bühne her mit hellem Klange uns so sehr zu Herzen dringen; mit diesem Tone kontrastierte komisch das selbstbewußte Air, mit dem die Worte gleichsam als eine zu meiner Beruhigung erteilte Versicherung vorgetragen wurden. Und nun sitzt er allerzeit auf dem Kutschenbock und springt herbei, wenn der Schlag geöffnet wird und legt das kleine Händchen in meine Hand, um mich hinauf, herab die Hügel zu geleiten, wo die Ruinen der hehren Tempel der Concordia und der Juno in die blauen Lüfte ragen. O, er fürchtet sich nicht vor der Archäologie, und der staatliche Custode, der auf den steinernen Stufen sitzt, mag sich vorsehen, daß er die Konkurrenz bestehe. „Io so tutto, tutto!“ Und sind das nicht auf den Kern der Sache eingehende Erklärungen, wenn er den Tempel „una chiesa migliore“ benennt und auf die Frage, wer ihn errichtet, flugs antwortet: „I muratori!“ Darin liegt moderner Geist, welcher zu sozialen Betrachtungen führt . . .

Armer Giacomino, der du mit mir im rosigen Lichte gewandelt

bist, ob dich nicht heute schon der schwarze Schlund verschlungen hat? Du bist auf einem gefährlichen Boden geboren: Die Hölle der Kinder öffnet hundert Rachen in diesem Bannkreis. Brüder und Kameraden werden dich hinabziehen zu sich in die Unterwelt. In deinem Köpfchen regt es sich mächtig, und die Kenntnisse, welche du in den wenigen Stunden, welche man dich zur Schule gehen ließ, angesammeltest, möchten andere herbeiziehen, möchten sich ausdehnen; deine Augen streben zum Lichte und die Nacht harrt ihrer . . .

Als ich von Girgenti abfuhr, standest du am Schalter und drangest in mich, für dich ein Billet zu lösen, und dich mitzunehmen: dein Vater hatte dich offenbar angestiftet . . . an wie vielen Ertrinkenden fährt das Schiff des Reisenden grausam vorüber! Ob dein Vater meinen Vorstellungen, dich weiter lernen zu lassen, folgen wird? „Mi piace la scuola", hast du ja gesagt und warst der beste unter deinen Kameraden. Ob er dir die Berufswahl, wie er mir versprach, freigeben wird? Ich bezweifle es fast. Auf seine alten Absichten wird er zurückkommen und dich zum „Zolfo" schicken.

Girgenti bildet eines der Hauptzentren jenes großen Beckens, welches fast $^{9}/_{10}$ des auf der gesamten Erde gewonnenen Schwefels liefert. Dies Becken, 3000 Quadratkilometer im Umfang, bedeckt die Provinz Caltanissetta fast gänzlich, die Provinz Catania in ihrer westlichen, die Provinz Girgenti in ihrer östlichen Hälfte und ragt auch noch nach Nordost mit einem kleinen Ausläufer in die Provinz Palermo hinein. Ungefähr 500 Minen sind auf diesem Gebiete in Tätigkeit, Minen freilich von sehr verschiedener Bedeutung, technisch wie ökonomisch auf sehr verschiedene Weise betrieben. Die meisten tätigen Minen finden sich in der Provinz Girgenti. 1890 zählte man daselbst 234, dann folgte die Provinz Catania mit deren 190, Palermo mit 29, Caltanissetta mit 27. Dagegen war der Ertrag der Minen in Caltanissetta durchschnittlich 1527, in Girgenti nur 542 Tonnen im Jahr [1]).

Zu den Girgenti nächsten Minen gehören diejenigen von Santa Lucia und San Antonio. Sie zu erreichen, fahren wir durch das Valle dei tempi. Wiederum ruht unser Blick mit Wohlbehagen auf den Zeugen herrlicher, vergangener Kunst da oben zu unserer Linken, wendet sich dann, im abwechselungsvollen Bilde der anderen Seite zu, hinunter nach dem blauen Meere gen Porto Empedocle. Jetzt noch schweift er über grüne Abhänge. Aber allmählich wird der

[1]) Nach Mitteilungen von Riccardo Travaglia bei Jessie W. Mario in der Nuova Antologia 1894.

Boden ringsum grauer, die Vegetation hört auf. Ueber uns wölbt sich der Himmel in unveränderter Heiterkeit, aber die Luft, bis dahin rein, wenn schon glühend, wird geschwängert mit stechenden Gerüchen. Die Gerüche rühren von den Calcheroni her, den Meilern schmelzenden Schwefels: ein leichtes Rauchsäulchen steigt aus jedem von ihnen auf. Die Fahrstraße ist langsam, aber unerbittlich gestiegen; jetzt noch ein Klimmen zu Fuße und wir stehen vor kaum mannshohen schmalen Oeffnungen, von denen aus hunderte von „Stufen" in die Tiefe führen. Den Schlünden entsteigen Kinder, ab und zu auch Erwachsene; auf dem gebückten, entblößten, nur mit einem Stück Sackleinwand geschützten Rücken eines jeden lastet der große, schwere zu Tage geförderte Schwefelstein. Denn fast oder gänzlich nackt sind sie sämtlich, die Kleinen wie die Großen: schweißbedeckt wie die Pferde, welche uns zur Stelle gefahren haben. Nachdem ich es versucht, einzelne Gruppen mit der Camera zu fixieren, umdrängen sie mich alle, die erwartete Gabe in Empfang zu nehmen, unsinnig, zweckwidrig; mühsamst schafft mir mein Begleiter Ellenbogenraum, aber noch immer streckt sich ein unentwirrbarer Knäuel von Händen nach mir aus: Hände, denen es nicht möglich ist, anzusehen, mit wem sie zusammengehören, sie sind wie ineinander geflochten; es ist als ob Verunglückte nach Rettung ringen.

Auf dem Rückweg geht ein kleiner Zug von Kindern neben meinem Wagen her nach Girgenti; es ist morgen Feiertag, Frohnleichnamstag. Die Besinnung ist ihnen jetzt wieder zurückgekehrt, es läßt sich ganz schön mit ihnen plaudern, besonders mit Vincenzo, offenbar dem geistigen Führer der Gesellschaft.

Die Kinder haben jetzt Toilette gemacht für den Weg. Barchenthemd, Hose, Weste, alle bis auf eines auch Schuhe und Strümpfe. Jacke oder Röckchen, angezogen oder im Bündel über den Arm getragen. Auf dem Kopfe gewirkte Käppchen, in welche sie, uns zur Schau, ihre Grubenöllämpchen stecken. Denn so leuchten sie sich unter der Erde bei ihrem Auf- und Abmarsch: jedes zweite Kind steckt sein Lämpchen auf.

Ich habe die kleine Gesellschaft am Nachmittage bei mir in Girgenti aufmarschieren lassen und in ein Verhör genommen. Das folgende Tabellchen läßt sich nach ihren Angaben zusammenstellen:

(Siehe die Tabelle auf S. 291.)

Ich will nicht sagen, daß man unter allen Umständen ohne weiteres für die Auskünfte, die man von den kleinen Carusi erhält, die Hand in das Feuer legen dürfe (Caruso, sizilianisch gleichbe-

	Angegebenes Alter	Geht in die Minen seit?	Ging in die Schule wie lange?	Kann lesen?	Kann schreiben?	War vorher?
Alfonso	12 : 3	2 Monaten	Vom 6.—7. Jahr	Nein	Nein	Schuhmacher.
Antonino	12 : 6	6 Monaten	3 Monate in seinem 10. Jahr	Nein	„firmare“ [1])	Schuhmacher seit dem 10. Jahr.
Carmeno	14 : —	5 Monaten	Nie	Nein	Nein	Hirt seit dem 8. Jahr.
Vincenzo	14 : —	2 Jahren	Nie	Nein	Nein	Backsteinarbeiter seit dem 8. Jahr.
Giuseppe	14 : —	2 Jahren	Nominell vom 6.—8. Jahr	Nein	Nein	Schuhmacher seit dem 8. Jahr.
Caloggero	15 ca.	2 Jahren	Abendschule	Nein	„firmare“	Schuhmacher seit dem 8. Jahr.
Pietro	17 : 2	9 Jahren	Nie	Nein	Nein	Seit dem 8. Jahr bereits in den Minen.

deutend mit ragazzo, Bezeichnung für alle, die erwachsenen wie die kleinen Träger). Meine sieben Gewährsmännchen antworteten zwar mit bewundernswürdiger Raschheit und Präzision, aber sie wären, wie mir schien, Mannes genug gewesen, nicht nur rasch des Wahren sich zu entsinnen und ihm Ausdruck zu geben, sondern auch blitzschnell im geeigneten Falle die vorteilhaft scheinende Unwahrheit zu handhaben, energisch, naiv und skrupellos. Es war einmal ein Moment, während dessen die Meinung entstand, die Kinder würden erst nach einem abermaligen Erscheinen von mir entlohnt werden; das konvenierte dem erwachsenen ehemaligen Minenarbeiter nicht, in dessen Begleitung sie gekommen waren. „Es ist ein Unglück in der Mine geschehen, soeben hat der Capo-maestro (Werkführer) sagen lassen, der Feiertag morgen falle aus; die Kinder können nicht noch einmal wiederkommen.“ Ich habe den Arbeiter kein Wort zu den Kindern sagen hören, aber im Nu war die Parole begriffen. Durch einen Blick, eine Lippenbewegung muß sich jener dem geistigen Haupte der kleinen Schar, dem 14jährigen Vincenzo verständlich gemacht haben, ein Blick von diesem auf die Kameraden und die Verschwörung war fertig; stumm, undurchdringlich. Indes in den Angaben, welche sie dem Obigen zufolge geliefert, liegt keinesfalls etwas, das man der Uebertreibung nach der ungünstigen Seite hin verdächtigen könnte. Die Provinz Girgenti ist nahezu diejenige Provinz Italiens, in welcher

[1]) Bloß den Namen schreiben.

es mit der Schulbildung am übelsten aussieht; 1893 wurden unter 100 männlichen Eheschließenden 69,4 Analphabeten angetroffen; es ist gewiß nicht anzunehmen, daß die Minenkinder über dem Durchschnitt stehen sollten. Umgekehrt möchte ich es für nicht ganz ausgeschlossen halten, daß der eine oder der andere meiner Carusi noch jünger war, insbesondere aber, daß er in noch jüngerem Alter zu den Minen gegangen, als er ausgesagt. Dies würde mit einer Beobachtung der Frau Jessie White Mario [1]) übereinstimmen. Mehr als einmal gaben ihr die Kleinen, wohlvertraut mit den durch die Gesetze vorgeschriebenen Grenzen und in Furcht vor den Eltern und den Hauern, mehr Jahre an als sie in Wahrheit zählten [2]). Eine Messung der Kinder, welche ich persönlich vornahm, ergab die folgenden Resultate:

	Angegebenes Alter	Körpergröße in cm	Mindermaß gegen die von Pagliani bei wohlhabenden Kindern in der Provinz Turin gefundenen Maße	Mindermaß gegen die von Pagliani bei armen Kindern in der Provinz Turin gefundenen Maße
Alfonso	12 1/4	134	5	0
Antonino	12 1/2	132	8	3
Carmeno	14 ca.	132	18	8
Vincenzo	14 ca.	135	15	5
Giuseppe	14 ca.	139	11	1
Caloggero	15 ca.	145	12	3
Pietro	17 : 2	137	27	14

Also vergleichsweise sehr niedrige Maße! Aber das muß freilich nicht notwendig auf zu hohen Altersangaben beruhen; will man ja doch auch bei den konskribierten Minenarbeitern ein Zurückbleiben im Wuchse beobachtet haben.

Wie viele Male des Tags die Kleinen in die Tiefe steigen? Sie gaben sämtlich an, zwölfmal des Tags; die jüngeren machen, wie sie sagen, nicht weniger Touren wie die älteren, sondern schleppen nur mindere Gewichte. Für An- und Aufstieg rechnen sie zusammen 3/4 Stunden, was mit hiervon unabhängig erhaltenen Mit-

[1]) a. a. O.

[2]) Nach Gesetz vom 11. Febr. 1886 sollen Kinder nicht vor vollendetem 9. Jahre zu Arbeiten in Bergwerken; zu Arbeiten unter Tage jedoch nicht vor vollendetem 10 Jahre verwendet werden. Der bekannte Abgeordnete und Statistiker Dr Colajanni bemerkt mir hierzu in einer gütigen, privaten Mitteilung: „Die gesetzliche Altersgrenze für die Carusi ist 9 Jahre, jedoch sollen sie die Schule bis zur zweiten Elementarklasse besucht haben. Eine armselige Bestimmung! Und dennoch wird sie nicht in acht genommen.“ —

teilungen [1]), wonach die tägliche Arbeitszeit 8 Stunden betrage, sehr gut stimmt und nur um einige Minuten zu hoch abgerundet scheint.

Unter den 21 585 im Jahre 1890 bei den Minen unter Tag beschäftigten Arbeitern sollen sich damals 13 908 Carusi, unter diesen wiederum 4681 unter 15jährige befunden haben. Auf jeden Hauer entfallen im großen Durchschnitt knapp 3 Carusi: im einzelnen um so mehr, je tiefer die Arbeitsstelle ist. Der Hauer, meist im Akkord arbeitend, entlohnt den Caruso, wie er selbst entlohnt wird; also wo maschinelle Förderung besteht, nach Wägelchen, wo die Förderung auf dem Rücken („per spalle“: auf den Achseln), nach einem bestimmten, nicht überall gleichen Maße, der sog. „cassa“ oder Bruchteile derselben (in Girgenti „sedicine“ Sechzehntel). 1890 wurden noch $^4/_5$ des Gesamtproduktes, in der Provinz Girgenti gar 93% des Produktes „per spalle“ gefördert. Seitdem hat die maschinelle Förderung, wenn auch in sehr beschränktem Maße, zugenommen; ihrer weiten Verbreitung stehen vornehmlich im Wege der kleine Umfang vieler Betriebe und der mangelhafte Zustand des geltenden Rechtes. Die fast im ganzen übrigen Italien geltende, auf sehr radikalen Grundsätzen beruhende Gesetzgebung vom 25. Nov. 1859 ist in Sizilien nicht eingeführt. Das herrschende sizilianische Bergrecht spricht dem Grundeigentümer sehr absolute Rechte zu und erweist sich damit als ein schweres Hindernis rationeller Ausbeutung überhaupt und derjenigen Reformen insbesondere, welche korporative Vereinigung zur Voraussetzung haben würden.

Von unseren sieben Carusi förderten die drei jüngsten ihrer Aussage nach $^1/_2$, die drei älteren 2, der älteste $2^1/_2$ sedicine täglich (a spalle). Sie dürften pro cassa 12—$12^1/_2$ Lire erhalten, im Durchschnitt also pro effektiven Arbeitstag ca. 1 Lire 42 verdient haben. Ihr Brot erhalten sie für die Woche von zu Hause: $^3/_4$—1 Kg. pro Tag; was sie im übrigen konsumieren, kaufen sie täglich für 20—30 centesimi von dem Hauer: Käse, Teigwaren (paste), Zwie-

[1]) Gemeint sind hier mündliche örtliche Mitteilungen. Nach einer Tabelle, welche Caruso-Rafà nach der Revista del servizio minerario zusammenstellt (La questione siciliana degli zolfi, Torino 1896 p. 93) hätte sich in den Jahren 1890—94 die Arbeitszeit in den Schwefelminen überhaupt zwischen 6 bis 10 Stunden bewegt. — In der Regel wird nicht die ganze Woche hindurch gearbeitet. Jessie W. Mario begegnete einer wöchentlichen Arbeitszeit von 30 Stunden; die Arbeiter behaupteten, sie gingen absichtlich nicht hierüber hinaus, um Ueberproduktion zu vermeiden. Hr. Dr. Colajanni schätzt in seinen gütigen privaten Mitteilungen das Maximum der wöchentlichen Arbeitszeit der Hauer gegenwärtig auf 35 Stunden.



beln, Konserven von Paradiesäpfeln, Salz.

Während der Woche kampieren die Kinder auf Strohlagern bei den Minen; die Häuslichkeit, welche ihrer harrt, wenn sie zu ihrer Familie zurückkehren, dürfte häufig nicht viel anmutiger sein.

Ich besuchte einen Picconiere (Hauer) in seiner Wohnung zu Girgenti: zwei kellerartige Räume (monatlicher Mietpreis 5 Lire), kahle Wände, nackter, nicht geplatteter Fußboden. Der vordere dieser Räume, in welchen wir zunächst eintreten, erhält sein Licht nur durch die Türe; wir müssen aber diese Türe schließen und verriegeln, weil eine unbescheidene, ungestüme Menge mit uns eindringen will. Damit wird der Raum verfinstert, wir müssen uns in den zweiten zurückziehen. Auch in diesem herrscht jetzt nahezu Dunkelheit, denn die Menge auf der Straße, um nichts von dem zu verlieren, was wohl jetzt bei dem Picconiere vorgehen mag, umdrängt und beengt das einzige kleine Fenster dort oben, von welchem sonst dieses Gelaß seinen spärlichen Tag erhellt. Von diesem Fenster lassen sie sich nicht wegweisen, so unwillige Worte auch der alte Picconiere zu ihnen hinauf rufen mag. Man glaubt offenbar, ein Goldregen werde sich hier ergießen; auch der Picconiere, sonst einen rechtlichen Eindruck machend, hegt sichtlich hochgespannte Erwartungen . . . mehr noch lauert der ehemalige Minenarbeiter, welcher mich eingeführt hat und der sich jedenfalls eine hohe Provision von dem Picconiere ausbedungen . . . eine mir ungewohnte, nicht erquickliche Szene: hat man doch im allgemeinen bei dergleichen Unternehmungen, sobald nur die Arbeiter gewahren, daß man sich ernstlich für ihre Lage interessiert, mehr mit deren Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit als mit deren Eigennutz zu kämpfen.

Es gibt in Sizilien in Dörfern oder Vorstädten genug ebenerdige für unsere Begriffe kellerartige Wohnungen, die nun aber einmal darauf berechnet sind, daß während der schönen Jahreszeit, d. h. fast das ganze Jahr hindurch, die unmittelbar in den Wohnraum führende Haustür weit offenstehe; diese Wohnungen sind öfters nicht ohne Schmuck, und wenn so das volle Licht in sie hineinfällt, auf irgend ein glitzerndes Glaswerk oder auf die künstlichen Blumen und Heiligenbilder auf der Kommode, während die Familie so lange es angeht, vor dem Hause sitzt, so gewähren sie mitunter einen Eindruck, welcher nicht unfreundlich ist. Die Gasse indes, welche unser Picconiere bewohnt, zeigt einen ausgesprochen proletarischen Typus, und äußerste Verkommenheit herrscht in dem Interieur, das uns umgibt. Der hintere Raum mit dem steinernen Herde für Kohlen ent-

hält lediglich eine eiserne Bettlade mit elendem Bettwerk, der andere wiederum ein Bett, fünf Strohstühle, eine geliehene Kommode, zwei kleine Kisten, in denen sich der dürftige Kleidervorrat befindet, (Mann und Frau besitzen höchstens zwei Exemplare von jeder Sorte, also zwei Hemden, zwei Paar Strümpfe u. s. f.) endlich einen runden Tisch, auf dem wenige und verwahrloste Eßgeschirre stehen. Der Hauer, 55 Jahre alt, berechnete seinen Tages-Verdienst, wenigstens den gewöhnlichen, sehr niedrig; andere Berechnungen, welche mir in Girgenti aufgestellt wurden, möchten dem dort üblichen näher kommen. Nach letzteren wurden per „cassa" 20—22 Francs dem Hauer gezahlt, hiervon von diesem den Carusi gegeben 12 bzw. $12^1/_2$ Francs. Tägliche Förderung $^4/_{16}$ bis $^6/_{16}$ cassa im Maximum. Dies führt auf $2^1/_2$ Francs bis höchstens $3^1/_2$ Francs pro Tag, ein Satz, von dem nun noch mindestens 40 Centimes täglich für das Oel in den Lämpchen der Carusi und das Schleifen der Pike abgerechnet werden müssen [1]).

Als wir das Haus des Picconiere verließen, konnten wir uns nur mit Not und Gewalt durch die herandrängenden Menschen Bahn verschaffen: in der armen Gasse füllten sich die Balkone und an den Fenstern erschien Kopf an Kopf.

[1]) Eduard Rod in der Kosmopolis vol. XI teilt eine Berechnung für Hauer, die mit Wägelchen arbeiten, mit, welche auf ca. 2 Francs führt. Dr. Colajanni dagegen in dem erwähnten Schreiben meint, daß ein mit Carusi arbeitender Hauer augenblicklich (1899) im Maximum mehr als 3 Frs. erzielen könne. — — Die Angaben über den Verdienst der Hauer in den Druckschriften sind größtenteils auf zwei Quellen zurückzuführen: auf die Rivista del servizio minerario und auf Angaben der Ingenieure des R Corpo delle miniere. Auf jenen fußt Caruso-Rasà in dem zitierten Buche; nach letzteren stellt das Annuario statistico schon seit Jahren Uebersichten zusammen. Die Zahlen bei Caruso-Rasà betreffen alle sizilianischen Provinzen, die im Annuario nur die Provinz Caltanissetta Obschon nun letztere Provinz keineswegs schlechter gestellt sein dürfte als die übrigen, und obschon die Zahlen bei Caruso-Rasà Durchschnittslöhne, die des Annuario — wenigstens teilweise — Maximallöhne sein sollen, so sind doch die Zahlen Rasàs durchweg höher als diejenigen für die gleichen Jahre im Annuario. Die Ursachen dieser Abweichungen zu ermitteln, ist, da die sehr abstrakten Zahlen ohne die Unterlagen ihrer Berechnung mitgeteilt werden, nicht möglich. Die detailliertesten Angaben unter denjenigen der Annuarii sind vergleichsweise diejenigen des Annuario von 1895 pro 1892. Zuverlässige konkrete Einzelermittlungen von Löhnen aus neuerer Zeit mit Angabe von Einheitspreisen, Tagesquanta u. s. w. scheinen in empfindlicher Weise zu fehlen. — Weit verbreitet ist bei den sizilianischen Minen das Trucksystem, welches den Hauer nötigt, seinen Bedarf zu häufig sehr übertriebenen Preisen der Bottega zu entnehmen.

Das fashionableste Café von Girgenti befindet sich vor dem Hôtel Gellia. Gellias war einer der reichsten Bürger des alten Agrigent. Er besaß, wie Diodor erzählt, einen in Felsen gegrabenen Keller, welcher 300000 Amphoren Wein enthielt. Seine Sklaven erwarteten an den Stadttoren die ankommenden Fremden, um sie in das Haus ihres Herrn zu führen, wo eine großartige Gastfreundschaft ihrer harrte: einmal soll er fünfhundert syrakusanische Edelleute samt Gefolge beherbergt haben. O Trinacria, o Groß-Griechenland, Länder der eingebildeten, aber auch der wahrhaft großen Erinnerungen, Länder des Hoffens und des Verzagens. . . . Sich an eurer Vergangenheit zu erwärmen, brauchen wir noch nicht einmal in das graue Altertum zurückzusteigen, wir brauchen uns nur unserer eigenen Jugend zu erinnern; welche Episode hat unsere Herzen höher schlagen lassen als der Garibaldizug, wie haben frühere Generationen zugejubelt deinen Kämpfen gegen die Tyrannis. In hunderten von Inschriften rühmst du dich mit berechtigtem Stolze deiner Taten. Dürftest du doch nur auf deine Gegenwart stolzer sein! Entmutigung beherrscht weite Kreise: Verwaltung und Verwaltete schleudern sich gegenseitig ihre Anklagen zu.

Ich denke mir die Sklaven des alten agrigentinischen Krösus, welche die Fremden einholten, besser aussehend als den elfjährigen armen Raimondo, welcher heutzutage für das Café vor dem Hôtel Gellia die Tische stellt und die Gläser und Tassen putzt. Aus Lumpen und Schmutz lugt ein charakteristisches Kinderköpfchen, so ein echtes Murillogesicht mit Stumpfnäschen heraus. Raimondo hat eine eigene Methode, er fordert nicht, er suggeriert. Nicht gewalttätig in uns eindringend, sondern ganz still vor sich hin flüstert er, so oft er an unserem Tische vorbeikommt, die Worte: „Cinque centesimi“ und der Gedanke, ihm fünf Centesimi zu geben, steigt in uns wie aus unserem eigenen Innern stammend auf. Raimondo, elf Jahre alt, besucht die Schule nicht; wie er angibt, weil man zu arm sei, Bücher und Papier zu kaufen. Er will später Kellner werden. Ich ließ mir von ihm gegen eine Abschlagszahlung versprechen, daß er einige Tage sein Geflüster einstellen möchte. Er hielt sein Wort und warf mir bei jeder widerstandenen Versuchung einen zufriedenen und verständnisinnigen Blick zu. —

Das war einmal ein gelungener pädagogischer Versuch; man wird aber oft nicht den Mut oder die Lust haben, solche Versuche anzustellen. „Mi muoro di fame“ ist das Feldgeschrei von Tausenden italienischer Kinder von der norditalienischen Tiefebene ab, bis

herab zum afrikanischen Meere und bis hinüber nach Tunis, zu den Kindern der dort zahlreich wohnenden Sizilianer. Das ist nun freilich Redeformel, aber oft genug steckt doch hinreichend böse Realität hinter dem Worte.

In Tunis, in Sizilien und in verschiedenen süditalienischen Städten umlagern diese Kinder förmlich die Restaurationen und Cafés, um sich von den Bissen, welche die Verzehrenden übrig lassen, zu nähren. Man möchte anfangs einen Menschen nicht so erniedrigen, um ihn wie einen Hund mit den Tellerresten zu füttern. Man denkt auch an Naschhaftigkeit. Die mag wohl mit im Spiele sein. Aber es bleibt doch wahr, daß der zugeworfene Fetzen Brot sofort auf dem Platze gierig verzehrt wird, und ich kann das elende Weib nicht vergessen, das am Strande in Palermo die übrig gebliebene kalte Karbonade in Stücke teilte, jedem der Kinder eins in den Mund steckte, und dann den kleineren Rest selber aß. Die Kellner sind vielfach darauf gezogen, diese Kinder -- und die Bettler überhaupt — zu verscheuchen; in Salerno war dafür eine besondere Persönlichkeit angestellt — ein Bettler, der die Reste im Privilegium selber aß.

Das heiterste „mi muoro di fame" erklingt in gewissen Dörfern des Golfs von Neapel als Begleitarie zu artistischen Produktionen.

„Bello signore
Bella signora
Mi muoro di fame"

singen sie dort in einer Art daktylischen Rhythmus und tanzen dabei vor den dahintrabenden Pferden her. Ein kleines reizendes Blondinchen von vielleicht zehn Jahren tanzte mit ganz besonderer Leidenschaft, die vollen Aermchen wie eine Ballerina mit erstaunlicher Grazie hin- und herwiegend.

Ja, alles, alles lassen sie spielen, die Kleinen in ihrer Jagd nach dem Soldo: Ernst und Scherz, Grazie, List, eine Ausdauer sondergleichen. Die eifrigen Cerinekinder (Wachskerzchenverkäufer) kennt jedermann. Dem größten Meister in dieser Branche bin ich jedoch im 7jährigen Giovanni zu Palermo im Garten des Teatro Vittorio Emmanuele begegnet. Giovanni hat einiges Kapital in das Geschäft zu stecken: er geht nämlich nicht zerlumpt einher, sondern sauber, in Matrosentracht. Auf diese Weise macht er sich umgangsfähig und tritt zunächst als Kind schlechtweg, nicht als Handelsmann auf. Man sieht plötzlich über Tischhöhe einen Kinderkopf erscheinen, ein kleines Kinn schiebt sich auf die Tischplatte vor, kluge Aeuglein blicken mit Interesse nach den Schüsseln . . . ganz unge-



zwungen und selbstverständlich entspinnt sich eine Konversation, in deren Verlauf die bisher verborgen gehaltenen Händchen mit einigen Schachteln Cerine zum Vorschein kommen „Ne vuol?“ Jemanden, den man persönlich kennen gelernt, kann man unmöglich ein Geschäft von zwei Soldi abschlagen. Greift der Fremde zufällig irgend eine der englischen, griechischen, argentinischen oder bleiernen Münzen, die er in Süditalien, so lange er noch Neuling, allabendlich in seinen Taschen — wie durch Zauber hineinpraktiziert — vorfinden wird, gleich wird Giovanni ihm numismatische Aufklärungen geben, das böse Stück phlegmatisch zurückschieben: „È falso“ flötet das feine Stimmchen. Dann wird noch etwas vom Tische zum Naschen acceptiert, wobei wir gewahren, daß der junge Handelsmann noch nicht alle Zähne gewechselt hat. Giovanni besitzt übrigens ein kleines hölzernes Servierbrettchen, das er manchmal an Achselriemen vorn auf der Brust trägt, wie ein wandernder Konditor und auf das er seine Schachteln zum Feilbieten stellen kann: Damit sieht er putzig aus, aber er hat offenbar gefunden, daß er am besten tut, womöglich ganz in Zivil zu erscheinen und das Brett auf einem benachbarten Tische außer Sehweite zu lassen. Die Mutter hält sich während Giovannis Geschäftswanderung mit dem Hauptvorrat vor dem Wirtsgarten auf.

In dem Dorfe Nicolosi am Fuße des Aetna bei Signore Liotta verlebten wir einige sehr originelle Stunden. Herr Liotta, das lehrt der Verkehr mit ihm und sein Fremdenbuch, ist einer der liebenswürdigsten unter jenen Wirten, welche Originale sind und die auch wissen, wozu dies gut sei. Sein Albergo ist ungewöhnlich sauber, in dem kleinen, nach dem Platze zu offenen Gastzimmer erglänzt das Geschirr; auf dem runden Tische unter einem koketten roten Flor, welcher die Fliegen abhält, liegen appetitliche Früchte. Das hat die anmutige Teresina wohl nicht bloß unseretwegen so arrangiert; daß aber Rosario Liardo, ihr Musiklehrer, lediglich in Erwartung unseres Besuchs gekommen, ist zweifellos. Wie ihm wohl von diesem Besuche Kunde ward? Aber so ist es ja in Italien und besonders in Sizilien. Unsere Gedanken werden gelesen, von dem Lesenden ohne Draht an Hunderte von Personen depeschiert, und diese Hunderte sind auch sofort wie auf unsichtbaren Rädern zur Stelle, um mit uns, was wir gedacht zu erörtern, um sich selbst, manchmal auch uns zu nützen. Vor dem Café in Catania schrieb ich einmal eine Postkarte und besann mich über einen Ausdruck. Ich fand mich im Augenblick von einer kleinen Schar Leute umringt, welche mir Rat-

schläge gaben. Womit ich mich ihnen verraten hatte, weiß ich nicht, so wenig, wie ich verstehe wie sie anderwärts wußten, wann meine Zigarren zu Ende waren und mich in dem Laden, den ich betrat, erwarteten, um vom Händler als angebliche Vermittler Provision zu beziehen.

Während die Pferde zum Ritt auf die Monti Rossi gesattelt werden und wir unser Frühstück nehmen, beginnt Rosario auf der Geige zu spielen und Liotta begleitet ihn auf der Mandoline, den Blick in Unterwerfung und Verzückung auf den Meister gerichtet. Mittlerweile stauen sich die Menschen immer dichter vor der Osteria an.

Die Kleinen unter ihnen sind offenbar gerüstet, uns zu begleiten. Nun geht es hinaus zum Orte, vorüber an jener Stelle, wo sie im Jahre 1886 die Santarelli aufgestellt. Sant' Antonio da Padova und Sant' Antonino mit dem Antlitze nach dem herannahenden Lavastrome gekehrt: sie sollen ihn beschwören und ihm Einhalt gebieten . . . in der Tat, die Lava gehorchte . . . Hinauf jetzt zu Pferde die erst 1669 vulkanisch entstandenen Berge . . . Sie ragen 250 Meter über dem Dorfe empor.

Aetna-Ginster

„Or ti riveggo in questo suol di tristi
Lochi e dal mondo abbandonati amante
E d'afflitte fortune ognor compagna

zitieren hier die Reiseschriftsteller nach Leopardi. Das Lavageröllе wird immer unausstehlicher, die Sonne sendet glühende Strahlen. Ein gräulicher Ritt. Kinder, Kinder, warum trabt ihr hinten nach? Sie antworten nicht, sie fordern aber auch nicht. Oben angekommen, belehrt man uns, daß es ratsamer sein dürfte, bergab zu Fuße zu gehen; nun sinken wir neben den Pferden in die Lava ein. Mit schwarzem Staube bedeckt, langen wir erlöst wieder im Tale an, und nun stürzen die Knaben auf die schmutzigen Schuhe, sie zu säubern, die Mädchen haben vorher schon Sträuße überreicht . . . einer Kupfermünze zu Liebe haben sie den Auf- und Abstieg mitgemacht.

Graziös, wie viele fordern, wissen sie auch nicht selten zu danken. Jenes „Buon viaggio Signore!“ machte uns wirklich Freude, das uns aus dem Munde einer winkenden Kinderschar auf der Straße von Amalfi nach Sorrent plötzlich nachhallte; die Kinder hatten eigens einen Felsenvorsprung aufgesucht, um unseres Wagens noch einmal ansichtig zu werden. Wir haben dann auch wirklich eine gute Reise gehabt. Nicht so unser Koffer, der gleichzeitig zur See von Palermo nach Neapel reiste. Er wurde säuberlich geöffnet, ausgeplündert und

ebenso säuberlich wieder verschlossen. Die Schiffahrtsgesellschaft lehnte unter den merkwürdigsten Ausflüchten jede Haftbarkeit ab; sie würde sogar — wäre nicht die Einmischung des deutschen Generalkonsuls gewesen — am liebsten zur Offensive übergegangen sein. Ich hatte eine unendliche Lauferei in der Sache: Polizei, Prätor, genaue Feststellung meiner und — wie in Italien üblich — meiner Vorfahren Persönlichkeit; leider nicht Feststellung der Persönlichkeit der Diebe. Mein alter treuer neapolitanischer Kutscher, welcher mich täglich abgeholt und mit dem ich jetzt meine Rechtstouren mache, wird auf einer derselben von Gesindel bedroht, gerät in Furcht und erscheint nicht wieder. In die Zeitungen bringe ich nur mit Not eine knappe Notiz des Vorfalls . . . O, warum haben Sie sich nicht früher an mich gewandt, sagte mir vor meiner Abreise ein neapolitanischer Kaufmann mit ernstlichem Bedauern. Ich würde Ihnen geraten haben, ruhig zu sein und nichts zu tun — — Kinder des Südens!

4.

Ein Agrarkommunismus an der Waterkant.

(Von Westerland nach Rantum. — Anblick des Dorfes. — Zensus. — Alt-Rantum. — Die Wohnungen. — Beim Kojenwärter und beim Gemeindevorsteher. — Die Flur und ihre soziale Verteilung. — Die Gemeindeländereien. — Allmendwesen. — Dünenhalm und Dünenbefestigung. — Im Schulhaus. — Die gemeine Weide. — Ansässige Tiere und fremde Kostgänger. — Bilanz der Gemeinde. — Das Hansen-Museum und seine Kustodin.)

So gut bin ich als Badegast noch selten für einen Abstecher vorbereitet gewesen, als für den Abstecher, den ich in einem der letzten Sommer auf der Insel Sylt von Westerland aus nach Rantum unternommen habe. Hatte ich doch vorher in Westerland nach amtlichen Akten und nach den Erzählungen ältester und junger Leute eine förmliche Volkszählung eben dieses Rantum aufgenommen, für jedes Häuschen, jeden Einwohner einen besonderen Zettel angelegt ....

Damit will ich mich nicht gerade berühmen. Rauschende Vergnügungen zogen mich nicht ab: unsere norddeutsche Seebadeküste ist keine Riviera und nichts rauschte als die Brandung an dem ernsten Strande, über welche kein Boot mit munteren Touristen sich hinauswagt, nichts als der Regen, der wider die Scheiben der Lesehalle fiel. Auch was ich dort las, war nicht aufregend. Badeblätter, im Austausch erhalten, jedes den Ruhm seines Ortes singend, bildeten das Gros des Lesevorrats ....

Ich hatte ferner nicht gerade einen weltstädtischen Zensus aufnehmen müssen. Vielmehr war diese fast nördlichste Gemeinde unseres Vaterlands — Rantum — zugleich vielleicht dessen liliputanischste.

Aber gerade darin lag ein besonderer Reiz. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge eines solchen Gemeinwesens unter die Lupe nehmen zu können — obendrein eines Gemeinwesens, das durch Jahrhunderte in einem schweren Kampfe mit den Elementen gelegen hat, eines halb kommunistischen Gemeinwesens last not least ....

Die Gestalt der heutigen Insel Sylt wird zuweilen mit der eines lateinischen T verglichen. Im senkrechten in das Wattenmeer hineinragenden Teile die größeren Orte Keitum, Archsum, Morsum. Im wagerechten von Süden nach Norden gestreckten, zwischen Wattenmeer und Nordsee liegenden Strich meist Dünenlandschaft. Im Schneidepunkt beider Striche Westerland.

Vergnügungsdampfer führen den Badegast in oft sich wiederholenden Fahrten von Westerland nach dem Norden der Insel, nach dem Listland. Dort die großartigste Landschaft. In nichtendenwollenden Zügen Dünenreihen hinter Dünenreihen, zu stattlichen Höhen bis zu 120 Fuß aufragend. Keine „nordische Schweiz" dieses Listland, gewiß nicht, aber immerhin eine „Impression" hervorrufend ganz ähnlich derjenigen, welche man in gewissen Partien einer Hochgebirgstour empfängt. Gleiche Einsamkeit, gleiches Herantreten von fortwährend zu überwindenden Hindernissen, Unübersehbarkeit der vor uns liegenden Aufgaben, gleicher Farbenwechsel: grüne Weidestrecken, weiße Sandflächen, die im grellen Sonnenschein ganz wie Schneefelder erscheinen. Und über die öden Täler und Höhen unter dem blauen Firmament schießen pfeilschnell die Vögel weg . . . .

Kein Dampfer fährt nach der in der südlichen Halbinsel (Hörnum) belegenen Dünenlandschaft. Keine Erfrischungsbude in derselben wie auf dem Listland. Man mietet in Westerland einen Wagen mit kräftigen Pferden, nimmt Proviant in den Wagen und fährt hinaus zum Orte, vorüber an vereinzelten stattlichen Bauernhöfen mit steinumwallten Gärten. Darauf bald über grünen Boden, bald über schlechten Weg, das blaue Wattenmeer dicht zur Linken, die Dünen zur Rechten, so lange bis die Dünen die ganze Breite der immer schmaler zulaufenden Insel einnehmen und uns den Weg versperren. Wohl 14 Kilometer weit. Ausgestiegen, noch ein wenig weiter nach Süden marschiert und in einem Dünentalkessel, dem sog. Gartdähl (fries. für Großtal) gelagert, zwischen den ausgespannten Pferden und dem weidenden Vieh. Man hat auch vielleicht schon während der Wagenfahrt einmal Rast gemacht im Wirtshaus der kleinen Ansiedlung, der einzigen in der südlichen Halbinsel überhaupt, ohngefähr 7 Kilometer von Westerland entfernt. Diese kleine Ansiedlung ist Rantum.

So macht es der Badegast und so machte auch ich es im Beginn meines Aufenthaltes. Dann aber kam die Arbeit mit den Akten und den Zetteln und wieder ging es mit dem Gefährt dem Meere entlang: nicht der Natur, sondern den Menschen gilt der Besuch.

* * *

Jeder Weg, den man zum zweiten Male zurücklegt, erscheint kürzer. Siehe, da kommt sie schon heraus, die Miniaturgemeinde: im Wagen aufgestellt, den Hals ein wenig gereckt und wir übersehen sie nahezu alle, die sechs einstöckigen Häuslein, ohne Rest. Sie liegen — schematisch gesprochen — in vier Reihen, die man sich hintereinander vom Wattenmeer zu den Dünen gezogen denken würde. Im Vordergrunde, links, der Gastwirt . . . vor dem Hause ein paar weiße Tische und Bänke, die sich gefällig von dem grünen Wiesenteppich abheben: den haben wir ja schon neulich besucht. Hinter ihm, also südlich — wir sind ja von Norden nach Süden gefahren — in Einer Reihe drei Häuschen: am Nächsten dem Wattenmeer der ortsgewaltige Gemeindevorsteher und Strandvogt, rechts von ihm X., der eine Tante des Gastwirts zur Frau hat, nebst verheiratetem Sohn. Immer noch in derselben Reihe, aber noch näher zu den Dünen das kleine Schulhaus mit dem Lehrer. Wiederum hinter dem Gemeindevorsteher der Strandarbeiter Y. und hinten, ganz südlich, in vierter Reihe, dort wo der Boden immer enger zwischen Wattenmeer und Dünen sich durchzwängt, Z. der Kojenwärter, Schwager des Gastwirts. Sämtliche Häuschen wenden uns ihre Fronten zu. Die Flanken sind nach Ost und West (dem Meer, bezw. den Dünen) gekehrt: Sylter Bauweise, welche den Stürmen möglichst wenig Angriffsfläche bieten soll.

Nun unser „Zensus“.

Es gab in Rantum (1896)

1) Wohnhafte Familienmitglieder:
   7 Ehemänner
   7 Ehefrauen
   5 Knaben
   8 Mädchen.

2) Wohnhaftes Gesinde:
   Knecht und Magd des Gastwirts
   5 Dienstjungen (meist Verwandte und Pflegesöhne der Familien, für welche sie arbeiten.)

Sonach gesamte Wohnbevölkerung 34 Personen.

Davon „vorübergehend abwesend“ 1 Frau und 5 Mädchen (in Westerland während der Saison beschäftigt). Rest 28 Personen anwesende Wohnbevölkerung und zwar Männlein 18, Weiblein 10.

Ich gedenke heute Nacht als „vorübergehend Anwesender“ in Rantum zu bleiben und hoffe auf freudige Aufnahme. Aber die (obenverrechnete) blondlockige, blauäugige Magd weist mich zunächst

zurück: die typischen blauen Augen und blonden Haare des Friesen zeigen ja durchaus nicht immer ein weiches Herze an, und stahlhart war der Blick der Hünin, als sie mir bedeutete, daß mir bereits ein anderer „vorübergehend Anwesender“ zuvorgekommen sei. Das einzige Fremdenzimmer des Wirtshauses hatte ein junger kgl. Beamter der Strandbefestigung inne. Die herbeigerufene Wirtin, weniger blond, aber mehr bei der Sache interessiert, sagt mir jedoch das Sofa im Gastzimmer zu.

Ortsanwesende Bevölkerung in der kommenden Nacht — mit Einschluß eines Matrosen auf Besuch — demnach 31 Personen, die, wenn wir beide, der Strandbeamte und ich, abreisen werden, um $6^1/_2$ Prozent sich vermindern wird.

Noch steht die Sonne ziemlich hoch am Himmel, laßt uns die Häuschen genauer mustern, mit den Insassen, denen wir begegnen werden, plaudern. Wie viele Jahrhunderte hindurch mögen diese Stellen sich herabgeerbt haben in den gleichen Familien — von dem Flecke, wo stürmende Fluten die Vorfahren — ach wie oft! — hinweggerissen in Nacht und Tod, weichen die Enkel nicht ....

Ist dem so?

Nicht völlig.

Romantisch düster ist die Geschichte der Insel Sylt, auch diejenige der Gemarkung Rantum ist es; die der Ansiedlung, *wie wir sie vor uns sehen*, ist dagegen *eine moderne Geschichte*.

Die Chronisten und manche neuere Schriftsteller, welche ihnen gefolgt sind, stellen, bis 1204 zurückgehend, lange Register von Sturmfluten auf, durch welche zunächst die Insel Sylt gebildet worden sei, indem sie sich (1362) aus ihrem Zusammenhange mit Amrum und Föhr (oder gar mit dem Kontinent) gelöst habe; sie berichten von Reihen verschwundener Ortschaften und Kirchen und konstruieren in Worten und Karten sogar eine Topographie der Insel, welche uns den Zustand derselben um 1240 darstellen soll. Indes, das Meiste des Vorgebrachten, soweit es das Mittelalter betrifft, scheint entweder mit Recht bestritten, oder mindestens nicht erwiesen werden zu können. Zweifellos, daß hier fortwährend ein, manchmal tragischer, Kampf der Menschen mit den Elementen stattgefunden; in Dunkel gehüllt bleiben jedoch die Einzelheiten und Ergebnisse dieses Kampfes. So wird z. B. jenen Nachrichten über die Trennung Sylts von Föhr und Amrum gegenüber auf eine Urkunde verwiesen, welche bereits 1141 von Sylt als von einer Insel spricht[1]). Und jenes alte Orts-

[1]) Registriert in *Thorkelins* Diplomatarium Arna-Magneanum I, p. 246.

verzeichnis, auf welches man sich für Beschreibung der Insel um 1240 stützte und welches insbesondere von dem Mathematiker Johannes Meier für Anfertigung seiner Karten in Dankwerths Landesbeschreibung (1652) benutzt worden ist, kann seinen Zusammenhang mit älteren Zeugnissen nicht erweisen[1]).

Daß insbesondere ein Rantum oder Alt-Rantum benanntes Dorf jemals plötzlich durch eine Sturmflut zerstört worden sei, ist meines Wissens nirgends bezeugt.

Wohl aber war es das Schicksal des Dorfes, im Verlauf der Zeiten durch die von der Nordsee her immer weiter heranrückenden Dünen sozusagen vor sich hergeschoben zu werden — südostwärts — bis hart an den Rand des Wattenmeers.

Hierbei Verwüstung von Acker- und Wiesenland und Zerstörung von Häusern durch den Sandflug, Wegzug von Ansässigen nach Westerland und den Norddörfern, Abnahme der Hausstellen. Nachrichten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts geben deren Zahl auf 35—40 an, solche aus der zweiten Hälfte sprechen von 28—22 (22 im Jahre 1791.) Nach handschriftlichen Einträgen der Küster von Westerland waren es

Ende 1801	17 Hausstellen	mit	53	Personen	über 5	Jahre
Ende 1810	13 „	„	42	„	„ 5	„
Ende 1820	14 „	„	36	„	„ 5	„

Dann wiederum nach gedruckten Angaben:

1848 7 Hausstellen (mit der Schule),
1861 6 „ (ebenso).

Die heutige Ansiedlung steht in Howen, die — jetzt verschwundene — Kirche des älteren Rantum stand in oder bei Rantuminge

[1]) Die Angaben der Chronisten sowie die Meier'schen Karten sind bereits in den älteren Jahrgängen des „Staatsbürgerlichen Magazins“ mehrfach in Zweifel gezogen worden. — Neuerdings besonders zu beachten der eingehende Aufsatz von Dr. Reimer Hansen in Oldesloe „Beiträge zur Geschichte und Geographie Nordfrieslands im Mittelalter“ im 24. Band der Zeitschr. d. Gesellschaft f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Geschichte (1894.) Hansen nimmt an, daß das gedachte angeblich alte Ortsverzeichnis überhaupt erst von Meier selbst aufgestellt worden sei. Im gleichen Bande berichtet Hansen über einen Aufsatz Loridsens, welcher sich in der Historisk Tidsskraft 6 mit dem gleichen Gegenstand beschäftigt hatte. Loridsen zeigt, daß man bereits um 1440 über das frühere Vorhandensein einer angeblich viel größeren Zahl von Kirchspielen auf Sylt als der damals noch vorhandenen vier sehr im Dunkeln war. — Heute beträgt die Anzahl der auf Sylt noch vorhandenen Kirchspiele nach dem Eingehn von Rantum als Kirchspiel drei.

ohngefähr tausend Schritte nordwärts von ihr[1]). Keines der Häuschen, zwischen denen wir jetzt herumspazieren, reicht in das vorige Jahrhundert zurück und keines steht an einer Stelle, die bereits im vorigen Jahrhundert bebaut gewesen wäre. Als das älteste derselben, das Gasthaus, 1818 errichtet wurde, waren sämtliche heute bebaute Stellen noch unbebaut. Und keiner der heutigen Besitzer vermöchte wohl eine ununterbrochene Reihe männlicher Ahnen als in Rantum ansässig nachzuweisen. Häufige Besitzübergänge auf weibliche Nachkommen und damit auf auswärtige Familien[2]), auch Verkäufe.... Beispielsweise: der Gemeindevorsteher hat sein Haus von seinem Schwager käuflich erworben, dieser aber war nicht Rantumer Abkunft, sondern Sohn eines Norwegers aus Bergen, der mit einem Kriegsschiff nach Sylt kam, 1810 in Rantum heiratete und, wie es heißt, Vater von 21 Sprossen ward . . .

Genealogische Nachforschungen über Rantumer Familien sind übrigens, wie ich mich überzeugt habe, nicht ganz einfach angesichts des geringen Aufschlusses, welchen die Pfarrarchive geben und des Umstandes, daß in den älteren Zeiten die Familiennamen Patronymika waren. Lesen wir in einer Chronik von einem Nis Taken, so pflegt dies nicht der Vater eines jüngeren Taken, sondern der Vater eines Tak Nissen (Nissen = Sohn des Nis) zu sein, welcher Tak Nissen wiederum einen Sohn Nis Taken (Sohn des Tak) besitzt u. s. s.[3]).

Im Interieur der Häuschen, nach alledem, viel weniger Altertümliches als in zahlreichen Bauernhäusern an andern Stellen der Insel, in Anlage sowohl als in Ausstattung. Jenen blauweißen Delfter Kacheln mit biblischen und humoristischen Szenen, Windmühlen, Hütten, Landleuten in der Tracht des 18. oder 17. Jahr-

[1]) Folgendermaßen reihen sich von der Westerländischen Grenze ab die Gewanne nach Süden aneinander:

Mersk, Rantuminge, Hehm, Howen, Tatjem, Klein- u. Großvlieh, Hörnum.

[2]) Auf Sylt galt das Nordstrander Landrecht ohne Hilfsrecht mit seiner Bevorzugung der Söhne, insbesondere des jüngsten Sohnes. (Siehe Esmarch, das im Herzogtume Schleswig geltende bürgerliche Recht. Schleswig 1846 p. 327 ff. und Tabellen. Nicht ganz übereinstimmend mit diesem Falck, Schw.-Holst Privatrecht 1825, I, 426). Der Erbgang auf Rantum soll übrigens meist durch Verträge und Testamente geregelt worden sein.

[3]) Die unveränderte Beibehaltung von Geschlechtsnamen ist durch Verfügung vom 8. November 1777 angeordnet, wohl aber nicht so bald zur Gewohnheit geworden.

hunderts, buckligen Männchen, grotesken Knäbchen begegnen wir nur in der „Pesel" (guten Stube) des Ortsvorstehers; im übrigen sind die recht nüchternen Zimmer in den Häusern unserer Insulaner tapeziert oder getüncht, höchst sauber, aber ziemlich schmucklos. Von vielen Decken hängen Glaskugeln herab, die einmal angeschwemmt kamen.

Das entfernteste Häuslein ist vielleicht das zierlichste, adrett, glänzend, niedrig freilich wie die andern auch (ich maß in der Regel Zimmerhöhen von cirka 2.10 Meter) [1]). Darum macht auch der Mann, der hier herbergt, wenn er so groß und stark heraustritt aus der Türe, der Höhe und Breite nach sie nahezu versperrend, einen unheimlichen Eindruck. Wie ein Oger. Und der Eindruck ist am Platze. Der Mann ist von Beruf Kojenwärter. Ein Kojenwärter ist ein Mann, welcher Tiere züchtet, damit sie an ihren Kameraden zu Verrätern werden — die Lockenten an den Krickenten — und welcher mitunter Tausende von Krickenten an einem einzigen Tag mit eigener Hand erwürgt. Drei Kojen befinden sich auf Sylt: die Lister Koje, die Eidumer Koje, zwischen Westerland und Rantum auf Westerländer Feldmark, und die Rantumer Koje, im Burgtal südlich von Rantum belegen. Ein Dickicht umgibt einen Süßwasserteich und bildet aus diesen Stätten des Mordes so ziemlich die lauschigsten Oasen auf der vegetationsarmen Insel. Auf dem Teiche schwimmen die Lockenten, im Dickicht schleicht der Wärter. Vom Teiche laufen nach vier Himmelsrichtungen Kanäle, sog. Pfeifen, aus, die allmählich seichter werden und mit einem Netz überspannt sind. Durch Fütterung werden die Lockenten in die Kanäle geleitet: sie wissen, daß ihnen kein Leid widerfahren wird. Ihnen nach in dichten Scharen die wilden Enten: arglose Fremdlinge, eilen sie einem sicheren, gräßlichen Tode zu. Die Badegäste Sylts lassen sich die Einrichtungen dieser Mordteiche — soweit sie überhaupt gezeigt werden — mit einem Interesse erklären, als ob Krickenten eigentlich das Hauptnahrungsmittel des deutschen Volkes seien: dessen Manna.

Sämtliche Kojen der Insel sind im Besitze von Gesellschaften, deren Mitglieder mit wenig Ausnahmen Sylter sind. Die Lister Koje, die älteste, Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden, hat 4, die Eidumer über 50 Teilhaber. Die Rantumer Koje ist 1881 erbaut und hat 20 Teilhaber, darunter auch Einwohner von Rantum.

[1]) Ueber das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig siehe das schöne Werk von Meiborg, deutsche Ausgabe von Haupt. Schleswig 1896. — Der Bauwert eines kleinen Häuschens wie des oben erwähnten dürfte sich auf gut 3000 Mark belaufen.

Unser Kojenwärter bezog von der Rantumer Koje täglich eine Mark und an den Mordtagen eine Zulage von einer weiteren Mark.

Ich hätte gern sofort auch noch die übrigen sechs Familienvorstände besucht. Aber 50 pZt. derselben sind im Momente ausgegangen. Mehrere Personen nämlich sind am Strande tätig, dabei der Gastwirt selbst, welcher von dem Fiskus als Aufseher bei der Strandbefestigung angestellt ist. Beeilen wir uns wenigstens den Gemeindevorsteher aufzusuchen; ich habe ihn, da er Strandvogt ist, ja soeben mit einem großen geborgenen Balken auf seinem von derben Pferden gezogenen Geschirr nach Hause fahren sehen. Er wird uns gewiß Einsicht in das Budget des merkwürdigen Gemeinwesens verstatten, dem er vorsteht. Indes — wohl dem, den friesische Hartnäckigkeit unterstützt, wehe dem, der gegen sie angehn soll! Gerade die halb-kommunistische Wirtschaft, um deren Willen mir — aber nicht ihm — die Gemeinde interessant erscheint, dient ihm zur Wehre: er schweigt sich über die Verhältnisse der einzelnen aus, weil sie Gemeindeangelegenheiten seien und über die Gemeindeangelegenheiten ist er einsilbig, weil sie den einzelnen berühren. Ganz und gar nichts verschlägt es bei ihm, daß ich ihn darauf hinweise, wie doch so zahlreiche Budgets gedruckt vor aller Augen offen liegen und ihm den Verwaltungsbericht meiner Vaterstadt als Gegengabe zu senden, anbiete — Frankfurt für Rantum — noch nicht einmal die nackten Titel seines Etats gibt dieser eherne Charakter preis. Des Strandvogts Devise ist offenbar jener Spruch, der einst in der Keitumer Kirche eingeschnitten war:

Ein Meister is: Vehl weten unde wenig sagen.
Nicht andwerden op alle Fragen.

Zu denken, daß dieser Vorsteher noch nicht einmal eine imposante Majorität hinter sich hat! Ich habe mir in Westerland sagen lassen, daß er s. Zt. erst nach mehreren Wahlgängen, in denen er jedesmal zwei Stimmen erhielt, während zwei andere sich zersplitterten, gewählt worden ist [1]). Das teile ich aber nur als Kuriosum zur politischen Geschichte Rantums mit, nicht daß ich gegen ihn wühlen möchte!

Glücklicherweise sind nicht alle Amtsvorsteher und Private so verschlossen gewesen wie der Strandvogt, sodaß ich aus dem zu Rantum, sowie vorher und nachher zu Westerland Ermittelten das Folgende über die wirtschaftliche Verfassung Rantums mit-

[1]) Nach der Landgemeindeordnung für die Provinz Schleswig-Holstein vom 4. Juli 1892 werden in Gemeinden mit weniger als 40 Stimmberechtigten die Vorsteher direkt von der Gemeindeversammlung gewählt.

teilen kann.

Der Gemeindebezirk Rantums erstreckt sich über zwei Gemarkungen: die eigentliche Gemarkung Rantum und die unbewohnte Gemarkung Hörnum, welche die Südspitze der Insel ausmacht. Beide Gemarkungen umfassen zusammen 1431 Hektar, meist Weide- und Dünenland [1]). Von diesem Gesamtareal sind etwa 41 Hektar Wiesenland in Rantuminge im Besitz von Forensen; meist westerländische Familien, die aller Wahrscheinlichkeit nach früher fast sämtlich in Rantum ansässig gewesen sind. Verbleiben also 1390 Hektar. Und unter diesen 1390 Hektar nicht mehr als sieben Hektar Privatbesitz [2]). Alles übrige gehört dem Fiskus, der Landschaft, dem Pastorat, allergrößtenteils jedoch der Gemeinde zu.

Der Gesamtbesitz der Gemeinde (und der Schule) läßt sich nach den Bezeichnungen des Flurbuchs folgendermaßen gliedern:

Schulhaus	1 Ar
Ackerland	52 „
Weidenland inkl. Dünen .	1248 Ha. 58 „

In Summa gut 1249 Hektar.

Nach den Ermittlungen der landwirtschaftlichen Betriebszählung von 1895 gab es in ganz Schleswig-Holstein damals überhaupt nicht mehr als 9100 Hektar ungeteilte Weiden zu gemeinsamer Nutzung und 8210 Hektar zu persönlicher Nutzung ausgeteiltes Gemeindeland [3]). Nach Meitzens bekanntem Werk [4]) machte der Anteil des ländlichen Kommunalvermögens an dem gesamten Flächeninhalt der ländlichen Gemeindebezirke in Schleswig-Holstein

[1]) Nach Kulturarten unterschied das Ende der 70er Jahre angelegte Flurbuch:

Haus und Hofräume, Hausgärten	0,08	Hektar
Ackerland	0,52	„
Wiesen	52,62	„
Weiden mit Dünen	1249,65	„
Wasser, Strand und Wege . . .	128,35	„

Davon ca. 463 Hektar in der Gemarkung Rantum und 968 (Weiden und Dünen) in der Gemarkung Hörnum. — Aenderungen in der Bewirtschaftungsweise werden bekanntlich im Kataster nicht fortgeschrieben; die in unseren Gemarkungen mittlerweile eingetretenen sind indes, wie man sehen wird, nur unbedeutende gewesen.

[2]) Verstehe: Besitz von Rantumern in dem Gemeindebezirk Rantum. Zwei Rantumer besaßen außerdem (1896) noch je ein Haus in Westerland.

[3]) Ueberdies noch 2755 Hektar ungeteilten Gemeindewald zu gemeinsamer Nutzung. (Stat. d. Deutschen Reiches, Bd. 112, 1898, p. 234.)

[4]) Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates. Vol. V. 1894, Tabelle D.

nach Maßgabe des Katasters 13‰, im Kreise Tondern aber, zu welchem die Insel Sylt gehört, 25‰ aus. Man sieht, wie erheblich unser kleines Rantum mit seinen sechs Hausstellen hier wie dort mit in die Wagschale gefallen sein dürfte! Mit recht zwingenden Verordnungen „zur Beförderung der Einkoppelung und Aufhebung der Gemeinschaft der Dorffelder" hat man im 18. Jahrhundert auf die Teilung der Allmendgüter in Schleswig hingewirkt: nächst den Aemtern Norder-Dithmarschen und Eiderstedt muß es aber gerade das Amt Tondern mit Sylt und nicht zum wenigsten mit Rantum gewesen sein, welches die Durchführung dieser Verordnungen auf den meisten Widerstand oder die meisten Schwierigkeiten stoßen ließ [1].

Unter den aufgeführten 1249 Hektar Rantumer Gemeindeland befinden sich allerdings ohngefähr 1149 Hektar Dünen und Dünenweideland, zu welchem im Flurbuch neben der Gemeinde als Eigentümerin die Regierung als Prätendentin im öffentlichen Interesse aufgeführt wird. Damit hat es folgende Bewandtnis. Als bei Anlage der Grundsteuerbücher in Schleswig-Holstein Ende der 70er Jahre die Regierung Ansprüche auf die Dünen von Sylt und Amrum erhob, kamen für die meisten Gemeindebezirke dieser beiden Inseln Vereinbarungen zustande, durch welche die Rechte des Staates näher begrenzt wurden, für einige Bezirke jedoch — und unter diesen Rantum — blieben die fiskalischen Ansprüche zunächst unausgetragen. Indes, selbst wenn man dieses Dünenland gänzlich beiseite läßt, bleiben an unbestrittenem Gemeindeland, wie man sieht, immer noch über 100 Hektar. Ein Areal so groß wie die halbe Innenstadt von Frankfurt ohngefähr. Und auf jede der 6 bezw. 5 Haushaltungen kommen an Gemeindeweideland — wiederum obiges Dünenland ungerechnet — $16^2/_3$ Hektar, an Gemeindeackerland 10 Ar [2].

[1] Verordnungen für Schleswig vom 10. Februar 1766 und 26. Januar 1770. (Vgl. Kier, in den Jahrbüchern für die Landeskunde der Herzogt Schlesw.-Holst und Lauenb. vol. VI. 1863, p. 141.) — Nach der eben angeführten Tabelle bei Meitzen berechnet sich für Eiderstedt der analoge Anteil des ländlichen Kommunalvermögens auf 55,7‰, für Norder-Dithmarschen auf 41,4‰, für Lauenburg auf 33‰, für den gesamten preußischen Staat berechnet er sich auf 50,3‰, für unsern Regierungsbezirk Wiesbaden mit seinen großen Gemeindewaldungen auf 316,2‰. Auch auf Sylt fanden übrigens zu Ende des 18. Jahrhunderts vielfach umfassende Aufteilungen statt, so z. B. in Keitum.

[2] Am Ackerland partizipiert der Lehrer nicht. Siehe unten. — Denken wir behufs Vergleich an die süddeutschen Gemeinden, deren man sich zu erin-

Die sieben Hektar Rantumer Privatbesitz entfallen fast durchweg auf Wiese und Weide im Gewann Rantumninge[1]). Die wenigen privaten Ländereien unserer Rantumer liegen also (ebenso wie diejenigen der Weggezogenen) in der Gegend des alten eingegangenen Dorfes, während die heutige Ansiedlung mit ihren etwa 7 Ar Hofraum und Hausgärten entfernt von ihnen liegt und mitten in die südlichen Gemeindeländereien hineingesetzt worden sein muß.

Merkwürdige Entwicklung, die hier vorzuliegen scheint! Sandflug und vielleicht auch andere elementare Ereignisse greifen verwüstend das Privateigentum eines Dorfes an, dezimieren seine Bevölkerung, zerstören seine Flurverfassung, die vermutlich nichts Absonderliches an sich hatte und treiben die wenigen Ueberbleibenden auf den erhalten gebliebenen Gemeinboden zum fast ausschließlich gemeinwirtschaftlichen Betriebe hin. Ein Agrarkommunismus durch Naturgewalt!

* * *

Die Nutzung der Gemeindeländereien ist eine nach Inhalt und Regelung sehr verschiedenartige, teils gemeinsame, teils gesonderte.

Zwei eingefriedigte Stücke Landes, zusammen etwa $1^1/_3$ Hektar sind in je fünf Parzellen geteilt und den fünf Gemeindebürgern (also nicht dem Lehrer) zur dauernden Nutzung übergeben. Geringes Land: das nördlich vom Dorf (in Hehm) gelegene nur zum Anbau von Kartoffeln, das südliche (in Howen) zum Anbau von Hafer oder zur Heugewinnung benutzt. Korn oder gar Weizen soll zu schlecht geraten[2]). Nichts von dem Getreide, das die Rantumer

nern pflegt, wenn von Allmenden die Rede ist. Die genannten $16^2/_3$ Hektar bezw. 10 Ar entsprechen cirka 46 bezw. $^1/_4$ badischen Morgen. Nach der bekannten, 1873 aufgemachten, badischen Statistik waren die Amtsbezirke Schönau und St. Blasien diejenigen mit höchstem Anteil des Allmendlandes am Gesamtland (66% bezw. 31,9%), dennoch kamen im Amtsbezirke Schönau durchschnittlich nur cirka $7^1/_2$ Morgen Weidenland und $1^1/_4$ Morgen Ackerland und im Amtsbezirke St. Blasien $5^1/_2$ Morgen Weidenland und $^1/_3$ Morgen Ackerland auf die Haushaltung. Unter den Gemeinden dieser Bezirke kamen wohl am höchsten Fröhnd, Geschwend und Ibach, dieses mit 37 Morgen Weidenland und $^1/_3$ Morgen Ackerland.

[1]) Im Flurbuch sind die Hausstellen als Privateigentum eingetragen. Dies wurde mir gegenüber von mehreren Einwohnern bezüglich des Grund und Bodens nicht ohne Einschränkung gelten gelassen, doch waren die Meinungen der Leute weder klar noch übereinstimmend.

[2]) Das nördliche Stück ist das im Flurbuch als Ackerland verzeichnete. Das

verzehren, wird demnach in der Gemarkung gewonnen. Jede Woche kommt ein Wagen von Westerland angefahren, welcher die Rantumer mit Brot versorgt.

Ohngefähr 13 Hektar Grasland im Gewann Mersk, also nördlich vom alten Dorfe, im nördlichen alten Gemeindelande belegen gehen als Wechselland[1]). Sie sind in sechs Abschnitte, zu sechs Parzellen jede, zerlegt. Jedem der fünf Gemeindebürger und auch dem Lehrer wird jährlich in jedem dieser Abschnitte eine andere bestimmte Parzelle zur Heugewinnung zugewiesen. Und zwar in der Weise, daß jeder der in einem Jahre in sämtlichen Abschnitten Nummer eins hatte, im folgenden Jahre in sämtlichen Abschnitten Parzelle Nummer zwei erhält u. s. f.

In mehreren Hauptabschnitten — sieben bis neun, je nach Bedarf — wird auch das gesamte Dünenland, ohngefähr bis halbwegs zur Südspitze ausgegeben. Nur werden hier nicht sämtliche Hauptabschnitte in Parzellen geteilt, sondern einer derselben bleibt Jahr für Jahr unveränderlich dem Lehrer vorbehalten, auch findet die jährlich erneuerte Parzellierung der übrigen auf die fünf Ortsbürger nicht nach einem Turnus, wie bei den Wiesen, sondern nach dem Lose statt. Die den Berechtigten damit zufallende Nutzung ist die Entnahme solchen Dünenhalms, wie er zur Fütterung geeignet ist.

Man unterscheidet auf Sylt zweierlei Sorten Dünenhalm, einen mehr breitblättrigen (die seltenere Sorte) und einen schmalblättrigen, jener daselbst auch Sandhafer, dieser Sandroggen genannt[2]). Zum Füttern verwandt wird der Sandhafer und der — im Herbst nicht welkende — Sandroggen, so lange er noch jung ist. Der alte Sandroggen dagegen, zur Fütterung nicht geeignet (teilweise auch junger, vorausgesetzt nur, daß er dem Sämlingsalter entwachsen), macht wiederum auf andere Weise verwertet, eine Einnahmequelle für die Rantumer aus, welcher sie zu einem nicht ganz unansehnlichen Teile die Hebung ihres Wohlstandes in den letzten Jahrzenten verdanken sollen.

---

südliche ist in demselben als Weidenland aufgenommen. — Der Grundsteuerreinertrag der Aecker in Rantum berechnete sich durchschnittlich auf 2,47 Taler pro Hektar, der Wiesen auf 4,21 Taler, der — nicht in den Dünen belegenen — Weiden auf 1,11 Taler (cirka).

[1]) Im Flurbuch unter den Weiden eingetragen.

[2]) Die in der Literatur angewandte Terminologie ist, soweit ich absehe, sehr schwankend.

Es wird nämlich der Sandroggen, sobald er das geeignete Alter erreicht hat, mit dem Spaten ausgestochen, in Bündel gebunden und an die Regierung verkauft um einen Preis von 10 Pfennigen pro Bündel. Von diesen 10 Pfg. rechnen sich die Rantumer 5 Pfg. auf die Halme selbst und 5 Pfg. auf das Losstechen. Sind also beispielsweise an einem Tage vierhundert Bündel gestochen worden, so gehen vierhundertmal 5 Pfennige in die Gemeindekasse und wiederum aus dieser gleichmäßig auf die fünf Bürger wegen der Halme selbst; an den vierhundertmal fünf Pfennigen für das Losstechen jedoch partizipieren nur diejenigen Gemeindemitglieder, welche sich dieser Arbeit entweder persönlich oder durch Sendung eines Stellvertreters unterzogen haben.

Der angekaufte Halm dient den Zwecken der Strandbefestigung. Die Regierung läßt ihn auf der ebenen Fläche des westlichen Strandes anpflanzen, also unmittelbar am äußeren, der Nordsee zugekehrten, Fuße der Dünen; nur an wenigen Stellen läßt man ihn zur Erzielung eines angemessenen Anschlusses in die äußeren Dünenabhänge selbst übergreifen. Diese Anpflanzungsarbeiten werden wiederum mit Zuziehung von Rantumern ausgeführt: der Lohn für den zehnstündigen Sommerarbeitstag soll zwei Mark betragen.

Wollte man den Dünenhalm gleich am Strande ziehen, statt ihn erst dahin zu versetzen, so würde er daselbst nicht weit genug zur Reife kommen, um Samen abzuwerfen, während er sich an den Stellen, wo er gegenwärtig gezogen wird, durch Samenabwurf und Sandfang selbst kultiviert.

Neuerdings verkauft die Gemeinde Rantum Dünenhalm auch nach der Insel Trieschen in der Elbmündung.

* * *

. . . Laßt uns nun aber die Dünen lieber noch einmal als Landschaft genießen, statt sie als Nutzungswerte zu betrachten und den Herrn Lehrer aufsuchen, der in sie hinausgegangen ist. Ein kleiner Junge führt uns Hügel auf Hügel ab einem Gipfel zu. Dort erblicken wir beide Meere: Wattenmeer und Nordsee. Unten im Tale vor uns mäht jemand. Der Knabe läuft ihm entgegen. Der Mäher erhebt sich, reckt sich, kommt auf uns zu. Ein hochgewachsener Mann . . . deutlicher wird der edle, längliche Kopf, der blonde Bart . . . ein Poetenantlitz, das Antlitz eines Schäferpoeten. Der Abend ist herangekommen und wir gehen mit ihm nach dem Schulhaus zurück. Um in das Wohnstübchen zu gelangen, durchschreiten wir ein kleines rohes Entrée, dann die Schulstube. Ein Raum von ungefähr

15 Quadratmetern mit vier Bänken, auf welchen zur Schulzeit vier Söhnlein der Rantumer, zwei Töchterchen und fünf Dienstjungen Platz nehmen. Es gab Zeiten, zu welchen der Lehrer nur 4 Kinder, darunter drei seine eigenen, zu unterrichten hatte. Ein Katheder und eine schwarze Tafel dahinter. Auf dieser zu lesen: Australien 1) Größe und Volkszahl, 2) Bestandteile, 3) Eigentümlichkeiten, 4) Die bedeutendsten Städte des Festlandes . . . Was von Lichtern im Hause, wird jetzt in das Wohnstübchen geschafft. Mir gegenüber sitzt der Lehrer, zur Seite die Frau; unbeweglich, mehrere Stunden lang auf einem steifen dicht an die Wand gerückten Stuhle der Sohn, ein Matrose, welcher vorübergehend im Hause ist. Keine Silbe kommt über seine Lippen. Und dennoch ist es ihm offenbar ganz wohlig im heimatlichen Eckchen zu Mut . . . War es ihm, muß ich leider sagen. Im Momente, wo ich diese Zeilen zum Drucke gebe, erfahre ich, daß der Arme das kleine Stübchen nicht mehr wiedersehen wird, er ist auf einer Seefahrt verunglückt und ruht eingebettet auf fernem Meeresgrund.

Auch der Lehrer war eigentlich Seemann von Beruf, er hat sein Steuermannsexamen gemacht. 8 Jahre lang die Meere durchschifft, New York, Rio, Bombay, Singapore, Hongkong, Shanghai geschaut — was der Matrose schauen nennt: flüchtige Blicke. Und darauf verbringt der Weltumsegler von seinem 26. Jahre ab die volle zweite Hälfte seines Lebens — er war zur Zeit meines Besuchs 52 Jahre alt — ruhig und zufrieden im winzigsten, weltentlegensten Dörfchen unseres Vaterlandes . . . Ab und zu wandert er nach Westerland, an Sonntagen; außerdem im Winter wöchentlich noch einmal einen Klub aufsuchend, in welchem man plaudert und Bücher entleihen kann. Er ist Temperenzler — die Bestrebungen des blauen Kreuzes haben (insbesondere infolge der Tätigkeit des Pastors G., damals in Westerland) in der Gegend viele Anhänger gefunden. Im Jahre 1896 hatten auf Sylt 150 Personen die Abstinenzverpflichtung, die meisten auf bestimmte Zeit übernommen.

Seit 1897 bezieht der Lehrer ein Gehalt von tausend Mark, wobei die landwirtschaftlichen Nutzungen auf 200 Mark angeschlagen sind; außerdem eine Alterszulage, welche sich gegenwärtig — nach 30 Dienstjahren — auf 800 Mark beläuft. (An dem Bargehalt sollen die Früchte eines Legats mit 200 Mark partizipieren). Er erteilt wöchentlich 30 Unterrichtsstunden. Schulgeld haben die Kinder nicht zu zahlen.

Von jeher übrigens haben weitgereiste Männer von dem Kathe-

der Rantums herab die Kleinen gelehrt. Der erste Lehrer war ein alter Seefahrer Tam Nickelsen Bay: er trat sein Amt 1794 oder 1795 an. Ihm folgte 1802 ein Morsumer, welcher als Spitzenhändler bis nach Rußland gekommen war. 1818 bis 1838 wiederum Seefahrer als Lehrer ....

Das heutige Schulhaus ist 1834 erbaut, mit einem Kostenaufwand von 400 Reichstalern Courant, der aber fast gänzlich von der Regierung getragen worden sein soll. Der erste Schulunterricht im älteren Rantum ist in einem Schaf- und Schweinestalle eröffnet worden, der zu einem der heranrückenden Dünen halber abgebrochenen Hause gehört hatte. Der Stall konnte sich so wenig vor dem Sandstaub halten wie das Wohnhaus; die Schule wurde deshalb nach wenig Jahren einige hundert Schritte weiter nach Süden verlegt. Neue Sandplage in den dreißiger Jahren. Der Lehrer, heißt es, schlief des Nachts in einem Sacke, um sich vor den Fliegen und Flöhen zu schützen, von denen die Schulwohnung von den Dünen her molestiert wurde. Alsdann dritte Verlegung nach Südosten an den gegenwärtigen Ort. Aehnlich wie das Schulhaus ist die jetzt verschwundene Kirche fortdauernd von den heranrückenden Dünen bedrängt worden; sie wurde 1757 nach Südost verlegt; 1801 gänzlich abgebrochen.

* * *

Das Abendmahl des Lehrers wird aufgetragen: Tee und Brot nebst Wurst. Des Morgens nimmt er Kaffee, Mittags eine Suppe (Milch-, Frucht- oder Fleischsuppe), Fleisch oder Fisch und zuweilen einen Pudding oder einen Pfannkuchen. Es ist stockfinster, als ich mich von dem Schulhaus nach meiner Herberge taste: ab und zu ein schwacher Schimmer aus den kleinen Fenstern. ...

Was die Leute da drinnen anfangen mögen?

Ich hatte gelesen, daß sie Stricke aus der Sandroggenpflanze drehen und sich Gespenstergeschichten erzählen. Indes, dies Strickedrehen soll seit längerer Zeit abgekommen sein. Es handelte sich dabei um sogenannte Dachstricke „Rooper", die zum Dachflicken und Dachdecken gebraucht wurden. Dagegen soll das Spinnen zum Hausbedarf noch üblich sein. — Und ganz energisch protestiert der Rantumer gegen die ihm aufgebürdete weiße Frau, das „Stademwöffke", eine interessante, über das Los Rantums klagende Persönlichkeit ... „Traurig durch die langen weißen Sandtäler von Hörnum .... schwebt das „Stademwöffke" ... Der heutige Rantumer behauptet durchaus nichts von ihr zu wissen und will sich in keine romantische Zwangsjacke stecken lassen ...

Im Gasthause hatte der königliche Beamte längere Zeit auf mich gewartet in der vergeblichen Hoffnung, vielleicht einmal zu einem lang entbehrten Spielchen zu kommen.

* * *

Am Morgen erwachte ich auf meinem Sofa ziemlich gerädert, durch Gespräche im Hofe und Stampfen aufgestört. Der Wirt läßt einen artesischen Brunnen graben, ist jetzt bis auf 41 Meter Tiefe gelangt, hat aber nur Salzwasser gefunden.

Die meisten bedienen sich des Grundwassers, sie graben eine Tonne ein und behaupten, dann mit 4 bis 5 Fuß das schönste Wasser zu haben.

Noch einen Spaziergang, bevor wir scheiden, in der frischen sonnigen Morgenluft, über die grünen Flächen zwischen den weidenden Schafen hindurch . . . Und mögen sie mich noch so schweigsam anschauen mit ihren Sphinxgesichtern, ich kenne doch jetzt ziemlich genau die Rechtsverhältnisse, in welchen sie leben, ebenso wie diejenigen der Kühe, Kälber, Pferde . . .

Folgendermaßen steht es in Rantum um Viehhaltung und Weiderecht: Es lebten in Rantum (abgesehen von einigen Schweinen, den Hühnern, welche jedermann hat und den Enten des Wirtes) 5 Pferde, ohngefähr 25 Stück Kühe und Jungvieh, 6 Kälber und etwa 800 Schafe — sie alle in drei Kasten zerfallend: verbürgerte Tiere erster Klasse, ebensolche zweiter Klasse und fremde Tiere. Des näheren verhält sich dies so: Alle Rantumer, sowie der Lehrer haben das Recht, je 4 Kühe bezw. Stücke Jungvieh und 20 Schafe auf den Gemeindeweiden grasen zu lassen. Besitzt jemand nicht so viel Vieh, um sein Recht für sich persönlich völlig auszunutzen, so mag er von auswärts welches in Pension nehmen und sich damit eine Einnahme schaffen: die Gemeinde rechnet ihm nichts dafür. Ungefähr 8 fremde Stück Jungvieh lebten damals in Rantum. An Schafen indes hatte jeder der Einwohner sein Recht überschritten; 180 überzählige Schafe besaßen die Rantumer 1896 im Eigentum (für die überzähligen Tiere ist der Gemeinde zu zahlen). So durfte niemand Schafe in Pension halten, es hatte jedoch die Gemeinde als solche deren in Kost und zwar etwa 500 Stück, meist Westerländer Geburt[1]).

[1]) Die Pferdebesitzer scheinen nicht an eine bestimmte Anzahl gebunden zu sein, müssen jedoch für die Benutzung der Weide sämtliche Spanndienste für die Kommune leisten z. B bei Wegebauten, Schulbauten u. dergl., auch den in Westerland wohnenden Pfarrer zweimal im Jahre zum Gottesdienst und ein-

Die verbürgerten Schafe erster Klasse bilden gleichsam eine obere, die verbürgerten überschüssigen nebst den fremden eine untere Kaste. Die obere Kaste weidet in der Nähe des Dorfes (in den Gewannen Howen und Tadjem), sie wird — vom 1. Mai bis Michaelis — „getüdert" d. h. die Schafe werden alsdann mit einem Strick an einen in den Boden befestigten Pflock gebunden. Dieser Pflock wird mehrmals im Tage versetzt. Jedem liegt es ob für seine eigenen Schafe zu sorgen; man läßt das mehrfach Sorge der kleinen Dienstjungen sein, die indes die Schule darob nicht versäumen dürfen.

Etwa 3500 Meter südlich von Rantum im sog. Weeterdäl (Wassertal) südlich vom Gewann Kleinvlieh überquert ein Zaun die Insel in ihrer ganzen Breite von dem Wattenmeer bis zur Nordsee. Jenseits dieses Zaunes bis zur Südspitze weidet die untere Kaste. Die Schafe dieser Kaste laufen frei herum, sie werden nicht bewacht und mögen sehen, wie sie zurechtkommen. Am 1., 10., 15., 20. Mai hinausgelassen, werden sie am 20. September von den Rantumern wiederum zurück- und zwar in eine Hürde getrieben: dort werden sie von ihren Eigentümern abgeholt. Es kommen nicht alle zurück, welche hinausgegangen waren. Manches Schaf ist einsam verendet und man fand, da man es eintreiben wollte, nur sein Skelett.

Für die Unterbringung einer Kuh oder eines Stückes Jungviehs erhalten die Rantumer von den fremden Eigentümern cirka 20 Mark; für die Haltung der überschüssigen Schafe zahlen sie ebenso wie die fremden Eigentümer pro Stück eine Mark an die Gemeinde. Die Gemeinde erlöst sonach aus der Unterbringung der fremden Schafe allein fünfhundert Mark. Als durchschnittlichen Wollertrag pro Schaf rechnet man in Rantum gewöhnlich vier Pfund (rein gewaschen); die gewonnene Wolle wird zum allergrößten Teil verkauft und zwar an einen westerländischen Kaufmann, welcher sie wiederum an einen Altonaer Fabrikanten absetzt.

Aus der Verpachtung der Jagd (Hasenjagd) sind in jüngster Zeit etwas über 600 Mark jährlich gelöst worden. Schon in dem Erdbuche Waldemars des Zweiten (1231) findet sich bei Sylt der Vermerk „ha" (Hare, Hasen).

Fischerei wird von den Rantumern nicht betrieben.

Die Erträge aus Weiden und Jagd bilden wohl mit denen aus dem verkauften Dünenhalm die ansehnlichsten Einnahmeposten im

mal zur Schulprüfung nach Rantum fahren. — 1709 soll es nach C. P. Hansen (s. u.) in Rantum bei 34 Häusern gegeben haben 26 Pferde, 16 Milchkühe und 159 Schafe. 1827 bei 13 Häusern 2 Pferde, 7 Milchkühe und 68 Schafe.

Budget der Gemeinde.

Ergebnis der ganzen Gebahrung ist, daß jedem der fünf Bürger jährlich 500—600 Mark aus der Gemeindekasse herausgezahlt werden [1]).

Nicht immer sind die Finanzen Rantums blühend wie jetzt gewesen. Nach dem Untergange des Restes ihrer Ackerländereien soll die Gemeinde gänzlich verarmt gewesen sein, so daß sie schließlich ihre Hilfsbedürftigen nicht mehr erhalten konnte und daß die Landschaft Sylt zur Tragung der Kosten des Armenwesens zu einem großen Teil mit herangezogen werden mußte. Wo wir heute so etwas wie eine behäbige Genossenschaft vor uns sehen, stand ehedem ein elendes Dorf. Vergessen dürfen wir freilich nicht, daß die Anzahl der heutigen Teilhaber an diesem relativen Wohlstand eine kleinere als diejenige der ehemaligen Dorfeinwohner ist.

* * *

Gegenwärtige Skizze hat pro jeden der 34 Rantumer Einwohner immerhin so viel Arbeitszeit erfordert, daß, wollte jemand etwa Frankfurt in gleicher Proportion behandeln, mehrere Jahrhunderte ganz bequem aufgebraucht werden könnten. Dies mag den Westerländer Badegast entschuldigen, wenn er es nicht unternommen hat, außer in westerländischen Akten auch noch außerhalb der Insel in den festländischen Archiven den Nachrichten zur Geschichte Rantums nachzugehen. Gern schon hätte er dies gemocht: dürfte doch der Name Rantum in der national-ökonomischen Literatur bisher kaum genannt worden sein, trotz des Interesses, welches dieselbe dem deutschen Allmendwesen schon seit langem zugewendet hat. Mein Schiff führte mich indes damals von Sylt nach West, nicht nach Ost. Aber vielleicht findet sich einmal ein dem Untersuchungsgebiete näherwohnender Sozialpolitiker dazu veranlaßt, sich, namentlich in dem Staatsarchive zu Schleswig, nach weiteren Aufklärungen über die historische Entwicklung unseres merkwürdigen Gemeinwesens umzuschauen. Eine Reihe interessanter Fragen, darunter besonders auch diejenigen nach der sozialen Verteilung des Grundbesitzes in den früheren Jahrhunderten, nach den Ergebnissen älterer Vermessungen und Besteuerungen, nach dem tatsächlich konstatierbaren Verluste an Kulturland u. a. m. wäre aufzuwerfen [2]). Einer gütigen Mitteilung der Verwaltung jenes

[1]) Wobei der Arbeitslohn für das Losstechen der Halme keinesfalls mitinbegriffen sein dürfte.

[2]) Auf die alten Besitzverschiedenheiten deuten die noch heute in den Grund- und Gebäudesteuerbüchern vorkommenden, offenbar aus den alten Steuerregistern

Archivs zufolge soll sich in demselben gar nicht wenig Material über Rantum vorfinden, leider so zerstreut, daß es nicht wohl versendet werden kann.

Ein Teil dessen, was hier von Historischem in die Erzählung des selbst Gesehenen — auf die es zunächst ankam — einverwebt worden, ist den Schriften des Lokalhistorikers der Insel C. P. Hansen[1]) entnommen, so weit dessen Mitteilungen als zuverlässig erscheinen durften. Hansen hing mit warmer Liebe an seiner Heimat, er schrieb fleißig Buch auf Buch, leider nicht allzukritisch, wie mich dünkt, und seinen Quellen nachzugehen, hat er uns vollends nicht leicht gemacht. Indes, seine meisten Nachfolger haben bislang wesentlich aus ihm geschöpft und wenn ich „älteste Leute" (deren ich auf der Insel viele aufsuchte) reden hörte, so war es mir zuweilen, als ob sie neuerdings in Hansen Gelesenes, nicht immer alt Erlebtes und Erinnertes, zum besten gaben. In einem druckenden Zeitalter muß man die Ware des redenden Barden sorgsam prüfen. Hansen war auch ein eifriger Sammler Sylt'scher Antiquitäten: das Hansen-Museum zu Keitum bildete für viele Badegäste einen Anziehungspunkt. Vögel, Meertiere, Petrefakten, Gräberfunde . . . Raritäten aller Art. Das Sehenswerteste des Museums war aber vielleicht die Kustodin. Ein Mütterchen, buchstäblich gebeugt unter der Last ihrer vierundachtzig Jahre. Es war die Witwe des alten Hansen. Ihr Gedächtnis war erstaunlich, aber die liebende stolze Erinnerung, mit der sie in jedem Satze des heimgegangenen Sammlers erwähnte, war noch bewunderungswerter. „Das hat er ja bei Morsum gefunden" . . (das „Ja" ist dialektisch, es drückt keinen Gegensatz aus.) „So sah er ja aus, wie er jung war, so sah ja seine erste Frau aus, er hat sie selbst gemalt, sie war ja sehr schön." (Die Kustodin ist die dritte Frau.) Auf einem Tische lagen Hansens Schriften, verkäuflich. Mit zitternder Hand wies die Greisin sie vor, mit zitternder Hand ergänzte sie die Lücken, welche durch einen Ankauf entstanden. Seine „Chronik der friesischen Uthlande" ist bei der Grundlegung des Kurhauses zu Westerland in den Grundstein gelegt worden, erzählte

übernommenen — übrigens nicht gleichmäßig angewendeten — Ausdrücke: Inste n stelle, Kathen stelle, Häusler stelle.

[1]) Nicht zu verwechseln mit J. F. Hansen, Verfasser einer Beschreibung von Schleswig (1770), mit R. Hansen in Oldesloe und mit Georg Hanssen, dem bekannten Agrarhistoriker († 1894), welcher uns so viele wertvolle Monographien über Schleswig-Holstein, so weit ich absehe, aber gerade über Sylt nichts hinterlassen hat. C. P. Hansen, geb. 1803 zu Westerland, ist 1879 zu Keitum gestorben.

sie uns . . . — Die Träne der Rührung floß in diesem Museum leichter als in einem Goethe- oder Schillerhaus, denn während für die heimgegangenen Dichter nur das abstrakte Herz der Menschheit schlägt, schlug für Hansen noch das lebende Herz der alten treuen Gefährtin. — Und doch warum verließen manche das Museum gekränkt, ernüchtert? Hatten sie nicht eben dem Mütterchen herzlich gedankt, ihm die Hand gedrückt, etwas hineingeschoben? Ja, gerade das war's . . . Das Mütterchen hatte die gedrückte Hand wieder geöffnet, die „Groschen" darin mit dem Finger der andern Hand sachte auseinandergeschoben — — „es ist zu wenig, es kostet à Person sechzig Pfennige". Da zählte mancher die Häupter seiner Lieben und ein Schatten flog über sein Antlitz. Aber legen wir nicht ohne zu murren so manche Lira in die kalte Hand des Portiers eines römischen Grande, der uns die Gallerien seines Herrn öffnet, warum keinen Obolus in die alte treue Hand? Nur formell und psychologisch war vielleicht unkorrekt gehandelt worden: man hätte wohlgetan, die Forderung irgendwo durch Anschlag bekanntzugeben. Dann würde so manche zarte Regung, die einen Besucher überkommen, nicht wieder verloren gegangen sein, denn wenn auch in unserem schneidigen Jahrhundert nicht Allzuviele nach „sentimentalischen" Stimmungen ausziehen, wie der Held in Sterne's Roman, so gibt es immer noch einige, die sie schätzen und die sie vorziehen der Seehundsjagd und dem Mövenfang.



